

HEYNE
BÜCHER

DAVID
MORRELL

Verrat



ROMAN

DAVID MORELL

VERRAT

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/7760

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE LEAGUE OF NIGHT AND FOG
Deutsche Übersetzung von Sepp Leeb

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREEWARE
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Copyright © 1987 by David Morell
Copyright der deutschen Ausgabe © 1988
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1988
Umschlagfoto: Photodesign Mall, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Werksatz GmbH, Wolfersdorf
Druck und Bindung: Presse-Druck Augsburg

ISBN 3-453-02896-3

*Für Paul Seydor
einen treuen Freund*

Neues Unheil erfordert neue Gegenmaßnahmen... neue Sanktionen zur Verteidigung und Wahrung der ewig gültigen Prinzipien von Recht und Unrecht.

The Times (LONDON)

ZU DEN NÜRNBERGER PROZESSEN

VORSPIEL

Viermal die Nacht

Die Nacht der langen Messer

Der von den Nazis geprägte Ausdruck ›Nacht der langen Messer‹ bezieht sich auf die Ereignisse des 30. Juni 1934. Hitler, im Jahr zuvor zum Reichskanzler gewählt, mußte zur endgültigen Festigung seiner Machtposition auch noch das Amt des Reichspräsidenten an sich bringen. Fest entschlossen, alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, flog er in Begleitung seiner Schutzstaffel heimlich nach München, um dort mit vorgehaltener Waffe seinen Haupttrivalen und ehemaligen Mitstreiter Ernst Röhm zu verhaften. Röhm war der Anführer der sogenannten Braunhemden, einer paramilitärischen, terroristischen Nazitruppe, die offiziell unter der Bezeichnung Sturmabteilung, kurz SA, bekannt war. Röhm hatte beabsichtigt, die vierhunderttausend Mann starke SA der deutschen Wehrmacht anzugliedern und in der Folge - das nahm zumindest Hitler an - die Macht über Deutschland zu ergreifen. In dem Bestreben, sich der vorbehaltlosen Unterstützung der Wehrmacht zu versichern und sich gleichzeitig seiner Rivalen zu entledigen, ließ Hitler deshalb seinen ehemaligen Mitstreiter Röhm und mehrere hohe SA-Offiziere exekutieren.

In der Folge beschloß der Führer, der sich nicht mit Halbheiten zufrieden gab, auch alle anderen Elemente unschädlich machen zu lassen, die seine uneingeschränkte Vormachtstellung hätten gefährden können. Während in München Röhm und sein Stab erschossen wurden, führten in Berlin Hitlers enge Mitarbeiter Himmler und Göring eine ähnliche Säuberungsaktion durch. Unter ihren Opfern befanden sich neben dem früheren Kanzler Deutschlands weitere unliebsame Polizei- und Staatsbeamte sowie Dissidenten innerhalb der NSDAP. Später machte Hitler geltend, jene siebenundsiebzig Verräter wären getötet worden, um einem Regierungsumsturz vorzubeugen. Überlebende dieser Säuberungsaktion erklärten

jedoch, die Zahl der Opfer hätte in Wirklichkeit über vierhundert betragen. Nach dem Krieg ergaben gerichtliche Untersuchungen in München, daß diese Zahl sogar noch wesentlich höher anzusetzen war – bei über tausend Opfern.

Die Nacht der langen Messer war in zweierlei Hinsicht von Bedeutung für die weitere Entwicklung im Deutschland der Hitlerdiktatur. In Folge des von ihm ausgeübten Terrors konnte Hitler nun auch das Amt des Präsidenten für sich beanspruchen, um als uneingeschränkter Herrscher über Deutschland seine Nation unaufhaltsam den Greueln des Zweiten Weltkriegs entgegensteuern zu können. Der Umstand, daß er bei der Beseitigung seiner Rivalen auf seine persönlichen Bewacher zurückgegriffen hatte, verhalf dieser Truppe zu so viel Prestige und Einfluß, daß sie im Lauf der Zeit sogar noch Röhms SA überflügeln sollte. Wie Röhms Sturmabteilung vor allem unter ihrer Abkürzung SA bekannt war, sollten auch für Hitlers Schwarzhemden, die Schutzstaffel, deren Anfangsbuchstaben bezeichnend werden. Während jedoch die SA inzwischen mehr und mehr in Vergessenheit geraten ist, stehen die Initialen von Hitlers Elitetruppe noch heute als Synonym für das Böse schlechthin. Das Zischen der Schlange. Der heisere Hauch des Unheils:

SS.

Die Nacht des zerbrochenen Glases

Besser bekannt unter dem Namen Reichskristallnacht, bezieht sich der Begriff ›Nacht des zerbrochenen Glases‹ auf die Ereignisse des 9. November 1938. Zwei Tage zuvor hatte in der deutschen Botschaft in Paris der polnische Jude Herschel Grynszpan den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath ermordet. Die Tat war als Vergeltungsaktion für die Deportation von Grynszpans Familie und 23 000 weiteren Juden gedacht. Grynszpans Anschlag hatte eigentlich dem deutschen Botschafter in Paris gegolten, an seiner Statt wurde jedoch bei dem Versuch, das Attentat zu verhindern, vom Rath erschossen. Wie es die Ironie des Schicksals wollte, hatte vom Rath die antisemitische Haltung der Nazis offen kritisiert und war deshalb durch die Gestapo einem Disziplinarverfahren unterstellt worden. Für die Nazipropaganda zählte jedoch nur eines: Ein Jude hatte einen deutschen Beamten ermordet. Hitler wußte den Vorfall geschickt für seine Zwecke zu nutzen. Während er in der Öffentlichkeit behauptete, das Attentat hätte in ganz Deutschland antisemitische Vergeltungsaktionen ausgelöst, erteilte er insgeheim Befehl, diese bisher noch keineswegs existenten Unruhen in die Wege zu leiten.

Organisiert wurden diese ›spontanen Demonstrationen‹ von Reinhard Heydrich, dem stellvertretenden Leiter der SS. Nachdem die Nazihorden in der Nacht des 9. November begeistert zur Tat geschritten waren, konnte Heydrich in einem vorläufigen Bericht an Hitler bekanntgeben, daß 815 jüdische Geschäfte, 171 jüdische Häuser und Wohnungen und 119 Synagogen in Brand gesteckt oder anderweitig zerstört worden waren. Zwanzigtausend Juden wurden festgenommen und in Konzentrationslager eingeliefert; sechshunddreißig wurden getötet, sechshunddreißig weitere schwer verletzt. Diese Zahlen stellten sich als krasse Untertreibungen heraus. Das Zerstörungswerk der Nazihorden zog so weite Kreise, daß überall

die Straßen mit Glassplittern von zerbrochenen Fenstern übersät waren, wovon auch der zynische Begriff ›Reichskristallnacht‹ herrührte.

Abschließend sprach Heydrich in seinem Bericht die Empfehlung aus:

... die Versicherungsgesellschaften sollen die Ansprüche der betroffenen Juden in vollem Umfang erfüllen. Diese Gelder werden dann jedoch von staatlicher Seite konfisziert und den Versicherungen zurückerstattet. Mir vorliegenden Meldungen zufolge werden sich allein die Ersatzansprüche für Glasschäden auf etwa fünf Millionen Mark belaufen... Was die Beseitigung der entstandenen Schäden betrifft, könnte dies am besten bewerkstelligt werden, indem man aus den Konzentrationslagern gruppenweise Juden entläßt und unter Aufsicht ihre eigene Unordnung beseitigen läßt. Die Gerichte werden ihnen eine Strafe in Höhe von mehreren Milliarden Mark auferlegen, die aus dem Ertrag ihres konfiszierten Besitzes beglichen wird. Heil Hitler!

Mit der Reichskristallnacht nahmen in Deutschland die offenen, von Staatsseite angeordneten Judenverfolgungen ihren Anfang. Obwohl viele Regierungen anderer Länder – und selbst einige hochstehende Nazi-Funktionäre – energisch gegen die Vorfälle in der Reichskristallnacht protestierten, unternahm doch niemand etwas, um zu verhindern, daß sich derlei wiederholte beziehungsweise noch wesentlich schrecklichere Ausmaße annahm.

Nacht und Nebel

Der Nacht-und-Nebel-Erlaß wurde am 7. Dezember 1941 von Hitler persönlich ausgegeben; am selben Tag hatte Japan den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbor angegriffen. Dieser Erlaß war gegen ›Personen, die Deutschlands Sicherheit gefährdeten‹ gerichtet und hier wiederum vor allem gegen die Mitglieder von Widerstandsgruppen in den von Deutschland besetzten Gebieten. In dem Erlaß wurde darauf hingewiesen, daß die Exekution allein kein genügend wirksames Abschreckungsmittel gegen anti-deutsche Aktionen darstellte. Vielmehr wäre in diesem Zusammenhang neben psychologischer auch körperliche Gewaltanwendung notwendig. Daher sollten nicht alle Widerstandskämpfer nach ihrer Festnahme hingerichtet werden; stattdessen sollte eine größere Anzahl von ihnen an einen unbekannten Ort gebracht werden, so daß Außenstehende nichts über ihr weiteres Geschick erfahren konnten. Freunde und Familienangehörige sollten beständig im ungewissen gelassen werden. Der Erlaß äußert sich dazu wie folgt: ›Der einschüchternde Effekt dieser Maßnahmen liegt (a) im spurlosen Verschwinden der schuldigen Person, (b) in dem Umstand, daß keinerlei Hinweise auf den Verbleib und das Schicksal der betreffenden Person gegeben werden.‹ Alle jene, die sich an deutschlandfeindlichen Aktivitäten zu beteiligen beabsichtigten, mußten also befürchten, daß sie wie ihre Freunde und Verwandten in Nacht und Nebel verschwinden würden.

Wie dieser Erlaß in die Tat umgesetzt wurde, läßt sich am Beispiel des tschechoslowakischen Dorfs Lidice zeigen. Zur Vergeltung für die Ermordung von Reinhard Heydrich umringen 1942 deutsche Soldaten das Dorf und erschossen, jeweils in Zehnergruppen, sämtliche männlichen Bewohner. Die Exekutionen zogen sich über den ganzen Tag hin. Die

Frauen aus dem Dorf wurden in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht, wo sie an Entkräftung starben oder vergast wurden. Die Kinder des Dorfes jedoch – es waren insgesamt neunzig – verschwanden einfach in Nacht und Nebel. Verwandte in anderen Dörfern sollten nie erfahren, was aus ihnen geworden war.

Die dunkle Nacht der Seele

1

Am 20. Januar 1942, sechs Wochen nach dem Nacht-und-Nebel-Erlaß, fand in Berlin unter dem Vorsitz von Reinhard Heydrich, dem Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, die sogenannte Wannsee-Konferenz statt, in der die Endlösung der, wie Hitler sie nannte, Judenfrage erörtert wurde. Die Maßnahmen, die mit der Reichskristallnacht ihren Anfang genommen hatten, sollten nun in der endgültigen Vernichtung der Juden ihren grausigen Höhepunkt erreichen.

Massenexekutionen durch Erschießungskommandos wären aufgrund der Munitionskosten zu unwirtschaftlich gewesen. Eine weniger kostspielige Methode, bei der die Opfer in Lastwagen gepfercht und durch die Auspuffgase vergiftet wurden, erwies sich als unzureichend, weil nicht genügend Menschen gleichzeitig zum Ersticken gebracht werden konnten. An der Methode des Erstickens als solcher war jedoch nichts auszusetzen. Das Problem, das sich den Teilnehmern an besagter Konferenz stellte, war lediglich, wie dies möglichst rationell zu bewerkstelligen sei. Und so entstanden im Frühjahr 1942 die ersten Vernichtungslager.

Diese Vernichtungslager sind nicht zu verwechseln mit den bisherigen Konzentrationslagern, wo unzählige Menschen in primitiven Baracken auf engstem Raum zusammengepfercht wurden, um von dort Tag für Tag zur Arbeit in die umliegenden Rüstungsfabriken getrieben zu werden. Zwar starben die meisten Lagerinsassen an den Folgen der brutalen Arbeitsbedingungen, der mangelnden Ernährung und der unzureichenden hygienischen Bedingungen, aber der Tod war nicht der eigentliche Zweck dieser Arbeitslager, sondern eher deren unvermeidliche Nebenerscheinung. Wie Sklaven fanden ihre Insassen vor allem als billige Arbeitskräfte Verwendung.

Dagegen dienten die Vernichtungslager einzig und allein dem Zweck, möglichst viele Menschen auf möglichst rasche und rationelle Weise zu töten. Es gab auch Konzentrationslager mit Vernichtungsabteilungen, wie zum Beispiel Auschwitz und Maidanek. Die Zahl der ausschließlichen Vernichtungslager beschränkte sich jedoch auf vier Lager, die alle in Polen lagen: Sobibor, Belzec, Chelmno und Treblinka.

Der Lagerkommandant von Treblinka, Franz Stangl, beschreibt die Zustände dort wie folgt:

Es war wie in Dantes Inferno. Der Gestank war unbeschreiblich. Überall Hunderte, nein, Tausende von verwesenden, sich zersetzenden Leichen. Um das ganze Lager herum waren Zelte aufgeschlagen. Um die Lagerfeuer vor ihnen scharten sich Gruppen von ukrainischen Wachen und Mädchen – Huren, die sich, wie ich später erfuhr, aus allen Teilen des Landes hier eingefunden hatten; und sie betranken sich sinnlos, tanzten, sangen und spielten Musik.

In den fünfzehn Monaten seines Bestehens, vom Juli des Jahres 1942 bis September 1943, wurden im Lager Treblinka eine Million Juden vernichtet – ein Sechstel aller Juden, die dem Holocaust zum Opfer fielen. Als das Lager sich auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit befand, wurden dort täglich zwanzigtausend Menschen getötet – eine Zahl, die um so grauenhafter erscheint, wenn man sich vor Augen hält, daß die Massenvernichtungen nur auf die Vormittage beschränkt waren. Für den Rest des Tages widmete man sich der Beseitigung der Leichen, indem man sie in riesigen offenen Gruben verbrannte. Über Nacht ließ man die Feuer jedoch erlöschen, damit der Rauch abziehen konnte und die Opfer des nächsten Tages nicht durch den unverkennbaren Geruch verbrannter Leichen vorgewarnt wurden.

Erleichtert, endlich die Enge der Züge verlassen zu können, in denen sie aus dem jüdischen Getto in Warschau abtransportiert worden waren, stolperten die Opfer aus den überfüllten Viehwaggonen. Einige ihrer Leidensgefährten waren bereits während des Transports erstickt oder zerquetscht worden. Um so begieriger sogen die ahnungslosen Überlebenden nach dem betäubenden Gestank von Erbrochenem und Exkrementen im Innern der Waggons die frische Luft in ihre Lungen.

Ihre Blicke fielen auf die Schilder mit der Aufschrift: SCHALTER TREBLINKA oder HIER UMSTEIGEN ZU DEN ZÜGEN IN RICHTUNG OSTEN. Die Angst und Ungewißheit wich der Hoffnung: Das *war kein Lager*. Die SS-Männer mit dem Zeichen der zwei Blitzstrahlen an ihren schwarzen Uniformen hätten an sich keinen weiteren Grund zur Besorgnis geboten, wenn da nicht ein weiteres Abzeichen in Form eines Totenkopfs auf ihren Uniformmützen zu sehen gewesen wäre. Die Zeiger der Bahnhofsuhr waren nur aufgemalt und rührten sich nicht von der Stelle. Soldaten erteilten ihre schroffen Kommandos. Die Neuankömmlinge wurden aufgefordert, das Stationsgebäude zu betreten, sich zu entkleiden und sich in die Duschräume zu begeben. Eine Dusche war nach den Strapazen der langen Zugfahrt ein unverhoffter Luxus; um so mehr wunderten sich die Opfer, weshalb er ihnen zugestanden wurde. Eine Wache schien ihre Gedanken lesen zu können. »Euer Gestank ist ja nicht auszuhalten!«

Nachdem sie in das Stationsgebäude getrieben worden waren, zogen sie sich aus und gaben ihre Wertgegenstände ab. »Damit Ihnen nichts abhanden kommt, solange Sie unter der Dusche sind«, wurde ihnen als Erklärung angegeben. Man rasierte ihnen die Köpfe kahl; auch das weckte böse Vorahnungen. Schließlich drangen Wachen in das Stationsgebäude und trieben ihre Opfer mit Peitschen durch den

Hinterausgang, der sich auf einen langen Weg öffnete, welcher in SS-Kreisen den Namen ›Straße zum Himmel‹ hatte. Andere Wachen hieben mit Knüppeln auf die Nackten ein. »Schneller! Schneller laufen!«

Die Todeskandidaten stolperten über gestürzte Leidensgenossen. Am Ende des Weges ging es nur in einer Richtung weiter – nach rechts, fünf Stufen hinauf, durch ein großes, offenes Tor. Sobald der letzte einer Gruppe von fünfhundert Personen in den dahinter liegenden Raum gedrängt worden war, wurden die massiven Torflügel zugeschlagen und verriegelt. Anstelle von Duschköpfen waren an der Decke Lüftungsschlitze angebracht. Draußen begann ein Motor zu laufen. Auspuffgase drangen in den Raum ein. Die Eingeschlossenen hielten die Luft an, um sie nicht einatmen zu müssen. Dabei wurde ihnen nicht bewußt, daß sie mit Absicht zur Eile gedrängt worden waren, damit ihre Lungen gegen den Versuch, die Luft anzuhalten, rebellieren würden. Ebenso wenig wurde ihnen bewußt, daß ihre Kleider und Wertsachen den Deutschen helfen würden, weiter Krieg zu führen, daß ihr Haar als Füllmaterial für Matratzen und Kopfkissen der Wehrmacht Verwendung finden würde und daß ihnen die Goldfüllungen aus ihren Zähnen entfernt würden, um neue Waffen und Munition zu finanzieren. Sie hatten nur noch einen Gedanken im Kopf – daß sie die Luft nicht mehr länger anhalten konnten. Sie starben im Stehen.

3

Auf diesem Gipfel der Brutalität vermochte die Menschlichkeit zumindest einen kleinen Triumph zu erringen. Im August 1943 kam es zu einer Revolte jener Juden, die in Treblinka zu Arbeiten gezwungen worden waren, welche selbst die SS und ihre ukrainischen Helfershelfer sich auszuführen weigerten und

die darin bestanden, die Leichen aus den Gaskammern zu schaffen, sie in großen Gruben auf Eisenbahnschienen aufzuschichten und in Brand zu stecken. Mit Hilfe heimlich gebastelter Waffen töteten sie ihre Bewacher und flohen in einen nahegelegenen Wald.

Viele von ihnen wurden dabei mit Maschinengewehren niedergemäht, aber etwa fünfzig Männer erreichten den schützenden Wald und konnten entkommen.

Die Nazis lösten das Lager auf. Nachdem von Osten her bereits die Russen im Anmarsch waren und fast alle Juden in Polen vernichtet worden waren, beseitigte die SS in der Eile des Aufbruchs noch sämtliche Spuren ihres grauenhaften Vernichtungswerks. Die zum Schein errichtete Bahnstation von Treblinka, die Straße zum Himmel, die Gaskammern und die Einäscherungsgruben wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Das Land wurde einem Bauern für sein Vieh zur Verfügung gestellt. Doch die eine Million zu Asche verbrannter Leichen war nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Von den durch die Verwesung entstehenden Gasen hob sich das Bodenniveau um fast zwei Meter. Die Gase entwichen. Der Boden senkte sich wieder – diesmal fast zwei Meter unter sein normales Niveau. Neue Verwesungsgase hoben die Erde. Wieder sank sie in sich zusammen, um sich von neuem zu heben.

Das Vieh floh den Ort. Und auch den Bauern hielt es nicht mehr lange.

ERSTES BUCH

Vorladung

Eiszapfen

1

GEHEIMNISVOLLES VERSCHWINDEN EINES KARDINALS WEITER UNAUFGEKLÄRT

»ROM, ITALIEN, 28. Februar (AP) - Die zuständigen Behörden des Vatikans sowie die römische Polizei haben auch nach fünf Tagen noch keinerlei Anhaltspunkte für die Ursachen des Verschwindens von Kurienkardinal Krunoslav Pavelic.

Der zweiundsiebzigjährige Pavelic wurde von engen Mitarbeitern am Sonntagabend zum letztenmal gesehen, nachdem er in der Privatkapelle seiner Gemächer im Vatikan die Messe gelesen hatte. Am darauffolgenden Montag hätte er eine Abschlusserklärung zu einer mit großem Interesse verfolgten Konferenz katholischer Bischöfe abgeben sollen, die sich mit den politischen Beziehungen der Kirche zu den kommunistischen Regimes Osteuropas befaßt hatte.

Die Behörden vermuteten anfänglich eine Entführung Kardinal Pavelics durch rechtsextremistische Kreise, die damit gegen den nachgiebigeren Kurs protestieren wollten, den die Kirche Gerüchten zufolge gegenüber jenen Regimes einzuschlagen beabsichtigte, die sich bereiterklärten, staatliche Restriktionen gegen kirchliche Aktivitäten in ihren Ländern zumindest in einem gewissen Maß aufzuheben. Bisher hat sich jedoch noch keine extremistische Organisation zu Wort gemeldet, um die Verantwortung für Pavelics Verschwinden zu übernehmen.«

St. Paul, Minnesota. März. Bereits zum zweitenmal in dieser Nacht verschwammen Frank Miller die Spielkarten in seiner Hand vor den Augen. Obwohl er noch zwischen Rot und Schwarz unterscheiden konnte, war es ihm nicht mehr möglich, zu erkennen, ob es sich um Herz, Karo, Kreuz oder Pik handelte. In dem Versuch, seine Beunruhigung darüber zu verscheuchen, nahm er seine Brille ab, um sich die Augen zu reiben und seine schmerzende Stirn zu massieren.

»Fehlt dir was?« fragte Sid Henderson, der ihm gegenüber am Tisch saß. Wie Miller war Henderson über siebzig. Auch die anderen Bridgespieler in dem Aufenthaltsraum des Altenzentrums von St. Paul waren etwa gleichaltrig oder nur geringfügig jünger.

Miller konzentrierte sich angestrengt auf sein Blatt. »Was sollte mir schon fehlen? Nichts.«

»Bist du auch sicher? Du siehst ein bißchen krank aus.«

»Das liegt nur an der überheizten Luft. Sie haben den Thermostat zu hoch gestellt. Vielleicht kann jemand ein Fenster aufmachen.«

»Damit wir uns alle eine Erkältung holen?« protestierte daraufhin Iris Glickman, die rechts von Miller saß. Sie behauptete steif und fest, erst siebenundsechzig zu sein. »Draußen ist es doch eiskalt. Wenn dir heiß ist, dann zieh doch einfach deine Jacke aus.«

Miller hatte jedoch bereits seinen Krawattenknoten gelockert. Er konnte doch nicht sämtliche Anstandsregeln außer acht lassen und in Hemdsärmeln Karten spielen.

»Vielleicht solltest du lieber nach Hause gehen und dich ein wenig hinlegen«, schaltete sich nun Harvey Ginsberg zu seiner Linken ein. »Du siehst richtig blaß aus.«

Miller betupfte sich mit einem Taschentuch seine verschwitzte Stirn. Er hatte ein eigenartiges Gefühl im Magen.

»Aber ihr könnt doch nicht zu dritt weiterspielen. Ich würde euch eure Bridgepartie verderben.«

»Scheiß doch auf das blöde Spiel«, bemerkte Harvey dazu.

Wie gewohnt spitzte Iris in gespielter Schockiertheit über Harveys derbe Ausdrucksweise die Lippen.

Hinter Millers Stirn begann es heftig zu pochen. »Ihr würdet mich bestimmt nicht für einen Spielverderber halten?«

»Ich würde dich eher für einen ausgemachten Narren halten, Frank, wenn du nicht nach Hause gehst, obwohl du dich krank fühlst.«

Miller lächelte. »Ihr seid wirklich gute Freunde.« »Ich rufe dich morgen an, um zu sehen, ob es dir wieder besser geht«, versicherte ihm Harvey.

3

Kaum war Miller ins Freie getreten, stach ihm ein eisiger Wind ins Gesicht. In dichtem Schneegestöber stapfte er mit hochgeschlagenem Mantelkragen auf den Parkplatz auf der anderen Straßenseite zu. Zumindest fühlte er sich wieder besser. Die eisigen Windstöße übten eine belebende Wirkung auf ihn aus und bestärkten ihn in der Annahme, daß die Kopfschmerzen und die Übelkeit von der überheizten Luft im Altenzentrum hergerührt hatten. Mein Verstand ist noch genauso scharf und wach wie eh und je, dachte er; nur dieser verdammte Körper läßt mich mehr und mehr im Stich.

Die Straße war verlassen; die Bogenlampen auf dem Parkplatz kämpften verzweifelt gegen das dichte Schneetreiben an. Er erreichte seinen Wagen - einen Audi, den ihm sein Sohn geschenkt hatte - und schloß die Tür auf der Fahrerseite auf. In diesem Moment hörte er hinter sich eine Stimme.

Stirnrunzelnd drehte er sich herum und starrte mit zusammengekniffenen Augen in das Schneegestöber hinaus. Die

Stimme war durch das Pfeifen des Winds fast übertönt worden. Es war eine Männerstimme, dachte er. Doch als er sie dann nicht mehr hörte, begann er sich zu fragen, ob er sich vielleicht alles nur eingebildet hatte.

Achselzuckend streckte er seine Hand nach dem Türgriff aus. Und nun hörte er die Stimme wieder – näher diesmal, aber noch immer kaum verständlich. Sie schien nur ein einziges Wort zu sagen – einen Vornamen, *seinen* Vornamen.

Er drehte sich neuerlich herum. »Ist da jemand?«

Keine Antwort.

Er öffnete die Tür seines Audi.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter und hinderte ihn am Einsteigen. Eine andere Hand warf die Tür wieder zu. Eine dritte Hand wirbelte ihn so heftig herum, daß er fast seine Brille verloren hätte. Drei Männer. Der Schnee verschleierte ihre Gesichter.

»Bitte, ich bin ein alter Mann. Nehmen Sie meine Geldbörse, aber tun Sie mir nicht weh.«

»Die Geldbörse?« Einer der Männer lachte.

Das Schneegestöber ließ einen Moment nach. Als er daraufhin ihre Gesichter erkennen konnte und verstand, was sie wirklich wollten, überkam ihn Verzweiflung.

4

Manchmal werden wir nicht durch ein Geräusch geweckt, sondern durch dessen Ausbleiben, also die Stille. Diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß William Miller sich in unbewußter Wahrnehmung der Stille vor seinem Schlafzimmerfenster unruhig im Schlaf herumzuwälzen begann. Wie bei einem Vater, der ungeduldig auf die Heimkehr seines halbwüchsigen Sohnes von einer Party wartet, war seine Unruhe auf das Ausbleiben jeglicher Geräusche zurück-

zuföhren, welche die Ankunft des Spätheimkehrers angekündigt hätten. Kein Wagen näherte sich dem Haus, kein Garagentor hatte sich scheppernd geöffnet und geschlossen. Doch William Miller war kein Vater, der auf seinen Sohn wartete. Im Gegenteil, er war ein Sohn, der auf seinen Vater wartete. In seinem Kopf wurde ein Alarm ausgelöst. Er schlug die Augen auf und sah blinzelnd auf den Wecker neben seinem Bett.

Zwei Uhr achtunddreißig.

Sorgsam darauf bedacht, seine Frau nicht zu wecken, erhob er sich, um durch das Schlafzimmerfenster auf die Zufahrt zum Haus hinabzuspähen. Der dicht fallende Schnee hob sich deutlich gegen den Schein der Straßenbeleuchtung ab. Die Kiefern waren weiß überzuckert. Auf der Zufahrt waren keine Reifenspuren zu sehen.

»Was ist denn, Schatz?«

Er drehte sich zu seiner Frau herum. »Tut mir leid – ich wollte dich nicht wecken.«

»Ich konnte auch nicht schlafen. Was gibt's denn dort draußen zu sehen?«

»Es ist eher das, was ich nicht sehe, das mir Sorgen macht.«

Miller erklärte seiner Frau die Gründe seiner Besorgnis.

»Keine Reifenspuren?« Sie glitt aus dem Bett und schlüpfte in ihren Bademantel. »Vielleicht sind sie bereits wieder zugeschnitten.«

»Ja... vielleicht.«

Er verließ das Schlafzimmer und ging an den Zimmern der Kinder vorbei zum Zimmer seines Vaters am hinteren Ende des Flurs. Als er niemanden im Bett liegen sah, schaltete er das Licht ein. Das Zimmer war leer.

Seine Frau tauchte neben ihm auf. »Laß uns doch erst mal in Ruhe überlegen. Das hat noch lange nichts zu bedeuten. Vielleicht ist er vor dem Fernseher im Wohnzimmer eingeschlafen.«

»Ja, vielleicht.«

Sie gingen nach unten, konnten ihn aber nirgendwo finden.

»Vielleicht hatte er Probleme mit dem Wagen?«

»Dann hätte er bestimmt angerufen«, entgegnete Miller.

»Und wenn er nicht allein ist?«

»So spät noch? Er kommt doch sonst spätestens bis Mitternacht nach Hause.«

»Du hast mich nicht richtig verstanden. Vielleicht wollte er die ganze Nacht in Gesellschaft verbringen.«

»Du meinst, mit einer *Frau*?«

Sie lächelte. »Warum nicht?«

»Deswegen hätte er doch trotzdem angerufen.«

»Und wenn es ihm peinlich gewesen wäre?«

»Was?«

»Na ja, deine Mutter ist erst ein Jahr tot und...«

»Hey, ich habe meine Mutter sehr gemocht. Aber wenn er in seinem Alter noch Interesse an anderen Frauen zeigen sollte, wäre ich der letzte, der ihm daraus einen Vorwurf machen würde.«

»Vielleicht weiß er nicht, daß du so darüber denkst. Hast du denn je über so etwas mit ihm gesprochen?«

»Jetzt mach aber mal einen Punkt! Mit meinem dreiundsiebzigjährigen Vater?« Er warf einen kurzen Blick auf die Küchenuhr. »Es ist jetzt kurz vor drei. Wenn er bis halb vier nicht zu Hause ist, rufe ich die Polizei an.«

Sein Vater kam jedoch auch bis halb vier nicht zurück, und Miller verständigte die Polizei. Dort wußte man von keinerlei Autounfällen, in die ein Audi verwickelt gewesen wäre. Auch in keinem der lokalen Krankenhäuser war nach Mitternacht ein alter Mann eingeliefert worden, und von denen, die früher eingeliefert worden waren, war keiner Millers Vater. Der Audi wurde schließlich tief eingeschneit auf dem Parkplatz des Gemeindezentrums entdeckt. Die Wagenschlüssel waren zu Boden gefallen und unter den Wagen gerutscht.

Millers Vater tauchte nicht wieder auf.

Mexico City, April. Martin Rosenberg, zweiundsiebzig, trat aus der Synagoge, steckte seine Yarmulka in seine Jackentasche und ließ den Blick die gepflasterte Straße hinunterwandern. Zwei Häuserblocks weiter verlief der dicht befahrene Paseo de la Reforma, dessen allgegenwärtiger Verkehrslärm sein Gefühl innerer Ruhe und Ausgeglichenheit störte. Zu seiner Rechten erhellten die Lichter der alten Burg auf dem Chapultepec-Hügel den sich verdunkelnden Himmel.

Er tauschte mit einer Gruppe junger Leute, die aus der Synagoge kamen, Shaloms aus und wandte sich nach links zur nächsten Straßenecke. Das Haus seines Sohns lag fünf Häuserblocks entfernt in einem teuren Wohnviertel Mexico Citys. Sein Sohn hätte ihn gern im Wagen von der Synagoge abgeholt, aber Rosenberg hatte darauf bestanden, zu Fuß zu gehen; die Bewegung tat ihm gut, und zudem gab es unterwegs immer etwas Interessantes zu sehen.

»Erzähl mir doch nichts von seinem Alter!« stieß Aaron Rosenberg aufgeregt hervor. »Er hat noch nie länger als eine Stunde für den Nachhauseweg gebraucht.« Er schritt nervös vor den Bogenfenstern seines Wohnzimmers auf und ab. »Aber inzwischen sind schon mehr als *zwei* Stunden verstrichen, nicht nur eine!«

Mit seinem bleistiftdünnen Schnurrbart, seiner Adlernase und den dunklen, bohrenden Augen sah Rosenberg eher spanisch als jüdisch aus. Er ging zwar nur noch selten in die Synagoge, ließ ihr jedoch großzügige Spenden zukommen. Daher kannte er auch den Rabbi, mit dem er vor fünfundvierzig Minuten telefoniert hatte und der ihm versichert hatte, daß sein

Vater die Synagoge bei Einbruch der Dämmerung verlassen hatte.

»Vielleicht hat er unterwegs noch jemanden besucht«, brachte Rosenbergs Frau vor. Ihr Gesicht war tief gebräunt. Trotz ihrer achtunddreißig Jahre hatte sie vom täglichen Tennisspielen eine schlanke, sportliche Figur. Sie trug einen rustikalen Rock und eine dazu passende Bluse in kräftigen Rottönen.

»Aber wen denn? Und schon gar nicht für zwei Stunden.«

In diesem Moment hielt ein Mercedes am Straßenrand.

»Esteban ist wieder zurück. Vielleicht hat er ihn gefunden.«

Doch Esteban konnte nur berichten, daß er alle möglichen Routen abgefahren war, die der alte Rosenberg auf seinem Heimweg von der Synagoge hätte einschlagen können, ohne den alten Herrn zu finden. Darauf hatte er seine Suche auf die gesamte nähere Umgebung ausgedehnt. Andere Hausangestellte, die sich zu Fuß auf die Suche gemacht hatten, kehrten mit derselben beunruhigenden Nachricht zurück.

»Geht noch mal los! Sucht weiter!«

Rosenberg rief jedes Krankenhaus in Mexico City an. Nichts. Als schließlich bis Mitternacht alle Hausangestellten wieder zurückgekehrt waren – ohne seinen Vater –, verstieß er gegen eine Grundregel seiner Import-Export-Firma – laß die Polizei aus dem Spiel, es sei denn, du willst sie bestechen – und rief einen hohen Polizeibeamten an, dessen Villa am Chalco-See, hundertfünfzig Kilometer außerhalb der Stadt, erst kürzlich dank einer großzügigen Spende Rosenbergs renoviert worden war.

Einen Monat später hatte sich noch immer keine Spur von Rosenbergs Vater gefunden.

Toronto, Mai. Von seinem Fensterplatz in der ersten Klasse einer Boeing 727 der Air Canada sah Joseph Kessler auf die flimmernde Weite des Ontario-Sees hinab. Selbst aus zwanzigtausend Fuß Höhe konnte er ganz deutlich die langgestreckte Form eines Binnenfrachtkahns erkennen. In Ufernähe sah er die kleineren Umrisse von Motorbarkassen und das gleißende Weiß windgeblähter Segel. Trotz des strahlenden Sonnenscheins mußte das Wasser dort unten bitterkalt sein. Die Männer auf diesen Segelbooten hingen wohl mit wahrer Besessenheit an ihrem Sport.

Kessler nickte zustimmend. Aufgrund seiner Fähigkeit, seine eigene Zielstrebigkeit und Besessenheit in die richtigen Bahnen zu lenken, war es ihm gelungen, eine kleine Elektronikfirma in Providence zu einem blühenden Wirtschaftsunternehmen auszubauen, das ihn im Alter von vierzig Jahren zum Millionär gemacht hatte. Im Augenblick galt seine Besessenheit jedoch nicht dem weiteren Ausbau seines Unternehmens. Sie war rein persönlicher Natur, gespeist von loderndem Zorn.

Doch gestattete er sich nicht, seine Wut zu zeigen. Den ganzen Flug über hatte er seine Fassung bewahrt und scheinbar ruhig seine geschäftlichen Unterlagen studiert, während er innerlich kochte. Geduld, schärfte er sich ein. Erfolg hängt von Geduld ab. Beherrsche dich.

Zumindest jetzt.

Vor ihm tauchte das weitläufige Stadtgebiet von Toronto auf. Er spürte die Druckveränderung in seinen Ohren, als die Maschine niederzugehen begann. Sechs Minuten später landete sie auf dem internationalen Flughafen von Toronto.

Er ging durch den Zoll. »Ich bin auf einer Geschäftsreise und habe nichts zu verzollen.« Sein Aktenkoffer und seine Reisetasche wurden nicht kontrolliert. Durch eine automatisch sich öffnende Glasschiebetür trat Kessler in die überfüllte

Empfangshalle hinaus und auf einen muskulösen Mann zu, der die gleiche blau-rot gestreifte Krawatte trug wie Kessler.

»Wieviel haben Sie für diese Krawatte gezahlt?« fragte Kessler den Mann.

»Wieviel haben *Sie* gezahlt?«

»Ich habe Sie geschenkt bekommen.«

»Und ich habe meine gefunden.« Nachdem ihr gegenseitiger Erkennungscode damit komplett war, fügte der muskulöse Mann hinzu: »Haben Sie sonst noch Gepäck?«

»Nur, was ich bei mir habe.«

»Gut, dann können wir ja los.« Der Mann sprach mit kanadischem Akzent.

Sie verließen das Flughafengebäude und gingen zu einem großen Kombi, mit dem sie auf dem Highway 401 in Richtung Westen fuhren.

Kessler sah sich nach der in der Ferne kleiner werdenden Skyline von Toronto um. »Wie lange werden wir ungefähr unterwegs sein?«

»Eine Stunde.«

»Sind die anderen schon da?«

»Sie sind der letzte«, erklärte der Mann.

»Gut.« Kessler spürte seinen Zorn aufwallen. Um sich etwas abzulenken, deutete er auf die Felder am Straßenrand. »Da fehlt etwas.«

»Was?«

»Die Reklametafeln.«

»Richtig. Sie sind für gesetzwidrig erklärt worden.« »Dazu kann man Kanada nur gratulieren.« Kessler setzte seine Sonnenbrille auf und starrte geradeaus vor sich hin. Der *small talk* war damit beendet.

Achtzig Kilometer weiter erreichten sie die Ausfahrt nach Kitchener. Der Fahrer umfuhr die Stadt auf schmalen Nebenstraßen, die ländliche Gegenden durchzogen, und bog schließlich in eine gekieste Auffahrt, die in scharfen Zickzackwendungen auf eine Villa zuführte, die auf einem Hügel über einem Fluß lag.

Kessler stieg aus dem Wagen und ließ seine Blicke über den herrschaftlichen Besitz wandern, der, umgeben von bewaldeten Hügeln, über einen Neun-Loch-Golfplatz, einen Tennisplatz, einen Swimmingpool und eine Satellitenantenne verfügte. Er wandte sich der fünf Wagen fassenden Garage zu und schließlich dem Haus selbst. Mit seinen Erkerfenstern, Türmchen und Giebeln erweckte es den Eindruck, als wäre es aus New England hierher nach Ontario verpflanzt worden.

»Mr. Holloway weiß wirklich zu leben«, bemerkte der Fahrer. »Natürlich verdankt er das alles...«

Ein Flügel der Doppeltür des Eingangs öffnete sich. Ein schlanker, mittelgroßer Mann in einem perfekt sitzenden Trainingsanzug und teuren Joggingschuhen trat ins Freie. Er war Anfang vierzig, hatte kräftiges, gewelltes Haar und strotzte vor Gesundheit. »Besten Dank, John. Wir werden ihre Dienste für den Rest des Tages nicht mehr benötigen. Wenn Sie wollen, können Sie ja mal die neuen Trainingsgeräte im Freizeitraum ausprobieren. Und danach können Sie sich's bei einem Drink im Dampfbad gemütlich machen.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Mr. Holloway.«

Damit stieg er in den Kombi und fuhr ihn in die Garage. Holloway kam die Eingangstreppe aus Granit herunter und streckte seine Hand aus. »Joe? Oder...?«

»Joseph.« Kessler schüttelte ihm die Hand.

»Lange nicht mehr gesehen. Wo wir doch soviel gemeinsam haben, ist es wirklich ein Jammer, daß es eines solchen

Mißgeschicks bedurfte, uns wieder zusammenzuführen.«

»Ein Mißgeschick würde ich es nicht gerade nennen.«

»Was dann?«

»Den absoluten Wahnsinn.«

»So ist die Welt nun mal. Das ist auch der Grund, weshalb ich so gern hier draußen lebe. Weitab von all dem Wahnsinn.« Mit einer Grimasse deutete Holloway auf die hinter den bewaldeten Hügeln verborgene Straße. »Kommen Sie. Die anderen sind nicht minder ungeduldig als wir. Sie warten.«

9

In der Eingangshalle des stattlichen Hauses herrschte gedämpftes Zwielicht; der Steinboden verstärkte das Geräusch ihrer Schritte. Mühsam seine Ruhe bewahrend, blieb Kessler vor einem farbenprächtigen Landschaftsgemälde stehen. Die Signatur des Künstlers lautete Holloway.

»Das hat mein Vater gemalt«, bemerkte der Hausherr dazu. »In seiner Acrylperiode.«

Der Hinweis auf Holloways Vater schürte Kesslers Ärger von neuem. Vom Ende des Gangs wurden aufgebrachte Stimmen vernehmbar, und dann folgte Kessler dem Hausherrn in einen großen, eichengetäfelten Raum, in dem acht Männer ihre hitzige Diskussion schlagartig unterbrachen, um sich ihm zuzuwenden.

Kessler ließ seinerseits seine Blicke über sie wandern. Was Größe, Gewicht und Gesichtszüge betraf, unterschieden sich die acht Männer deutlich voneinander, doch wiesen sie auch ein gemeinsames äußeres Merkmal auf: Sie waren alle Ende dreißig, Anfang vierzig.

»Wird ja auch langsam Zeit«, brach schließlich einer von ihnen das Schweigen.

Darauf meldeten sich fast gleichzeitig zwei weitere zu Wort.

»Ich bin schon seit gestern hier.«

»Hier handelt es sich doch angeblich um ein dringendes Treffen.«

»Meine Maschine hatte Verspätung«, brachte Kessler zu seiner Rechtfertigung vor. »Ich konnte nicht früher kommen.«

Die drei Männer, die bisher das Wort ergriffen hatten, sprachen mit unterschiedlichen Akzenten – einem spanischen, einem schwedischen und einem amerikanischen des Mittelwestens. Als er sich dem Raum genähert hatte, waren Kessler auch noch andere Sprachfärbungen aufgefallen: französisch, englisch, italienisch und vielleicht ägyptisch und texanisch.

»Meine Herren, ich bitte Sie«, versuchte Halloway seine Gäste zu beruhigen. »Wenn wir unter uns zu streiten beginnen, helfen wir dem Feind nur, auch noch die zweite Hälfte seines Plans in die Tat umzusetzen.«

»Die zweite Hälfte?« Der Franzose runzelte die Stirn.

»Was heißt hier überhaupt ›der Feind?‹« wollte der Texaner wissen. »Das kann doch unmöglich das Werk *eines* Mannes gewesen sein!«

»Natürlich nicht«, bestätigte ihm Halloway. »Aber ungeachtet dessen, mit wievielen Männern wir es zu tun haben, müssen sie organisiert sein und ein gemeinsames Ziel verfolgen. Deshalb denke ich an sie wie an eine Person. Und deshalb müssen auch wir wie ein Mann handeln.«

»Das ist richtig«, nickte der Italiener. »Wir dürfen uns nicht durch unseren Ärger ablenken und untereinander entzweien lassen. Aus diesem Grund haben wir doch auch vor so vielen Jahren Kontakt miteinander aufgenommen, um von da an in Verbindung zu bleiben. Denn als Gruppe sind wir stärker als jeder von uns allein. Auf diese Weise können wir uns besser schützen.«

»Aber wir sind doch nicht diejenigen, die des Schutzes bedürfen!« warf der Spanier ein.

»Vielleicht nicht in körperlicher Hinsicht«, korrigierte ihn Holloway. »Und zumindest jetzt noch nicht. Aber unser Gewissen? Und angenommen, sie geben sich mit dem, was bis jetzt vorgefallen ist, nicht zufrieden? Angenommen, sie haben es auch auf *uns* abgesehen, auf unsere Frauen und Kinder?«

Die anderen richteten sich auf.

»Das habe ich mit der zweiten Hälfte des Plans unseres Feindes gemeint. Er will uns mit ständiger Angst und Ungewißheit quälen.«

»Gütiger Gott.« Der Ägypter erbleichte.

»Begreifen Sie jetzt endlich?«

»Also noch immer die Prinzipien der Nacht-und-Nebel-Aktionen.«

Kessler konnte sich nicht mehr beherrschen. »Was ist eigentlich in Sie gefahren?«

Alle starrten ihn an.

»Bevor Sie sich gegenseitig anerkennend auf die Schultern klopfen, wie klug Sie doch waren, in Verbindung miteinander zu bleiben, sollten Sie sich lieber erst mal eingestehen, daß Sie sich dadurch selbst zum schlimmsten Feind geworden sind.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Wie, glauben Sie, sind die uns wohl auf die Schliche gekommen? Sie brauchten doch nur einen von uns aufzuspüren, um sich dann von ihm zu den anderen führen zu lassen.«

»Wir haben uns der größtmöglichen Vorsicht befleißigt.«

»Offensichtlich hat das nicht ausgereicht.«

Der Amerikaner aus dem Mittelwesten stand mit wutverzerrtem Gesicht auf. »Mein Vater hätte nie etwas verraten.«

»Auch unter der Folter nicht?« entgegnete Kessler eisig. »Ich bitte Sie! Wieviel Schmerz kann ein alter Mann aushalten? Oder was ist, wenn sie chemische Substanzen verwendet haben, um ihn zum Sprechen zu bringen? Ich habe mich verspätet, weil ich diesem Treffen um ein Haar ganz ferngeblieben wäre. Schließlich habe ich mich doch durch-

gerungen zu kommen, und zwar aus keinem anderen Grund, als um Sie zu warnen. Ihnen ist aus all dem nicht minder ein Vorwurf zu machen als den Männern, die das getan haben. Bleiben Sie nicht mehr weiter miteinander in Verbindung. Ich will nichts mehr über Sie wissen, und ich will auch nicht, daß Sie noch etwas über mich wissen.«

»Das bringt uns jetzt auch nicht mehr weiter«, machte Holloway geltend. »Wir befänden uns nach wie vor in Gefahr. Und vor allem brächte es uns unsere Väter nicht zurück.«

»Ich habe mich bereits damit abgefunden, daß meiner tot ist.«

»So schnell gebe ich nicht auf«, entgegnete Holloway. »Und selbst wenn Sie recht haben sollten? Wenn Ihr Vater und meiner und die Väter aller anderen tot sein sollten? Wollen Sie die Angelegenheit einfach auf sich beruhen lassen?«

»Eines können Sie mir glauben: Dafür sollen diese Schweine büßen!«

»In diesem Fall gilt es, einen gemeinsamen Schlachtplan zu entwerfen.«

Kessler trat rasch vor. »Haben Sie diesbezüglich schon konkrete Vorstellungen?«

»Selbstverständlich. Möglicherweise ist Ihnen bisher entgangen, daß Sie keineswegs der einzige in dieser Runde sind, der von Zweifeln befallen war, was die Teilnahme an diesem Treffen betrifft. Zwei von uns sind dem Treffen nämlich ferngeblieben. Und in gewisser Hinsicht waren gerade dies die wichtigsten Mitglieder der Gruppe.«

Kessler ließ verdutzt seinen Blick über die Anwesenden gleiten, und dann plötzlich begriff er.

»Für die erfolgreiche Durchführung des Plans, den ich Ihnen vorschlagen wollte, ist ihre Teilnahme geradezu unerläßlich«, fuhr Holloway fort.

Kessler nickte.

Seth und Eiszapfen.

Sydney, Australien. Juni. Die St. Andrew's Cathedral, deren Grundstein im Jahr 1819 gelegt worden war, erschien ihm genauso beeindruckend wie im Reiseführer beschrieben. Kessler durchstreifte das Halbdunkel ihres hallenden Inneren, begutachtete die gewölbte Decke, bewunderte die bunten Glasfenster und schlenderte wieder nach draußen. Gegen das schmerzhaft helle Sonnenlicht anblinzelnd, stieg er die breite Treppe zum Gehsteig hinunter. Er begab sich zur Town Hall in der George Street, die laut Reiseführer für Konzerte und Kongresse verwendet wurde. Nachdem er sich davor so lange aufgehalten hatte, wie angebracht erschien, schlenderte er zur nächsten Straßenecke weiter, winkte sich ein Taxi heran und ließ sich zu einem der zahlreichen asiatischen Restaurants fahren, für die Sydney berühmt war. Er war dort mit einem Geschäftspartner verabredet und suchte das Lokal absichtlich früher als vereinbart auf, um vorher noch telefonieren zu können. Er wählte die Nummer, die Hallway ihm gegeben hatte.

Eine Männerstimme meldete sich. »Bondi Beach Surf und Tauch-Shop.«

»Könnte ich bitte Mr. Pendleton sprechen?«

»Den Sohn oder den Vater?«

»Das ist egal.«

»Ich bin der Sohn.«

»Mr. Pendleton, haben Sie in Australien Eiszapfen?«

Darauf trat für einen Moment drückendes Schweigen ein, so daß Kessler dachte, die Verbindung wäre unterbrochen. »Mr. Pendleton?«

»Wer ist da?«

»Ein Freund.«

»Hören Sie, ich habe Kundschaft im Laden. Ich vermiete und verkaufe Surfbretter. Mit Eiszapfen habe ich nichts zu

schaffen. Und schon gar nicht mit Leuten, die dumme Fragen stellen.«

»Warten Sie noch einen Augenblick. Vielleicht sollte ich Ihnen einen Namen nennen – Thomas Conrad. Postfach vierhundertachtunddreißig.«

Neuerlich trat Schweigen ein. Als Pendleton schließlich zu sprechen begann, klang seine Stimme gedämpft, als würde er eine Hand vor den Mund halten. »Was wollen Sie?«

»Ich möchte mich mit Ihnen treffen. Ihnen ist doch hoffentlich klar, daß ich Sie keinesfalls vorher anrufen und damit gewarnt hätte, wenn ich in böser Absicht käme?«

»Sie sind also einer von *ihnen*, stimmt's?«

»Mein Name ist Kessler.«

»Ich habe denen doch in aller Deutlichkeit klargemacht, daß ich nichts zu tun haben will mit dieser...«

»Es sind gewisse Umstände eingetreten, die mich gezwungen haben, hierher zu kommen.«

»Sie sind hier – in Sydney? Herr im Himmel!«

»Ich rufe von einem öffentlichen Fernsprecher in einem Restaurant an. Dieser Anruf kann also nicht abgehört werden.«

»Aber Sie wissen meinen Namen – meine Adresse! Falls man Sie aufgreift...!«

»Ich habe sorgsam darauf geachtet, daß niemand mir gefolgt ist.«

»Ach ja?« schnaubte Pendleton verächtlich. »Wenn Sie sich so sicher wären, daß niemand Ihnen gefolgt ist, hätten Sie mich nicht vorher anrufen. Dann wären Sie gleich hierher gekommen.«

»Ich wollte nicht riskieren, Sie mit meinem persönlichen Erscheinen zu überraschen. Möglicherweise hätten Sie mir keine Gelegenheit gelassen, Ihnen die Gründe meines Kommens zu erklären.«

Pendleton fluchte.

»Ich habe Ihnen doch zur Genüge zu beweisen versucht, daß

ich in guter Absicht komme«, fuhr Kessler fort. »Ich muß Sie unbedingt sprechen. Je früher wir uns treffen können, desto früher werde ich das Land wieder verlassen haben.«

»Nicht hier.«

»Sie meinen, im Geschäft? Natürlich nicht. Ich möchte Sie doch nicht unnötig in Gefahr bringen.«

»Machen Sie sich bitte von dem, was ich Ihnen nun sage, keine schriftlichen Notizen«, stieß Pendleton nervös hervor. »Heute nachmittag um vier Uhr...

11

Nachdem er dem Anrufer seine Anweisungen durchgegeben hatte, hängte Pendleton unverzüglich auf. Er hatte ganz leise gesprochen. Der Verkäufer, der im vorderen Teil des Ladens einen Kunden bediente, konnte das Gespräch unmöglich mitgehört haben. Dennoch fühlte er sich bedroht. Die Tatsache, daß jemand so direkt an ihn herangetreten war, verstieß eindeutig gegen alle Regeln. Das kam dabei heraus, wenn man mit blutigen Anfängern zu tun hatte. Er verließ das Büro und heuchelte reges Interesse für einen Kunden, der gerade von seinem Angestellten bedient wurde.

»Bei diesem Neoprenanzug handelt es sich um ein absolutes Spitzenmodell«, versicherte er dem Kunden. »Darin werden Sie bestimmt nicht frieren. Falls sie irgendwelche Probleme damit haben sollten – wenn zum Beispiel mit der Paßform etwas nicht stimmt –, lassen Sie es uns bitte wissen. Wir werden das dann regeln.« Obwohl er und sein Vater schon vor zehn Jahren nach Australien gekommen waren, hatte Pendleton noch immer gewisse amerikanische Sprechgewohnheiten beibehalten. Die Jungs, der lokalen Beach-Szene hielten ihn für einen komischen Vogel, was ihm nur recht war. Manchmal konnte man sich besser unsichtbar machen, wenn man auf eine

bestimmte Weise auffällig war. Der Status eines allseits bekannten Unikums erlaubte es ihm, die Illusion hervorzurufen, als wäre er ständig anwesend; und war er dann gelegentlich abwesend, ließ sich das durch die Teilnahme an einer Tauchexpedition problemlos erklären.

Er verabschiedete sich von dem Kunden, klopfte dem Verkäufer anerkennend auf die Schulter und kehrte in sein Büro zurück, um über den Hinterausgang ins Freie zu gehen. Selbst in der Nebensaison war auf dem Bondi Beach einiges los. Touristen. Ein paar besonders fanatische Surfer. Einige muskelpackte Schwule auf der Pirsch. In seinem Frotteepullover, den verblichenen Jeans und den Leinwandschuhen (kein Gürtel, keine Socken, keine Schnürsenkel) wirkte Pendleton wie ein typischer Beach-Boy. Ein bißchen zu alt vielleicht, hängen geblieben. Doch selbst mit seinen vierzig Jahren, mit seinem sonnengebleichten, windzerzausten Haar, seinem wettergegerbten Gesicht und seinen stahlharten Muskeln und Schultern hätte er es ohne weiteres mit jedem jüngeren Mann aufnehmen können, ohne daß er dabei sein wahres Potential je voll hätte ausschöpfen müssen.

Er ließ seinen Blick über den Strand schweifen und entdeckte seinen Vater, der mit einem Surfbrett beschäftigt, inmitten einer Schar von Teenagern stand.

Pendleton spürte eine Aufwallung heftiger Zuneigung und ging über den Sand auf seinen Vater zu.

Träge schwappten die Wellen gegen den Strand. Der kühle Wind roch salzig. Geduldig wartete Pendleton, während sein Vater seinem Publikum die Wellen, die es vor fünf Jahren bei einem Orkan gegeben hatte, beschrieb. Sein Vater – ebenso groß und muskulös wie Pendleton und trotz seiner zweiundsiebzig Jahre noch fast ebenso gut aussehend – sah ihn schließlich an.

»Es hat ein kleines Problem gegeben, Dad. Könnte ich dich kurz sprechen?«

Sein Vater stieß einen Seufzer gespielten Ärgers aus. »Wenn es unbedingt sein muß.«

»Ich fürchte, ja.«

»Ich bin gleich wieder da, Jungs.«

Gemeinsam gingen die beiden Männer zum Laden zurück. »Ein Kontaktmann deiner alten Freunde hat mich eben angerufen. Er ist in der Stadt.«

Der Seufzer, den sein Vater nun ausstieß, war echt. »Ich habe diesen Trottel doch gesagt, Sie sollten mich in Ruhe lassen. Ich war nie dafür, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Na ja, wenn dieser Pfarrer nicht gewesen wäre... Eigentlich hätte ich mit diesem Problem schon vor Jahren rechnen müssen und es entsprechend aus der Welt schaffen sollen.«

»Der Kontaktmann hat auf ein Treffen gedrängt. Er hat sich angehört, als handelte es sich um einen Notfall.«

»Das allerdings. Sonst hätte er wohl kaum den weiten Weg auf sich genommen. Nicht einmal dieser Planet ist groß genug, um sich darauf zu verstecken.«

»Der Brief, den sie letzten Monat geschickt haben...«

»Ich sollte zu einem Treffen in Kanada kommen«, schnaubte der alte Pendleton aufgebracht. »Für wie blöd halten die mich eigentlich?«

»Offensichtlich scheint es sich dabei wirklich um einen Haufen ausgemachter Idioten zu handeln. Allerdings bleibt mir keine Wahl mehr. Um ihn daran zu hindern, im Geschäft aufzutauchen, habe ich an einem anderen Ort ein Treffen mit ihm vereinbart.«

»Das ist das erste und letzte Mal. Sieh zu, daß er das endlich kapiert.«

»Was ich dir noch sagen wollte... Sei bitte vorsichtig, während ich weg bin.«

»Eiszapfen ist immer auf der Hut.«

»Ich weiß.« Pendleton umarmte ihn lächelnd.

Kessler war nervös, als er, wie vereinbart, Punkt vier Uhr den Botanischen Garten von Sydney betrat. Er befürchtete, nicht sonderlich überzeugend gewirkt zu haben, als er, eine plötzliche Übelkeit vorschützend, inmitten wichtiger Verhandlungen eine geschäftliche Besprechung verlassen hatte. Obwohl er keineswegs aus geschäftlichen Gründen nach Australien gereist war, schützte er sie doch zu seiner ›Tarnung‹ vor. Von den Teilnehmern an dem Treffen in Kanada war er derjenige gewesen, der am ehesten nach Australien reisen konnte, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Doch indem er eben die Verhandlungen über eine lange angestrebte Fusion seiner Firma mit einem australischen Unternehmen unterbrochen hatte, hatte er genau die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, die er peinlichst zu vermeiden versucht hatte. Er hätte Pendleton gegenüber auf einem späteren Termin für ihr Treffen beharren sollen; doch andererseits war Pendletons Bereitschaft, ihn zu treffen, so gering gewesen, daß Kessler es sich unmöglich hätte erlauben können, irgendwelche Forderungen zu stellen.

Als er einen von exotischen Pflanzen gesäumten Pfad entlangschritt, machte Kessler sich Sorgen, er könne trotz all seiner Sicherheitsvorkehrungen beschattet worden sein. Und zwar nicht erst auf dem Weg zum Botanischen Garten, sondern bereits von Amerika her. Schließlich bin ich Geschäftsmann und kein Geheimagent, dachte er. Mein Vater wüßte vermutlich – fast hätte er gedacht, ›hätte gewußt‹ –, wie man sich in einer solchen Situation zu verhalten hatte; aber ich bin für so etwas nie ausgebildet worden.

Dennoch war er überzeugt, daß nicht viel schiefgehen konnte, wenn er sich auf seinen gesunden Menschenverstand verließ. Schau dich nicht um, ob du beobachtet wirst. Die jüngsten Entführungsfälle hatten gezeigt, daß der Feind

außerordentlich gut organisiert und geschickt war. Ein guter Beschatter hätte sich auf keinen Fall sehen lassen, selbst wenn er, Kessler, sich noch so oft nach ihm umgedreht hätte. Er hatte seinen Reiseführer mitgebracht. Obwohl sein Hals von der Willensanstrengung, die es ihn kostete, sich nicht umzusehen, nervös zuckte, zwang Kessler sich, den Blick auf den Reiseführer in seiner Hand und die üppige Pflanzenpracht zu beiden Seiten des Wegs gerichtet zu halten. Nach einer leichten Steigung blieb er vor einer von Büschen gesäumten Bank stehen und sah nach Westen, als betrachte er das Gebäude. In Wirklichkeit blieb Kessler jedoch nur stehen, um Pendletons Anweisungen nachzukommen.

Pendleton war ein weiterer Grund für Kesslers Nervosität. In jüngeren Jahren hatte Eiszapfen, Pendletons Vater, als einer der gefürchtetsten Männer Europas gegolten. Obwohl Eiszapfen inzwischen über siebzig sein mußte, bestand kein Grund zu der Annahme, er könne nicht immer noch gefährlich sein. Wie Holloway angedeutet hatte, war Eiszapfens Sohn, von seinem Vater ausgebildet, mit derselben Vorsicht zu genießen. Dieses Treffen an einem ungeschützten, öffentlichen Ort, der ganz offensichtlich wegen seiner unzähligen Unterschlupf- und Fluchtmöglichkeiten gewählt worden war, konnte nicht nur mit einer Bedrohung von Seiten des Sohns von Eiszapfen verbunden sein, sondern auch von seiten des Feindes.

Wie befohlen, ließ Kessler sich auf die Bank nieder. Und dann hörte er aus dem Gebüsch die Stimme des Mannes, mit dem er am Telefon gesprochen hatte.

»Nun haben Sie also Ihr Treffen. Fassen Sie sich kurz.«

Unwillkürlich wollte Kessler sich herumdrehen, doch die Stimme kam ihm zuvor.

»Sehen Sie geradeaus vor sich hin – auf das Government House. Wenn jemand in Ihre Nähe kommt, seien Sie still. Und jetzt fangen Sie schon an.«

Kessler schluckte. Und dann begann er zu erklären.

Pendleton saß auf einer Bank auf der anderen Seite des Gebüschs. Er trug einen Jogginganzug und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als ruhe er von einem anstrengenden Lauf aus.

Sein Gesicht verhärtete sich, als Kessler zu Ende gesprochen hatte. »Was? *Alle? Spurlos verschwunden?* Um Himmels willen, warum haben Sie davon in Ihrem Brief nichts geschrieben?«

»Ich habe den Text nicht verfaßt«, erwiderte Kessler. »Er schien auch mir etwas nebulös, wenn ich auch die zugrundeliegende Vorsicht sehr gut verstehen konnte. Da auch mein Vater verschwunden war, ließ für mich der Hinweis auf ›jüngste Verluste‹ keinerlei Zweifel hinsichtlich der Dringlichkeit der Angelegenheit zu.«

»Sie sind gut!« Pendletons Stimme, obgleich leise, war scharf und intensiv. »Wir dachten, die Nachricht hätte nichts weiter zu bedeuten, als daß einer der alten Bekannten meines Vaters gestorben wäre! Wir hielten das Ganze für eine Einladung zu einer Beerdigung. Das war auch der Grund, weshalb wir uns strikt weigerten, nach Kanada zu reisen.«

»Demnach ist Ihr Vater also noch am Leben?«

»Was er gewiß nicht Ihnen zu verdanken hat! Was bilden Sie sich überhaupt ein – eigens hierher zu kommen! Möglicherweise haben Sie damit nur unsere Verfolger auf seine Spur gehetzt!«

»Dieses Risiko schien unumgänglich.«

»Warum?«

»Einen Augenblick. Da kommt jemand.«

Pendleton überlegte, ob er bleiben oder verschwinden sollte.

»Zwei Kinder mit einem Hund. Sie sind bereits weiter den Hügel hinaufgegangen«, sagte Kessler nach einer Weile. »Die Luft ist rein.«

»Antworten Sie. *Warum sind Sie hierher gekommen?* Wir haben doch klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß wir mit euch allen nichts zu tun haben wollen.«

»Halloway hat mir versichert, daß Sie genau das sagen würden. Ich bin mir durchaus bewußt, daß Eiszapfen noch nie viel an diesem Kontakt gelegen ist. Aber die Gruppe bestand darauf.«

»Gegen unseren ausdrücklichen Wunsch? Auf das Risiko hin, unsere Sicherheit... ?«

»Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten«, unterbrach ihn Kessler. »Falls Eiszapfen seinen alten Freunden gegenüber keinerlei Anhänglichkeit mehr verspürt, keinerlei Solidarität in gemeinsamer Not, so läßt er – oder Sie – sich vielleicht doch durch einen anderen Anreiz umstimmen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen...«

»Geld. Die Mitglieder der Gruppe sind ohne Ausnahme sehr wohlhabend. Wir verfügen über beträchtliche Rücklagen. Wir wissen über Sie und Ihren Vater genauestens Bescheid – über Ihre Fähigkeiten, über die Art, wie Sie Ihren Lebensunterhalt verdienen. Wir sind bereit, es uns eine stattliche Summe kosten zu lassen, wenn Sie für uns in Erfahrung bringen, was unseren Vätern zugestoßen ist. Und falls...«, für einen Moment versagte Kessler die Stimme. »Gott möge mir vergeben, daß ich diesen Gedanken nicht nur zu denken, sondern sogar auszusprechen wage – und falls sie bereits tot sind, möchten wir, daß Sie uns rächen.«

»*Darum* geht es also? Sie sind extra nach Australien gekommen, um mich *anzuheuern*?«

»Wir wußten nicht, was wir sonst hätten tun sollen.«

»Das kommt gar nicht in Frage. Völlig ausgeschlossen.«

»Das Honorar...«

»Darum geht es nicht. Sie könnten mir ein Vermögen bieten, ohne daß dies etwas an meinem Entschluß ändern würde. Die Sache ist einfach zu riskant.«

»Aber unter diesen Umständen... alte Freunde...«

»Damit sie den Feind auf unsere Fährte hetzen, wie Sie das vielleicht bereits getan haben? Ich gehe jetzt.« Pendleton stand auf. »Sagen Sie Ihren Freunden, meine Antwort ist – nein!«

»Überlegen Sie sich das Ganze doch noch einmal in Ruhe! Sie können mich im Captain Cook Lodge erreichen, falls Sie Ihre Meinung doch noch ändern sollten.«

»Das werde ich nicht.« Pendleton entfernte sich.

»So hören Sie doch!« rief Kessler ihm hinterher. »Da ist noch etwas, das Sie wissen sollten.«

Pendleton zögerte.

»Kardinal Pavelic!« stieß Kessler hervor.

»Was ist mit ihm?«

»Er ist ebenfalls spurlos verschwunden.«

14

Seine Brust schmerzte, als Pendleton die sandige Böschung zum Bondi Beach hinabrannte. Es war halb sechs Uhr abends. Sein Jogginganzug klebte an seinem Körper. Um mögliche Verfolger abzuschütteln, hatte er mehrmals das Taxi gewechselt. Als das letzte Taxi schließlich unweit des Strands im Verkehrsstau steckengeblieben war, war er kurzerhand ausgestiegen, um das letzte Stück laufend zurückzulegen.

Die Angst saß ihm im Nacken. Sie rührte jedoch nicht nur von der Gefahr her, die Kesslers Auftauchen mit sich brachte – oder von der beunruhigenden Neuigkeit, daß der Kardinal verschwunden war. Was ihm vor allem Sorgen machte, war die Bedrohung, daß auch sein Vater verschwinden könnte wie die anderen. Eiszapfen mußte unbedingt gewarnt werden.

Doch als er ihn von einer Telefonzelle unweit des Botanischen Gartens anzurufen versuchte, hatte er ihn weder im Surf-Shop noch in dem Haus am Meer erreichen können, das er

gemeinsam mit seinem Vater bewohnte. Er versuchte sich diesen ungewöhnlichen Umstand damit zu erklären, daß der Verkäufer den Laden früher als gewohnt geschlossen hatte, obwohl das noch nie vorgekommen war. Er versuchte sich einzureden, daß sein Vater noch am Strand war, obwohl er sich sonst die Fünf-Uhr-Nachrichten eigentlich nie entgehen ließ. Unterwegs hatte er dann noch einmal im Laden anzurufen versucht; diesmal schaltete sich eine automatische Ansage ein, derzufolge die Leitung unterbrochen war. Sein Magen fühlte sich an, als wäre er mit unzähligen Glassplittern angefüllt.

Als er den Fuß des Abhangs erreichte, wischte er sich den Schweiß aus den Augen und starrte blinzelnd zu den Häusern hinüber, die sich den Strand entlangzogen. Normalerweise hätte er von dieser Stelle den Surf-Shop unter den Schnellimbissen, Boutiquen und Souvenirläden problemlos ausmachen können. Doch in diesem Moment war er hinter hektischem Getriebe verborgen. Polizeiautos, Feuerwehrfahrzeuge, eine dicht gedrängte Schar Schaulustiger, schwarzer Rauch.

Sein Puls raste in seinen Ohren, als er sich durch die Menge der Schaulustigen einen Weg zu den verkohlten Überresten seines Ladens bahnte. Sanitäter trugen eine mit einem Tuch bedeckte Leiche auf einen Krankenwagen zu. Pendleton duckte sich unter einem Polizisten hindurch, der ihn mit einem lauten Schrei vergeblich zurückzuhalten versuchte, riß das Tuch vom Gesicht der Leiche. Die entstellten Züge des Toten erinnerten an eine grausige Mischung aus geschmolzenem Wachs und angebranntem Fleisch.

Ein anderer Polizist versuchte ihn zurückzureißen, aber Pendleton stieß ihn weg und griff nach der linken Hand des Toten. Obwohl die Finger durch die Hitzeeinwirkung schrecklich versengt waren, stand doch außer Zweifel, daß der Tote keinen Ring trug. Pendletons Verkäufer war nicht verheiratet gewesen, wogegen sein Vater, obwohl längst

verwitwet, stets seinen Ehering trug.

Nun widersetzte Pendleton sich nicht mehr länger dem Zugriff der Polizisten, die ihn von der Bahre wegzerren. »Ich dachte, es wäre mein Vater.«

»Gehören Sie hierher?« fragte ein Polizist.

»Der Laden gehört mir. Mein *Vater*. Wo ist...?«

»Wir haben nur ein Opfer gefunden. Falls es sich dabei nicht um Ihren Vater handelt...«

Pendleton riß sich los und zwängte sich durch die Menge. Er mußte nach Hause! Der Rauch stach in seinen Lungen, als er an einem Polizeiauto vorbeirannte, zwischen den Häusern hindurchstürmte und eine sandige Böschung hinaufstetete. Jetzt erst wich der Geruch von verbranntem Fleisch aus seiner Nase. Statt dessen machte sich in seinem Mund der Geschmack von Kupfer breit.

Das Haus lag in knapp fünfhundert Metern Entfernung auf einer Klippe – ein modernistischer Bau aus Glas und Redwood, umgeben von windzerzausten Bäumen. Erst jetzt, während er auf das Haus zurannte, wurde er sich der Gefahr bewußt, in der er vielleicht selbst schwebte.

Ihrer ungeachtet, stürmte er durch den Hintereingang ins Haus, um gleichzeitig angespannt nach den Stimmen aus dem Fernseher in der Küche zu lauschen, wo sein Vater immer bei einem Glas Wein die Nachrichten hörte, während er das Abendessen zubereitete. Kein Laut drang aus der Küche. Der Herd war kalt.

Er rief nach seinem Vater, ohne eine Antwort zu erhalten; er durchsuchte das Haus nach ihm, ohne eine Spur von ihm zu entdecken.

Im Schlafzimmer seines Vaters schlug er fieberhaft im Telefonbuch blättern, die Nummer des Captain Cook Lodge nach, um sie dann unverzüglich zu wählen. »Stellen Sie mich bitte zu Mr. Kesslers Zimmer durch.«

»Einen Moment bitte... Tut mir leid, Sir. Mr. Kessler hat das

Hotel bereits verlassen.«

»Aber das ist doch unmöglich! *Wann!*«

»Lassen Sie mich kurz nachsehen, Sir... heute nachmittag, gegen sechzehn Uhr.«

Schauernd legte Pendleton den Hörer auf die Gabel zurück. Er hatte sich um vier mit Kessler getroffen. Hatte er demnach zu diesem Zeitpunkt im Hotel sein Zimmer schon aufgegeben?

Stand Kessler in Zusammenhang mit dem Verschwinden seines Vaters? Nein. Das hätte keinen Sinn ergeben. Wenn Kessler etwas damit zu tun gehabt hätte, würde er ihn nicht um ein Treffen gebeten und damit seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Es sei denn...

Der Verdacht wurde stärker.

Kessler könnte als Lockvogel fungiert haben, um Vater und Sohn voneinander zu trennen.

Natürlich gab es auch noch eine andere Erklärungsmöglichkeit, die jedoch Pendletons Befürchtungen keineswegs zu verscheuchen vermochte. Jemand anderer könnte Kessler abgemeldet haben – nicht nur aus dem Hotel, sondern für immer. Um weiteren Schrecken zu verbreiten. In diesem Fall, schoß es Pendleton durch den Kopf, konnte logischerweise das nächste Opfer kein anderer sein als...

Er selbst.

Von diesem Punkt an ließ er sich nur noch von professioneller Routine leiten. Er holte die Pistole seines Vaters aus einer Schublade und vergewisserte sich, daß sie geladen war, um dann in sein Zimmer zu gehen und seine eigene Pistole zu holen. Darauf durchsuchte er das Haus noch einmal bis in die hintersten Winkel – diesmal nicht nach seinem Vater, sondern nach einem Eindringling.

Das Telefon klingelte. Er eilte an den Apparat und nahm in der Hoffnung, es könnte sein Vater sein, den Hörer ab. Im gleichen Augenblick hängt der Anrufer wieder ein.

Seine Muskeln verkrampften sich. Verwählt? Oder ein

Versuch des Feinds herauszufinden, ob er zu Hause war?

Er mußte vom Schlimmsten ausgehen. Rasch schlüpfte er aus seinem Jogginganzug und zog statt dessen warme Kleidung für einen längeren Aufenthalt im Freien an. Die Dämmerung warf lange Schatten. Er ging aus dem Haus und schlich zu einer naheliegenden Anhöhe, von der er jeden Zugang zu dem Gebäude im Auge hatte.

Im Haus gingen automatisch die Lichter an. Das Telefon klingelte von neuem; er konnte es ganz schwach hören. Nach zweimaligem Läuten verstummte es. Vor Verlassen des Hauses hatte er den Anrufbeantworter eingeschaltet, der den Anrufer nun auffordern würde, eine Nachricht zu hinterlassen. Obwohl er sich nur zu gern vergewissert hätte, ob der Anruf von seinem Vater war, konnte er nicht riskieren, ins Haus zurückzukehren und den Anrufbeantworter abzuhören. Allerdings hatte er in weiser Voraussicht sein drahtloses Telefon mitgenommen; damit rief er nun den Apparat im Haus an und hörte gerade noch die letzten Worte der Anrufbeantworteransage. Doch danach ertönte nur ein leises Klicken. Wie bereits zuvor hatte der Anrufer aufgehängt.

Ein Polizeiauto fuhr auf das Haus zu. Vielleicht wollten sie ihn wegen des Feuers im Laden sprechen. Vielleicht war es aber gar kein richtiges Polizeiauto. Ein Polizist klopfte an die Tür und versuchte sie zu öffnen; Pendleton hatte jedoch abgeschlossen. Danach ging der Polizist zum Hintereingang, klopfte, versuchte zu öffnen und fuhr wieder davon. Sonst näherte sich niemand mehr dem Haus.

Sein Vater war verschwunden! Wie all die anderen Väter. Aber im Gegensatz zu den Söhnen jener Väter war Pendleton kein Amateur. Eiszapfen hatte ihn bestens ausgebildet. *Eines Tages wird der Feind zurückkehren*, hatte ihn sein Vater gewarnt.

Das hatte er in der Tat wahrgemacht – und seinen Vater entführt.

Jetzt bin ich an der Reihe, dachte Pendleton verbissen. Er hatte den Auftrag, den ihm die Söhne der anderen Väter angeboten hatten, nur abgelehnt, weil er keinerlei Aufmerksamkeit auf seinen Vater hatte lenken wollen. Aber darauf kam es nun nicht mehr an. Ich werde es tun, dachte er. Allerdings handelt es sich dabei um keine berufliche Angelegenheit, sondern um eine höchst persönliche...

Wenn mein Vater bis morgen nicht wieder aufgetaucht sein sollte, dann werde ich es euch Schweinen nach vierzig Jahren endlich doch noch zeigen!

Für Eiszapfen!

Für mich!

Die Rückkehr des Kriegers

1

Im Norden von Beersheba, Israel. Auf das plötzliche Knattern von Gewehrfeuer hin warf Saul seine Schaufel zu Boden, packte sein Gewehr und kletterte aus dem Bewässerungsgraben. Er hatte seit Tagesanbruch auf dem Feld gearbeitet und, unter den stechenden Sonnenstrahlen heftig schwitzend, das Bewässerungssystem erweitert, das er vor drei Jahren angelegt hatte, als er sich in dieser Siedlung niedergelassen hatte. Seine Frau Erika war damals schwanger gewesen, und entsprechend stark war ihrer beider Bedürfnis, sich aus dem hektischen Weltgetriebe und vor allem ihrem gefahrenreichen Beruf zurückzuziehen. Natürlich war ihnen dabei bewußt gewesen, daß sie damit ihrer Vergangenheit nicht wirklich würden entfliehen können, aber allein die Illusion des Aussteigens hatte für sie einen großen Fortschritt bedeutet. In diesem abgelegenen Dorf, in dem selbst der Konflikt zwischen Juden und Arabern in weite Ferne gerückt schien, hatten sie für sich und ihren kleinen Sohn Christopher Eliot Bernstein-Grisman, der wenig später geboren worden war, ein Heim geschaffen.

Die anderen Dorfbewohner hatten sich über den ungewöhnlichen Namen des Jungen mit Verwunderung geäußert. »Halb jüdisch, halb christlich? Und weshalb der Bindestrich am Ende?«

Bernstein war Erikas Nachname, Grisman Sauls. Christopher war sein bester Freund und Blutsbruder gewesen; gemeinsam waren sie in einem Waisenhaus in Philadelphia groß geworden. Ihr Pflegevater war Eliot gewesen, ein unscheinbarer Mann mit traurigen Augen, der stets einen schwarzen Anzug mit einer Rose im Knopfloch trug; er war der einzige Mensch, der Chris und Saul so etwas wie Liebe entgegengebracht hatte, und er

war es auch, der sie für den Geheimdienst angeworben und zu Spezialagenten hatte ausbilden lassen. Am Ende war ihr Pflegevater dann ihr Feind geworden. Chris war durch ihn ums Leben gekommen, worauf Saul Eliot getötet hatte.

Die Verbitterung über diesen Verrat war das Hauptmotiv für Sauls Rückzug aus der Welt gewesen. Doch die Liebe zu seinem Blutsbruder und – trotz allem – auch zu seinem Pflegevater hatte ihn veranlaßt, seinen Sohn nach ihnen, den beiden wichtigsten Männern in seinem Leben, zu nennen. Voller Verständnis hatte Erika sich damit einverstanden erklärt – Erika, großgewachsen und schlank, die mit ihren hohen Backenknochen und dem langen schwarzen Haar wie ein Fotomodell aussah und doch gleichzeitig eine bestens ausgebildete Geheimagentin war.

Beim Knattern des Gewehrfeuers krampfte Sauls Magen sich schmerzhaft zusammen. Sein erster Gedanke galt seinem Sohn, als er in panischer Hast auf das Dorf zustürzte. Sein zweiter galt Erika, die den Jungen ebenso wirkungsvoll beschützen würde wie er. Und sein dritter Gedanke war, daß er nicht ruhen würde, bis er sich an den Mördern gerächt hatte, falls seiner Frau oder seinem Sohn etwas zugestoßen sein sollte.

Seine alten Kämpferinstinkte erwachten schlagartig wieder zu neuem Leben, obwohl sie seit seiner Ankunft in Israel brachgelegen waren. Er sprang über eine Steinmauer und näherte sich dem Dorf. Im Laufen überprüfte er, ob die Waffe geladen war. Als er Schreie hörte, entsicherte er das Gewehr und ging hinter einem Haufen Steine in Deckung.

Die Schüsse wurden lauter und häufiger. Und dann sah er die fremden Männer in arabischer Kampfausrüstung. Von geschützten Standorten aus feuerten sie auf die Häuser im Zentrum der Siedlung. Verzweifelte Frauen zerrten ihre Kinder von den Straßen in den Schutz ihrer Behausungen. Ein alter Mann sank zu Boden und wurde von der Wucht mehrerer Einschüsse durch den Staub gerollt, bevor er ein kleines

Mädchen hatte erreichen können, das starr vor Schreck mitten auf der Straße stehengeblieben war. Plötzlich sank das Mädchen getroffen nieder. Ein Eindringling warf eine Handgranate durch das offene Fenster. Die Explosion spie Rauch und Trümmer ins Freie. Eine Frau schrie auf.

Saul legte sein Gewehr an. Er zählte sechs Eindringlinge, doch die Stärke des Feuers verriet ihm, daß auf der anderen Seite des Dorfes noch mindestens sechs weitere Schützen postiert sein mußten. Plötzlich mischte sich das deutlich unterscheidbare Knattern der M-16 Schnellfeuergewehre, mit denen Saul den jungen Männern des Dorfes zu schießen beigebracht hatte, unter das Feuer der Angreifer.

Ein Angehöriger des Überfallkommandos fiel; sein Rücken färbte sich rot. Die fünf übrigen Angreifer nahmen darauf eine Wellblechhütte, aus der die tödliche Salve gekommen war, unter massiven Beschuß. Die Hütte erzitterte unter der Wucht der Einschläge. Die M-16 verstummte.

Dafür fielen nun andere Gewehre aus den umliegenden Häusern ein. Ein weiterer Angreifer sank blutüberströmt nieder. Saul nahm einen Eindringling ins Visier, drückte ab und der Mann sank mit zerschmettertem Rückgrat zu Boden. Nachdem er einen zweiten Mann mit einem Schuß in den Kopf getötet hatte, sprang er hinter dem Steinhaufen vor und rannte auf die Häuser zu.

Saul erschöß im Laufen noch einen weiteren Feind. Der einzige noch verbleibende Araber sah sich kurz um und rannte schließlich auf eine niedrige Steinmauer zu, um jedoch abrupt stehenzubleiben, als dahinter Sauls Lieblingsschüler auftauchte und dem Mann mitten ins Gesicht schoß.

Im Schutz von Gräben und Mauern rannte Saul auf die andere Seite der Siedlung. Aus den Augenwinkeln sah er, wie ihm mehrere junge Männer des Dorfes folgten. Das Knattern ihrer M-16-Gewehre wurde von den Kalaschnikows der Angreifer erwidert. Eine zweite Handgranate explodierte in

dem Haus, das durch eine erste bereits halb zerstört war. Als diesmal eine Seitenmauer einstürzte, hörte Saul keine Schreie mehr nach draußen dringen. Mit gesteigerter Wut rannte er im Bogen auf den Rest der Angreifer zu, schoß sein Magazin leer, lud nach, schoß auch das neue Magazin leer, hob eine Kalaschnikow vom Boden auf, die ein fliehender Angreifer hatte fallen lassen, schoß auch sie leer, griff nach der M-16, die sein zweitbesten Schüler im Tod weggeworfen hatte, leerte auch ihr Magazin und tötete dann einen Angreifer, der sich ihm in den Weg stellte, mit bloßen Händen.

Die Schüsse verstummten. Saul starrte auf den Toten zu seinen Füßen, während seine Schüler sich im Siegestaumel um ihn zu scharen begannen.

»Halt! Nicht in einer Gruppe zusammenstehen! Verstreut euch! Geht in Deckung! Wir wissen noch nicht, ob wir alle erwischt haben.«

In Befolgung seiner eigenen Befehle hechtete Saul in einen Graben. Gleichzeitig verfluchte er sich für seine Gründlichkeit, obwohl er nichts lieber getan hätte, als sich auf der Stelle zu vergewissern, daß Erika und seinem Sohn nichts zugestoßen war.

Statt dessen zwang er sich, den anderen mit gutem Beispiel voranzugehen. Dann teilte er seine Schüler in Gruppen auf und ließ sie die Siedlung systematisch durchkämmen.

Und erst als ihre Suche abgeschlossen war und die Zahl der Opfer des Überfalls – zehn Dorfbewohner tot, fünfzehn verletzt – feststand, gestattete Saul sich, seinen eigenen, zutiefst menschlichen Bedürfnissen nachzugehen. Zugleich war ihm jedoch bereits klar, daß sein Schicksal besiegelt war. Seine Vergangenheit hatte ihn wieder eingeholt.

Zwar hatte er unter den Gesichtspunkten seiner strengen Agentenausbildung, vollkommen korrekt gehandelt. Doch aus anderer Sicht war das, was er gerade gemacht hatte, von Grund auf verkehrt gewesen. Er hatte zugunsten seiner Verpflichtung

der Dorfgemeinschaft gegenüber seine ureigensten menschlichen Gefühle hintangestellt.

Das Gebäude, das man am heftigsten unter Beschuß genommen hatte und in das zwei Handgranaten geschleudert worden waren, war sein Haus. Mit zusammengekniffenen Augen löste er sich aus der Gruppe von Dorfbewohnern, die ihn umringten, und ging auf das zerstörte Haus zu, in dem seine Frau und sein Kind Schutz gesucht hatten. Die rechte Seitenwand war eingestürzt; das Dach hing in einem verwegenen Winkel über der gähnenden Leere.

Als die erste Granate explodiert war, hatte er eine Frau aufschreien hören. Von bösen Vorahnungen geplagt, spähte er durch ein klaffendes Loch in der stehengebliebenen Wand, das ehemals ein Fenster gewesen war, ins Innere des Hauses. Die Vorhänge waren rußgeschwärzt und zerfetzt. Zu seiner Linken sah er einen hölzernen Spielzeuglastwagen, den er für seinen Sohn gebaut hatte. Daneben lagen die Scherben der Teller, die von einem nicht mehr existierenden Wandregal gefallen waren. Darüber waren die Überreste des Eßtischs verstreut. Es roch nach angesengtem Holz, verbranntem Stoff und geschmolzenem Plastik. Das herabgesunkene Dach versperrte ihm den Blick in den hinteren Teil der Küche.

Die Tür löste sich aus ihren Angeln, als er sie zu öffnen versuchte. Schwer schluckend betrat er das Haus. Er bewegte sich ganz langsam. Ihn hatte plötzlich Angst befallen, unversehens auf einen grausam zerfetzten Körper zu treten – allein der Gedanke an diese Möglichkeit hinderte ihn für einen Moment am Weitergehen. Doch er zwang sich, ein Stück Wellblech beiseitezuschieben, einen Deckenbalken aus dem Weg zu räumen und über die Überreste eines Stuhls zu steigen. Aber er sah kein Blut, und die Hoffnung ließ sein Herz rascher schlagen.

Er riß eine Wellblechplatte des Dachs weg, warf sie durch die offene Tür ins Freie, räumte gebückt weiteren Schutt aus

dem Weg. Noch immer keine Spuren von Blut. Er stemmte sich gegen den Teil des Dachs, der in die Küche herabhing, und drückte ihn so weit zur Seite, daß der Blick auf den Teil der Küche freigegeben wurde, in den er bisher nicht hatte sehen können.

Mit zusammengekniffenen Augen spähte er in das Halbdunkel, ohne irgendwo eine Leiche zu erkennen. Er brach sich zwei Fingernägel ab, als er die gut getarnte Bodenluke öffnete. Mit blutigen Fingern ließ er den Lukendeckel gegen die Wand sinken und starrte in das dunkle Erdloch.

»Erika!«

Die Grube verschluckte seine Stimme, ohne das leiseste Echo zurückzuwerfen.

»Erika! Ich bin's – Saul!«

Ohne auf eine Antwort zu warten, wand er sich durch die Luke. Eineinhalb Meter tiefer hatte er bereits festen Boden unter den Füßen. »Es ist alles vorbei.«

Angestrengt versuchte er mit seinen Blicken das Dunkel zu durchdringen. Einen verzweifelten Augenblick lang befürchtete er, sich getäuscht zu haben, bis ihm einfiel, daß er Erika das verabredete Zeichen noch nicht gegeben hatte; schließlich hätte ein Feind versuchen können, seine Stimme nachzumachen. »Baby, Ruth und Rosen.«

»Wurde ja auch langsam Zeit, daß du das sagst«, kam darauf Erikas tiefe, sinnliche Stimme aus dem hintersten Winkel des unterirdischen Verstecks. »Ich habe schon die ganze Zeit überlegt, ob ich dich erschießen sollte. Ich hoffe, du hast es diesen Kerlen ordentlich gezeigt.«

»Daddy?« wurde nun auch die Stimme ihres Sohnes vernehmlich.

»Ja, ich bin's, mein Junge. Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

»Warum hast du eigentlich so lange auf dich warten lassen?« wollte Erika wissen. »Die Schüsse sind doch schon eine ganze

Weile verstummt. Oder bist du etwa noch einen trinken gegangen, bevor du uns hier rausholen konntest?»

Saul wußte nicht recht, was er von Erikas spöttischem Ton halten sollte. Er hörte das Geräusch von Schritten auf dem gestampften Boden des unterirdischen Verstecks. Und dann spürte er eine kleine, zierliche Gestalt an seiner Seite und schloß sie in die Arme.

»Daddy?«

»Hier bin ich, mein Sohn. Ich...« Die Anspannung der letzten Minuten schnürte ihm die Kehle zusammen.

Und dann fühlte er Erikas Arm um seine Schulter. »Was hast du denn, Saul?«

»Ich...«, mühsam nach Worten ringend, wischte er sich die Tränen aus den Augen. »Wir haben sie alle getötet. Aber wenn...«, es kostete ihn noch immer Mühe zu sprechen, »wenn ich sofort hierher gekommen wäre und mich nur um dich und um Chris gekümmert hätte, wäre das gegen alle Prinzipien gewesen, die ich unseren jungen Leuten beizubringen versuche – daß nämlich das Wohl der Gemeinschaft wichtiger ist als das des Einzelnen. Und beim nächsten Angriff auf das Dorf hätten sie alle nur an sich selbst gedacht und nicht...«

Erika schmiegte sich enger an ihn.

»Du hast völlig richtig gehandelt. Ich mache dir doch keinen Vorwurf. Auch ich habe genau das getan, was die Regeln vorschreiben. Als die ersten Schüsse fielen, habe ich mir meine Uzi gegriffen und mich mit Chris in Sicherheit gebracht. Wie deine Aufgabe darin bestand, das Dorf zu schützen, bestand die meine darin, die Familie zu schützen. Wir sind beide unserer Pflicht nachgekommen.«

Saul hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. »Ich liebe dich. Du bist einfach wunderbar.«

»Wenn wir heute abend Chris zu Bett gebracht haben, fände ich es schön, wenn du mir zeigen würdest, wie sehr.«

Zwanzig Minuten später kreiste ein israelischer Kampfhubschrauber über dem Dorf, um die Umgebung nach weiteren Eindringlingen abzusuchen. Zwei Lkw's der Armee holperten über die von Schlaglöchern übersäte Straße auf das Dorf zu und hielten am Rand der Siedlung an. Soldatentrupps sprangen von ihren Ladeflächen und durchsuchten unter der Leitung eines Hauptmanns die Siedlung. Eine Spezialeinheit nahm sich die Taschen der Toten vor.

Heißer Wind wirbelte Staub auf.

Der Hauptmann trat auf Saul zu. »Ihr Funker hat uns durchgegeben, der Angriff wäre zurückgeschlagen worden.« Er deutete auf die herumliegenden Leichen der Angreifer. »Wäre ›niedergeschlagen‹ nicht zutreffender gewesen?«

»Na ja.« Saul zuckte mit den Achseln. »Die Kerle haben uns etwas genervt.«

»So scheint es.« Der Hauptmann steckte sich eine Zigarette an. »Soviel ich gehört habe, sollte man genau das lieber unterlassen – ich meine, Sie zu nerven. Sie sind doch Saul Grisman? Amerikaner? Ehemaliger CIA-Agent?«

»Paßt Ihnen daran irgend etwas nicht?«

»Nicht, nachdem ich gesehen habe, wie Sie mit diesen Kerlen umgesprungen sind. Das muß demnach Ihre Frau Erika sein?«

Saul drehte sich um. Er hatte Erika nicht näherkommen gehört.

»Christopher ist nebenan«, erklärte sie. »Er hat zwar noch immer Angst, aber er hat mir versprochen, daß er schön die Augen zumachen und zu schlafen versuchen würde.« Jetzt erst wandte sie sich dem Hauptmann zu.

»Sie waren doch beim Mossad«, sprach dieser sie an. »Daß es Ihnen hier im Dorf nicht langweilig wird?«

»Heute war es das gewiß nicht.«

Der Hauptmann warf einen kurzen Blick auf die mit M-16-Gewehren bewaffneten Jugendlichen. »Wo sind die Männer des Dorfes?«

»Beim Militär«, antwortete Erika. »Oder in Jerusalem, oder Tel Aviv. Das hier ist ein Dorf von Witwen, Waisen und verlassenen Frauen. Es konnte sich nur mit Mühe über Wasser halten, als wir hierher kamen.«

»Aber genau so etwas haben wir gesucht«, fiel Saul ein. »Irgendein gottverlassenes Nest am Ende der Welt. Wir haben uns dann daran gemacht, die Verteidigung der Siedlung aufzubauen.«

»Wollen Sie damit etwa behaupten, diese *Jüngelchen* hätten nur mit Ihrer Hilfe diesen Angriff abgewehrt?«

»Alles, was sie gebraucht haben, war jemand, der ihnen etwas Mut gemacht hat.« Grinsend legte Saul zwei herumstehenden jungen Burschen die Arme um die Schultern.

»Ich habe aus gutunterrichteter Quelle erfahren«, fuhr der Hauptmann, an Saul gewandt, fort, »daß Sie einen ganz bestimmten Grund hatten, Ihrem bisherigen Beruf den Rücken zu kehren.«

»Hat Ihnen diese gutunterrichtete Quelle auch gesagt, was dieser Grund war?«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Eine Allergie.«

»Aha. Ich habe auch gehört, daß *Sie*«, wandte sich der Hauptmann nun an Erika, »beim israelischen Geheimdienst hätten bleiben können. Es bestand für Sie nicht der geringste Anlaß, sich hierher zurückzuziehen.«

»Das ist nicht ganz richtig«, erwiderte Erika. »Ich hatte dafür den besten nur erdenklichen Anlaß.«

»Und der wäre?«

»In seiner Nähe zu sein.« Sie deutete auf Saul.

Der Hauptmann zog an seiner Zigarette. »Natürlich. Doch zurück zu dem Zwischenfall hier – ich werde aus dem Ganzen

nicht recht klug.«

»Mir geht es genauso«, versicherte ihm Saul.

»Zu allererst: Bei den Angreifern handelte es sich keinesfalls um eine Gruppe von Amateuren. Sie waren bestens ausgerüstet – mit sowjetischen Waffen. Außerdem war der Überfall sorgfältig geplant. Ich hätte das Ganze vielleicht noch verstehen können, wenn der Überfall einer Siedlung in einem umkämpften Gebiet gegolten hätte – oder einem strategischen Ziel wie einem Munitionsdepot oder einem Luftwaffenstützpunkt. Aber weshalb dieser enorme Aufwand für ein Dorf voller Witwen, Waisen und alleinstehenden Frauen? Achtzig Kilometer von der Grenze entfernt? *Was hat das zu bedeuten?*«

»Darüber habe ich mir auch schon den Kopf zerbrochen«, erklärte Saul.

3

Bei Sonnenuntergang traf eine verstaubte Limousine im Dorf ein. Saul saß vor den Trümmern seiner Behausung an einem kleinen Feuer und löffelte einen Teller Hühnersuppe. Erika fütterte den kleinen Christopher.

Soldaten kamen aus ihrer Deckung hervor und gaben dem Fahrer der Limousine zu verstehen, er solle am Dorfrand anhalten. Der Wagen war zu weit entfernt und seine Windschutzscheibe zu staubig, als daß Saul hätte erkennen können, wer hinter seinem Steuer saß. Die Soldaten sprachen kurz mit dem Fahrer, überprüften seine Papiere und deuteten schließlich auf Sauls zerstörtes Haus. Der Wagen fuhr wieder an.

Saul stand auf. »Erkennst du den Wagen?«

Erika schüttelte den Kopf. »Du?«

»Langsam wird es mir hier im Dorf etwas zu voll.«

Fünf Meter von Saul entfernt, blieb der Wagen stehen. Die Bewohner der umliegenden Häuser starrten ihn argwöhnisch an. Der Fahrer stellte den Motor ab. Ein Mann stieg aus.

Er war etwa einsachtzig groß und schlank; seine Schultern waren leicht nach vorn gezogen. Er trug einen zerknitterten Anzug. Sein Hemdkragen stand offen; die Krawatte baumelte lose herunter. Er hatte einen Schnurrbart und einen zurückweichenden Haaransatz. Saul schätzte sein Alter auf Ende dreißig; gleichzeitig mutmaßte er, daß seine hagere Statur auf seine enormen, mühsam im Zaum gehaltenen Energien zurückzuführen war. Dieser Mann erweckte den Eindruck, als verbrenne er ständig eine Unmenge von Kalorien, auch wenn er nur am Schreibtisch saß – eine Tätigkeit, auf die seine vorgebeugten Schultern hindeuteten.

Grinsend trat der Mann auf Saul zu. Zwar hatte Saul ihn noch nie zuvor gesehen, aber das freudige Leuchten in den Augen des Fremden wies darauf hin, daß dieser ihn kannte.

Im selben Augenblick wurde Saul sein Irrtum auch schon bewußt.

Nicht er war es, den der Fremde kannte.

Es war Erika.

Ihre Augen leuchteten in genau derselben Wiedersehensfreude auf, und ihre Stimme war zu einem Wispern fassungslosen Staunens erstorben. »Misha?«

»Erika.«

Sie eilte auf den Fremden zu und umarmte ihn. »Misha!« schluchzte sie.

Saul entspannte sich wieder, als er den Namen hörte. Wenn er sich nicht täuschte, lautete der Nachname des Fremden Pletz. Obwohl er den Träger dieses Namens nie persönlich kennengelernt hatte, stand er tief in Mishas Schuld; auf Erikas Bitten hin hatte Misha ihm und seinem Blutsbruder Chris vor drei Jahren mehrere große Gefälligkeiten erwiesen.

Er wartete also geduldig, bis Erika sich wieder von Misha

gelöst hatte. Erst dann trat er mit Christopher auf seinem linken Arm vor und streckte dem Neuankömmling seine Rechte entgegen. »Willkommen! Darf ich Ihnen einen Teller Suppe anbieten?«

Mishas Händedruck war kräftig. »Nein, besten Dank. Ich habe unterwegs zwei belegte Brote gegessen. Allerdings habe ich davon nur Sodbrennen bekommen.«

»Ich habe mich schon oft gefragt, wie Sie wohl aussehen.«

»Mir ging es genauso. Was Ihren Bruder betrifft – nachträglich mein aufrichtiges Beileid.«

Saul nickte nur. In ihm stiegen schmerzliche Erinnerungen auf.

»Weshalb bist du nicht in Washington, Misha?« wandte Erika sich an den Besucher.

»Vor zwei Jahren wurde ich wieder zurück nach Tel Aviv versetzt. Ehrlich gestanden, habe ich darum ersucht. Meine Heimat und meine Eltern haben mir einfach zu sehr gefehlt. Außerdem ging die Versetzung mit einer Beförderung einher. Ich kann also nicht klagen.«

»Welchen Posten hast du denn jetzt?« wollte Erika wissen.

Misha ergriff die Hand des kleinen Christopher. »Wie geht es dir, kleiner Mann?«

Christopher kicherte.

Die Art, in der Misha Erikas Frage ausgewichen war, ließ Saul nichts Gutes ahnen.

»Ein Prachtkerl von einem Jungen«, bemerkte Misha, um dann seinen Blick über die Trümmer von Sauls Behausung gleiten zu lassen. »Ach, ihr seid gerade beim Umbauen?«

»Ja, die Tapezierer waren heute da«, erwiderte Erika.

»Das habe ich bereits hört.«

»Allerdings waren wir mit ihrer Arbeit nicht ganz zufrieden, weshalb wir sie leider kurzerhand auf die Straße setzen mußten.«

»Auch das habe ich bereits gehört.«

»Ist das der Grund Ihres Kommens?« wollte Saul wissen.

Misha betrachtete ihn eingehend. »Wenn ich vielleicht doch einen Teller Suppe bekommen könnte?«

Sie ließen sich um das kleine Feuer nieder. Nach Sonnenuntergang war es in der Wüste merklich kühler geworden, so daß die Flammen angenehm wärmten.

Misha aß nur drei Löffel Suppe. »Ich wußte sogar schon in Washington«, wandte er sich an Erika, »daß ihr euch hier niedergelassen habt. Und nach meiner Rückkehr nach Tel Aviv hielt ich mich ständig über euch auf dem laufenden.«

»Demnach sind also Sie jene ›gutunterrichtete Quelle‹, von der ich den Hauptmann ständig sprechen gehört habe«, schaltete Saul sich ein. Er deutete auf den Offizier, der mit einem der Wachposten am Dorfrand sprach.

»Ich hielt es für angeraten, ihm zu sagen, daß auf euch beide Verlaß ist. Ich schärfte ihm ein, euch in Frieden zu lassen, aber bereitwillig auf eure Vorschläge einzugehen, falls ihr mit solchen an ihn herantreten solltet. Ich wollte mich möglichst wenig einmischen.«

Saul beobachtete Misha beim Sprechen genau.

»Doch nach den höchst ungewöhnlichen Ereignissen des heutigen Tages«, fuhr Misha fort, »war natürlich zu erwarten, daß er sich zwecks einer Rücksprache wieder mit mir in Verbindung setzen würde. Schließlich ist dieser Überfall mit einigen höchst merkwürdigen Ungereimtheiten verbunden. Damit meine ich nicht nur die offensichtliche Sinnlosigkeit, ein Dorf anzugreifen, das so weit von der Grenze entfernt liegt und darüberhinaus von keinerlei wirtschaftlicher oder strategischer Bedeutung ist.«

»Sie meinen also die Fingernägel?« kam Saul ihm zuvor.

Misha hob die Augenbrauen. »Demnach ist es also auch Ihnen aufgefallen? Warum haben Sie dem Hauptmann gegenüber nichts davon erwähnt?«

»Ich wollte erst sehen, wieviel er von seinem Geschäft

versteht, um dann entscheiden zu können, in welchem Umfang ich mich auf ihn verlassen könnte.«

»Nun, er versteht durchaus etwas von seinem Geschäft«, entgegnete Misha. »Und er war immerhin so vernünftig, seinen Verdacht nur mir mitzuteilen, damit ich entscheiden könnte, wie wir im weiteren vorgehen sollen.«

»Warum reden wir eigentlich noch länger um den heißen Brei herum«, meinte Saul leicht ungeduldig. »Die Männer, welche die Siedlung angegriffen haben, waren keine normalen Guerillas. Ihre Kleidung wirkte zwar abgetragen, aber ihre Stiefel und ihre Gewehre waren nagelneu. Was das betraf, könnte ich natürlich so tun, als dächte ich, sie wären für diesen Überfall frisch ausgerüstet worden. Aber die Fingernägel haben sie eindeutig verraten. Sie haben sich Schmutz über ihre Hände geschmiert; nur kam davon nichts unter ihre Fingernägel. Ziemlich eingebildet. Dachten sie wirklich, keiner von ihnen müßte ins Gras beißen? Dachten sie im Ernst, niemandem würden ihre manikürten Hände auffallen? Das waren keine Terroristen, sondern importierte Berufskiller. Sie wurden ausgesucht, weil sie Araber waren. Aber diese Burschen haben sonst nicht in der Wüste operiert, sondern in Athen, Rom, Paris oder London.«

Misha nickte. »Sie sind also auch nach den drei Jahren hier draußen nicht aus der Übung gekommen.«

Saul deutete auf das zerstörte Haus hinter sich. »Ganz offensichtlich galt der Überfall nicht dem Dorf, sondern *uns*. Unser Haus wurde eindeutig am nachhaltigsten in Mitleidenschaft gezogen.«

Erika stand auf, trat hinter Misha und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Was ist der Grund deines Kommens, mein Guter?«

Misha sah bedrückt vom Boden auf.

»Was hast du denn?« drängte sie. »Was ist passiert?«

»Erika, dein Vater ist verschwunden.«

Mit der Ruhe und dem Frieden der letzten drei Jahre war es nun endgültig vorbei. An ihrer Stelle waren nun wieder die wesentlichen Bestandteile von Sauls früherem Leben getreten – Anspannung, Argwohn, Wachsamkeit. Offensichtlich gab es für Saul keine Möglichkeit, seiner Vergangenheit zu enttrinnen; sie hatte ihn selbst hier, an diesem entlegenen Ort eingeholt.

Nachdem Misha sich in seinem Wagen schlafen gelegt hatte, saß Saul mit Erika an dem kleinen Feuer vor den Trümmern ihres Hauses.

»Falls der Überfall uns galt«, erklärte Erika, »müssen wir damit rechnen, daß sie es nicht bei diesem einen Versuch, uns zu beseitigen, bewenden lassen werden.«

Erika stocherte mit einem Zweig in der Glut.

»Wir können den anderen Dorfbewohnern nicht zumuten, daß sie allein aufgrund unserer Anwesenheit neuerlich in Gefahr geraten«, fuhr Saul fort.

»Was sollen wir tun? Ein Schild aufstellen? Die Leute, auf die ihr es abgesehen habt, leben hier nicht mehr?« Das Flackern des Feuers brach sich in ihren Augen.

»Genauso, wie sie herausfanden, daß wir uns hier niedergelassen haben, werden sie auch herausfinden, daß wir das Dorf verlassen haben.«

»Aber was könnten sie von uns gewollt haben?«

Saul schüttelte den Kopf. »Drei Jahre sind eine lange Zeit. Und ich habe mich mit dem CIA darauf geeinigt, daß man so tun würde, als existiere ich nicht, solange ich von der Bildfläche verschwunden bliebe.«

»Und das haben wir doch weiß Gott getan«, stieß Erika bitter hervor. »Wir sind von der Bildfläche verschwunden.«

»Deshalb nehme ich auch an, daß der Überfall nichts mit unserer Vergangenheit zu tun hat.«

»Demnach müssen die Gründe für den Anschlag also

jüngeren Datums sein?«

»Damit ist freilich noch immer nicht die Frage nach dem Warum beantwortet.«

»Glaubst du an einen Zusammenhang?«

Erika hatte sich sehr vage ausgedrückt, aber Saul ahnte, worauf sie anspielte. »Du meinst mit dem Verschwinden deines Vaters?«

»Das war gestern.«

»Und heute der Überfall?«

»Ein Unglück kommt bekanntlich selten allein«, seufzte Erika. »Aber...«

»Ich glaube nicht an den Zufall. Man sollte vor dem Offensichtlichen nicht die Augen verschließen.«

»Also sehen wir ihm ins Auge.«

»Du weißt, was das zu bedeuten hat?«

Sie stieß den Zweig heftiger in die Glut. »Es ist ein weiterer Grund, unser Heim zu verlassen. Oder besser, was von unserem Heim noch übriggeblieben ist.«

Saul mußte an die Bewässerungsgräben denken, an deren Bau und Verbesserung er drei Jahre gearbeitet hatte. »Das tue ich nur sehr ungern.«

»Es wäre die Mühe ja auch nicht wert gewesen, wenn wir von all dem hier so leicht Abschied nehmen könnten.«

»Wir werden keine Chance gegen unsere Verfolger haben, wenn wir nicht mit absoluter Entschlossenheit zum Gegenschlag ansetzen.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Mir liegt sehr viel an meinem Vater, und eines der größten Opfer, das für mich mit dem Leben hier verbunden war, bestand darin, ihn nicht mehr sehen zu dürfen.«

Das Feuer knisterte. Plötzlich stand Erika auf. »Wir sollten uns besser fertigmachen. In gewisser Weise haben uns die Angreifer sogar einen Gefallen getan. Wir können problemlos auf unserem Rücken tragen, was von unserem Besitz noch

übrig ist.«

»Wir müssen herausfinden, was aus deinem Vater geworden ist.«

»Und es denen heimzahlen, die uns aus unserem Heim vertrieben haben.«

»Drei Jahre sind eine lange Zeit«, gab Saul zu bedenken.
»Einmal ungeachtet Mishas Komplimenten – glaubst du, wir sind überhaupt noch gut genug?«

»Gut genug? Ich habe doch während der letzten drei Jahre nichts anderes getan, als frische Kräfte zu schöpfen. Die Leute, die meinen Vater entführt haben, werden es noch bitter bereuen, uns in die Quere gekommen zu sein, sobald sie erst einmal festgestellt haben, wie gut wir noch sind.«

Der Büsser

Südlich von Kairo, auf der Westseite des Nils. Die Nitrische Wüste. Ägypten. Diesmal war es keine Maus, die er beobachtete, sondern eine Eidechse. Und sie vollführte keine kleinen Kunststücke, wie Stuart Little das getan hatte. Sie vermochte Drew nicht aus seiner Selbstgenügsamkeit zu reißen. Sie brachte ihn auch nicht dazu, sich nach der Gesellschaft anderer Menschen zu sehnen, seien es Freunde oder wildfremde Menschen. Das kleine Reptil begnügte sich damit, aus seinem Loch unter einem Felsen hervorzukriechen und die Stunden nach Sonnenaufgang in der Sonne zu liegen. Wenn die Dämmerung hereinbrach, ließ sich das Tier auf einer Steinplatte nieder, um die darin gespeicherte Sonnenwärme zu absorbieren. Nur in dem Zeitraum dazwischen, wenn die mörderische Hitze ihren Höhepunkt erreichte, zog es sich in den Schatten seines Verstecks zurück. Ein dreißig Zentimeter langes, runzlig gedrungenes, gelbes, mit keinem Lid zuckendes, nur die Zunge immer wieder vorschnellendes Zeugnis für die schrulligen Auswüchse von Gottes Schöpferlaune.

Gegen die Rückwand der dunklen Höhle gelehnt, saß Drew da und beobachtete, wie das Reptil seinen morgendlichen Sonnenplatz vor dem Höhleneingang einnahm. Er haßte dieses Vieh. Und aus eben diesem Grund duldete er es. Er wußte, daß Gott ihn auf die Probe stellte. Die Echse war Teil seiner Buße. Sein Blick wanderte über die raunen Felswände der Höhle. Im Vergleich dazu war selbst die karge Zelle des Karthäuserklosters in Vermont, in der er sechs Jahre lang gelebt hatte, geradezu luxuriös gewesen. Neuerlich verglich er die Echse, die er entweder Quasimodo oder Luzifer nannte, mit Stuart Little, der Maus, die ihm während der letzten zwei Jahre im Kloster Gesellschaft geleistet hatte. Doch dann war das possierliche Tier im Zuge eines Überfalls auf das Kloster, der

Drew gegolten hatte, getötet worden. Gleichzeitig war Drew dadurch gezwungen gewesen, dem Kloster und seinem Frieden den Rücken zu kehren und sich neuerlich in das Getriebe der Welt hinauszuwagen. Die sich daraus ergebenden Geschehnisse – sein Krieg mit Scalpel, seine Wiedervereinigung mit Arlene und seine Konfrontation mit der Bruderschaft vom Stein – hatten paradoxerweise zu seiner Erlösung geführt, um ihn freilich nur wieder von neuem der Verdammnis anheimfallen zu lassen und ihn dazu zu bringen, sich in diese Höhle in der ägyptischen Wüste zurückzuziehen, wo das christliche Mönchtum seinen Anfang genommen hatte. Und hier strebte er nun durch regelmäßige Buße und im Gebet nach neuerlicher Erlösung von den Sünden der Vergangenheit.

Damit hatte er nun schon ein ganzes Jahr verbracht. Seine Tage, die einer wie der andere verliefen, waren mit körperlichen Übungen und Meditationen ausgefüllt. Allerdings hatte er sich in letzter Zeit zu schwach gefühlt, um sein körperliches Übungsprogramm weiter durchzuführen. Statt dessen lag er im hinteren Teil der Höhle auf dem harten Boden und intonierte lateinische Meßgesänge. Er hätte gern gewußt, ob es das Latein war, das die häßliche Echse veranlaßte, ihm hin und wieder ihren Kopf mit den vollkommen reglosen Augen zuzuwenden.

Die Echse ist von Gott gesandt, dachte Drew. Wenn es mir gelingt, sie entsprechend zu würdigen, werde ich erlöst werden. Das wird das Zeichen sein, daß ich mich jedem Wunsch Gottes in vollkommener Weise geöffnet habe.

Ab und zu störten körperliche Bedürfnisse seine Meditation. Er mußte Flüssigkeit zu sich nehmen. Nicht weit von der Höhle gab es eine Quelle – mit ein Grund, weshalb er sich für diese Stelle entschieden hatte. Wie gewöhnlich zögerte er auch diesmal den Augenblick, in dem er seinen Durst stillte, möglichst weit hinaus. Zum Teil tat er dies, um seine Buße zu verschärfen, zum Teil erhöhte er dadurch jedoch auch die

Intensität seiner Befriedigung, wenn er sich schließlich doch einen Schluck Wasser gönnte. Über dieses Wechselspiel von Lust und Schmerz dachte er ausgiebig nach, um schließlich zu dem Ergebnis zu gelangen, daß der Genuß beim Trinken von Gott als Überlebensmechanismus geschaffen worden war. Wenn er sich diesen Grund versagt hätte, wenn er keine Flüssigkeit zu sich genommen hätte, wäre er gestorben. Aber das wäre Selbstmord gewesen, und Selbstmord war die schlimmste aller Sünden.

In seinem geschwächten Zustand reihten die Gedanken sich im Spiel freier Assoziationen aneinander. Lust, Schmerz. Arlene und das Gefühl, von ihr getrennt zu sein. Unter anderen Umständen hätte er sich nichts Schöneres vorstellen können, als den Rest seines Lebens an Arlenes Seite zu verbringen. Aber das hatte die Bruderschaft vom Stein unmöglich gemacht. Um Drew das Leben zu retten, hatte Arlenes Bruder ein Mitglied der Bruderschaft getötet; und um seinen Retter zu schützen, hatte Drew dafür gesorgt, daß er für die Tat verantwortlich gemacht wurde. Dies wiederum hatte zur Folge gehabt, daß er sich nun ständig auf der Flucht befand. In seiner Sehnsucht nach Liebe hatte Drew um seiner Liebe anderer Art willen sich selbst geopfert.

Er versuchte sich zu bewegen, sich zur Quelle zu schleppen, aber er war unfähig, sich von der Stelle zu rühren. Seine Lippen waren aufgeplatzt vor Durst. Da er schon seit langem keine Nahrung mehr zu sich genommen hatte, war sein Körper völlig entkräftet. Alles um ihn herum begann sich zu drehen. Von der zunehmenden Hitze verscheucht, huschte die Echse unter ihren Felsen. Mehr und mehr verlor Drew jedes Zeitgefühl.

Ein Schatten schob sich vor den Höhleneingang. Ging bereits die Sonne unter? Oder habe ich Halluzinationen, fragte sich Drew besorgt. Denn der Schatten entpuppte sich als eine menschliche Silhouette – die erste Silhouette dieser Art, seit er

sich in die Einsamkeit der Höhle zurückgezogen hatte. Das konnte doch nicht sein.

Doch der Schatten – er wurde zunehmend länger – nahm tatsächlich menschliche Umrisse an.

Aber das konnte doch auf keinen Fall...

2

Als sie die Echse unter den Felsen davonhuschen sah, stieß Arlene leise hervor: »Verflucht.« Gleichzeitig stieg der Verdacht in ihr auf, daß man ihr falsche Hinweise gegeben hatte. Das häßliche Reptil hätte sich wohl kaum diesen Sonnenplatz ausgesucht, wenn die Höhle bewohnt gewesen wäre.

Entmutigt blieb sie einen Moment stehen. Doch die Hitze der Sonne, die erbarmungslos auf sie niederbrannte, trieb sie weiter. Sie stapfte das letzte Stück zum Eingang der Höhle hinauf und spähte in ihr Dunkel hinein. Die Stille, die ihr von dort entgegenschlug, bestärkte sie in ihrem Verdacht.

Die Frage war nun, ob sie versehentlich oder mit Absicht in die Irre geleitet worden war. Am Morgen des Tags zuvor, zwei Stunden, nachdem sie vom nächstgelegenen Dorf aufgebrochen war, hatte ihr Leihwagen plötzlich den Geist aufgegeben. Da sie einiges von Motoren verstand, hatte sie die Kühlerhaube hochgeklappt und nach dem Schaden gesucht, ohne jedoch dessen Ursache feststellen zu können. Sie überlegte, ob sie ins Dorf zurückkehren sollte; allerdings hätte sie für die Strecke zu Fuß mindestens einen halben Tag benötigt. Und nur wenig länger hätte sie gebraucht, um ihr eigentliches Ziel zu erreichen. Sie hatte vor Verlassen des Dorfs ihre Feldflasche aufgefüllt und wußte aus Erfahrung, daß dieser Vorrat ausreichen würde, wenn sie ihn gut einteilte.

In der größten Mittagshitze hatte sie zwischen zwei Felsen eine dünne Plane gespannt, um eine kurze Rast einzulegen.

Und dann hörte sie plötzlich das leise Knirschen von vorsichtigen Schritten im Sand; sie näherten sich ihr von rechts und von hinten. Ihr zögerndes, bedächtiges Nahen war Warnung genug. Allerdings wollte sie sich nicht mit ihrer Schußwaffe zur Wehr setzen, da die Schüsse in der Wüste sicher kilometerweit zu hören gewesen wären und vielleicht nur weitere Räuber angelockt hätten. Also hatte sie die Überraschte und Wehrlose gespielt, als die beiden Araber - sie trugen weite, von der Sonne gebleichte Gewänder und Kopftücher – mit vorgehaltenen Pistolen auf sie zutraten und sie mit energischen Handbewegungen aufforderten, sich auszuziehen. Nachdem sie ihnen, um sie abzulenken, einen kurzen Blick auf ihre Brüste gewährt hatte, wirbelte sie unvermutet herum und brach einem Angreifer mit einem gezielten Tritt das Handgelenk der Hand, in der er die Waffe hielt, um dann wie ein Derwisch weiter herumzuwirbeln und auch dem anderen Araber die Pistole aus der Hand zu treten. Und im nächsten Augenblick hatte sie sich auch schon auf die völlig verdutzten Männer gestürzt und sie mit gezielten Handkantenschlägen gegen den Kehlkopf getötet. Das alles ging so schnell, daß sie, noch immer von lüsterner Gier erfüllt, starben. Sie verbarg ihre Leichen zwischen ein paar Felsen, wo sie binnen kurzem das Opfer der Aasfresser der Wüste werden würden. Als sie darauf ein Stück weitergegangen war, um ihre Plane an einer anderen Stelle aufzuspannen, überlegte sie, ob die Männer zufällig auf sie gestoßen waren oder ob sie ihr aus dem Dorf gefolgt waren, in dem sie nach dem Weg gefragt hatte. Falls die Angreifer also tatsächlich aus dem Dorf stammten und sich an ihrem Wagen zu schaffen gemacht hatten, war es nicht weiter verwunderlich, daß die Höhle nicht bewohnt war; man hatte sie mit falschen Richtungsangaben in die Wüste gelockt, wo man leichtes Spiel mit ihr gehabt hätte.

Neuerlich wurde sie von heftiger Verzweiflung übermannt. Sie war den weiten Weg von New York gekommen, um

feststellen zu müssen, daß ihrer langen und beschwerlichen Suche noch immer kein Erfolg beschieden war. Am liebsten hätte sie fluchend die Fäuste zum Himmel emporgereckt. Aber erst einmal galt es, Schutz vor der sengenden Sonne zu suchen. Außerdem sehnte sie sich danach, endlich ihren ausgedörrten Mund mit dem lauwarmen Wasser aus ihrer Feldflasche auszuspülen. Eine große, schlanke, gutaussehende Frau mit grünen Augen und kastanienbraunem Haar Mitte dreißig und in khakifarbener Wüstenkleidung, zog sie gegen unsichtbare Gefahren ihren Revolver und betrat die Höhle.

3

Ein seltsamer Geruch weckte in ihr den Verdacht, daß die Höhle einem Lebewesen als Unterschlupf gedient haben mußte. Sie blieb im Eingang stehen und starrte in das Dunkel vor sich. Obwohl es im Innern der Höhle keineswegs kühl war, war es doch wesentlich angenehmer als in der glühenden Hitze draußen. Mit vorgehaltener Waffe und angehaltenem Atem lauschte sie angestrengt nach irgendwelchen Geräuschen.

»Drew?« Ihre Stimme klang zögernd und unsicher. Wenn er wirklich hier gewesen wäre, hätte er doch längst etwas sagen müssen. Es sei denn, er hatte wie die Echse ihr Kommen bemerkt und sich in ein Versteck zurückgezogen.

Das Echo ihrer Stimme verhallte. Sie hielt neuerlich den Atem an und lauschte. Irgend etwas – vielleicht war es ihr Instinkt – sagte ihr, daß sich jemand in der Höhle aufhielt. Sie hörte – oder bildete sie es sich nur ein? – das leise Rascheln von Stoff, gefolgt von einem kaum merklichen Atemholen und dem Gleiten von Haut über Fels. Die kaum wahrnehmbaren Geräusche drangen aus dem tiefsten Innern der Höhle an ihr Ohr. Sie bewegte sich ein Stück nach rechts und kauerte nieder, so daß ihre Silhouette nicht mehr zu sehen war und wieder

Sonnenlicht in die Höhle dringen konnte.

Da sich ihre Augen inzwischen an das Dunkel gewöhnt hatten und nun auch mehr Licht ins Innere fiel, konnte sie die abgenutzten Sandalen an den schmutzigen Füßen der von Ekzemen übersäten Beine eines Mannes erkennen, der gegen die Rückwand der Höhle gelehnt halb auf dem Boden lag. Sein zerschlissenes Gewand war über seine ausgemergelten Knie gerafft. Die auf den Oberschenkeln ruhenden Hände wirkten wie die eines Skeletts.

»Gütiger Gott.« Ihr entsetztes Flüstern wurde durch das Echo der Höhle verstärkt. »Drew«, stieß sie lauter hervor.

Und dann stürzte sie auf ihn zu und zerrte ihn ins Licht. »Mein Gott, Drew.« Schockiert nahm sie seinen langen Bart und das schmutzstarrende Haar zur Kenntnis, das in zerzausten Zotteln sein eingefallenes, ausgemergeltes Gesicht umrahmte.

Er starrte sie aus zusammengekniffenen Augen an. Seine aufgeplatzten Lippen zitterten.

Hastig riß Arlene die Feldflasche von ihrem Gürtel und schraubte den Verschuß ab. »Sprich jetzt nicht.«

Doch er bestand darauf. Seine Stimme war so schwach, daß Arlene sie kaum hören konnte. Ihr Klang erinnerte sie an das Geräusch von Schritten auf trockenem, verkrustetem Schlamm.

»Ar...« Verzweifelt setzte er von neuem an. »Ar...lene?« In seinem Tonfall schwang ungläubige Überraschung mit. Und noch etwas, das Arlene am ehesten mit dem Gefühl vergleichen hätte können, das jemanden überkam, der eine Vision hatte.

»Ich bin's, Drew. Ich bin wirklich hier. Du bildest dir das alles nicht ein. Aber versuche bitte nicht zu sprechen.«

Sie hob die Feldflasche an seine geschwellenen Lippen und flößte ihm nur wenige Tropfen Wasser ein. Sein Körper schien die Flüssigkeit wie ein Schwamm aufzusaugen. Als sie an seinem Handgelenk nach seinem Puls tastete, war er so schwach, daß sie ihn kaum fühlen konnte. Entsetzt, wieviel

Gewicht er verloren hatte, strich sie mit ihren Händen über seinen Körper.

»Jetzt hast du es also endlich geschafft«, stieß sie hervor. »Hast du dich nun endgültig ruiniert? Wenn du nicht so entkräftet wärst«, sie träufelte ein paar weitere Tropfen Wasser zwischen seine Lippen, »wäre ich schrecklich wütend auf dich, anstatt Mitleid zu verspüren.«

Zu ihrem Erstaunen leuchteten seine Augen kaum merklich auf.

Sollte das heißen, daß er sich über sie lustig machte? Er holte Luft, als...

»Fang jetzt bloß noch zu lachen an«, fuhr ihn Arlene an, »und ich knalle dir auf der Stelle diese Feldflasche auf die Rübe.«

Irgendwie schaffte er es tatsächlich die Kraft für ein kurzes, trotziges ›Haha‹ aufzubringen. Aber natürlich machte Arlene ihre Drohung nicht wahr. Sie flößte ihm lediglich etwas mehr Wasser ein. Allerdings wußte sie, daß sie ihm nicht viel zu trinken geben durfte, um seinen Magen nicht zu überfordern. Zugleich nahm sie beruhigt zur Kenntnis, daß sein Lachen ein untrügliches Zeichen für seinen nach wie vor ungebrochenen Lebenswillen war. Sie war also gerade noch rechtzeitig hier eingetroffen. Er würde wieder auf die Beine kommen.

4

Als sie ihm nach einer Weile wieder etwas Wasser einflößte, ließ sie ein schrecklicher Gedanke für einen Moment erstarren. Trotz der Hitze lief ihr ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Ihr Wasservorrat würde nicht für sie beide reichen, um zum nächsten Dorf zu gelangen.

Ihre angeschwellene Zunge klebte am Gaumen. Auch sie mußte unbedingt etwas trinken. Das abgestandene Wasser

schmeckte bitter. Trotzdem schluckte sie es hinunter, um sich auch gleich etwas besser zu fühlen. Danach beträufelte sie wieder Drews Lippen.

Allmählich kräftigte sich sein Puls. Er atmete weniger mühsam und zugleich tiefer.

Doch seine Stimme blieb ein heiseres Krächzen. »Verrechnet. ...« Er grinste wie ein schuldbewußtes Kind.

Arlene schüttelte verständnislos den Kopf.

»Hätte früher was trinken sollen...«, würgte Drew hervor.

Sie schüttelte nur wieder den Kopf.

»Hätte früher Essen holen sollen... habe nicht gemerkt ... wie schwach ich war... hab es nicht mehr zur Quelle geschafft.«

»Welche Quelle?«

Seine Lider senkten sich.

»Verdammt noch mal, Drew, wo ist hier eine Quelle?«

»Draußen... am Fuß des Abhangs... rechts.«

»Wie weit?«

»Hundert Meter... am Fuß des Hügels... bei ein paar Felsbrocken.«

Sie gab ihm einen weiteren Schluck Wasser und erhob sich.

»Ich bin gleich wieder zurück.«

Sie nahm ihren Rucksack ab. Und als sie das Dunkel der Höhle verließ, spürte sie die blendende Helle der Sonne wie einen Faustschlag ins Gesicht. Mit zusammengekniffenen Augen stapfte sie den sandigen Abhang hinunter.

Sie war längst hundert Meter weit gegangen, ohne irgendwo eine Felsgruppe zu entdecken. Panik überkam sie. Hatte Drew nur fantasiert? Hatte er sich nur eingebildet, daß es eine Quelle gab?

Nein, es mußte eine Quelle geben. Wie hätte er sonst überleben können? Wenn sie die Quelle nicht fand und Drew keinen klareren Kopf bekam, bevor ihr Wasservorrat aufgebraucht war, würden sie beide verdursten.

Sie schleppte sich noch fünfundzwanzig Meter weiter und

spürte, wie die Kraft aus ihren Beinen wich. Sie durfte nicht mehr weitergehen, da nirgendwo eine Felsgruppe zu sehen war. Die Niedergeschlagenheit lastete schwer auf ihr. Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte drehte sie sich um, um zur Höhle zurückzukehren. Sie leckte ihre ausgedörrten Lippen. Und als sie sich nun herumdrehte, fiel ihr Blick in die Wüste hinaus und auf eine kleine Gruppe von Felsen.

Entkräftet taumelte sie darauf zu. Drews Angaben waren also richtig gewesen. Allerdings hatte er ein wichtiges Detail ausgelassen. Die Felsgruppe lag nicht am Fuß des Hügels, sondern draußen in der Wüste. Sie hatte sich so auf den Fuß des Hügels konzentriert, daß sie die Felsen draußen in der Wüste völlig übersehen hatte.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Als sie die Felsen erreicht hatte, kletterte sie über sie hinweg und stieß dahinter auf eine kleine Wasserpfütze, die durch die Felsen vor dem Wind geschützt wurde. Behutsam strich sie die dünne Staubschicht auf der reglosen Wasseroberfläche beiseite und tauchte ihr Gesicht ein. Das Wasser war warm und hatte keine erfrischende Wirkung. Dennoch spürte sie, wie ihr Körper die Flüssigkeit begierig aufzog.

Rasch füllte sie die Feldflasche. Zehn Minuten später duckte sie sich wieder in den Eingang der Höhle.

Drew lag flach auf dem Rücken. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte er ein Grinsen. »Hab ganz vergessen ...«

»Ich *weiß*, was du mir zu sagen vergessen hast. Aber ich habe die Quelle trotzdem gefunden.«

Sie führte die Feldflasche an seine Lippen. Er trank begierig. Und auch sie genehmigte sich noch einen Schluck Wasser.

Damit blieb immer noch das Problem, was sie essen sollten. Zwar hatte sie in ihrem Rucksack einen kleinen Notproviand aus Trockenfrüchten, Erdnüssen und gedörrtem Rindfleisch bei sich, doch das würde kaum für sie beide ausreichen, um durch die Wüste bis ins nächste Dorf zu gelangen.

Nachdem sie Drew neuerlich einen Schluck Wasser gegeben hatte und seine Lebensgeister sich wieder zu regen begannen, schöpfte auch sie neue Hoffnung.

»Weshalb bist du hierher gekommen?« fragte Drew.

»Ist das denn nicht offensichtlich?«

Er schüttelte den Kopf.

»Weil ich dich liebe«, erklärte sie darauf.

Von heftigen Gefühlen überwältigt, holte er tief Luft.

»Liebe... Ja.« Er hatte Mühe weiterzusprechen. »Aber wie hast du mich gefunden?«

»Mit Ausdauer.«

»Das verstehe ich nicht.« Es kostete ihn noch immer Mühe zu sprechen. »Ich dachte, ich hätte meine Spuren verwischt.«

Sie nickte.

»Wie hast du mich dann...?«

»Durch die Bruderschaft.«

Drew erschauerte.

5

»Du bist vor ihnen geflohen«, erklärte sie, »um meinem Bruder das Leben zu retten. Weil er dir das deine gerettet hat. Du dachtest, du hättest sie abgeschüttelt. Aber dem ist nicht so.«

Sie holte eine Tüte Erdnüsse aus ihrem Rucksack. Nachdem sie sich ein paar in den Mund gesteckt hatte, kaute sie lange darauf herum. - Drew streckte die Hand nach der Tüte aus.

»Versprich mir, sie nicht gleich hinunterzuschlucken«, warnte ihn Arlene.

Er nickte.

Sie steckte ihm eine Erdnuß zwischen die Lippen. »Wenn du nicht so verfressen wärst, würde ich dich jetzt küssen.«

»Mit deinen Drohungen wirst du bei mir nicht weit kommen.« Er sackte wieder in sich zusammen. »Die Bruder-

schaft?«

»Sie sind dir von dem Augenblick an, als du mich in New York verlassen hattest, auf den Fersen gewesen. Du dachtest, sie hätten dich aus den Augen verloren, weil sie nichts gegen dich unternommen haben. Aber sie haben immer gewußt, wo du dich aufgehalten hast.«

»Und woher weißt du das?«

»Weil mir vor zwei Wochen einer von ihnen einen Besuch abgestattet hat.«

Drew stöhnte auf. »Demnach war also das alles hier umsonst?«

»Nein, es hat dir das Leben gerettet«, erwiderte Arlene. »Der Pater hat mir erklärt, die Bruderschaft wäre zu der Überzeugung gelangt, dein Einsiedlerdasein hier wäre schlimmer als jede Strafe, die sie sich für dich ausdenken hätten können. Und wenn ich dich so ansehe, muß ich sagen, daß sie damit keineswegs Unrecht hatten.«

Sein erbarmungswürdiger Zustand machte ihr große Sorge. Mit seinem ausgemergelten Körper, seinem eingefallenen Gesicht, dem hüftlangen Haar und dem zerzausten Bart wirkte er wie ein lebendiges Skelett. »Du mußt wieder zu Kräften kommen. Glaubst du, dein Magen wird noch eine Erdnuß verkraften?«

»Das will ich hoffen. Ich brauche das Salz.«

Sie steckte ihm eine weitere Erdnuß zwischen die Lippen und kaute dann selbst auf einem Stück gedörrtem Rindfleisch herum. »Der Pater hat mir erzählt, die Bruderschaft hätte beschlossen, daß du für den Tod ihres Agenten genügend gebüßt hättest.«

Ungläubig starrte Drew sie an.

»Du hast mir doch versprochen, daß du irgendwann während der Fastenzeit zu mir zurückkehren würdest«, fuhr Arlene fort und küßte ihn zärtlich auf die Stirn. »Jeden Tag vor Ostern habe ich auf deine Rückkehr gewartet und gehofft. Als du

jedoch nach dem ersten Jahr nicht kamst, fürchtete ich, daß du nie mehr kommen würdest.«

»Je mehr ich versucht habe, dich zu vergessen, desto mehr mußte ich an dich denken.«

»Ich liebe dich.«

Zitternd berührte Drew ihren Arm. »Und nun ist mein Exil zu Ende? Sie haben mich tatsächlich begnadigt?«

Sie zögerte.

»Was hast du denn?«

»Begnadigt ist nicht ganz der richtige Ausdruck«, antwortete sie. »Sie wollen etwas von dir. Der Pater hat es so ausgedrückt: Du sollst deiner Berufung nachkommen.«

»Wie meinst du das?«

»Du sollst einen Auftrag für sie durchführen.« Verlegen senkte sie den Blick zu Boden. »Nur unter dieser Bedingung sind sie gewillt, dich am Leben zu lassen. Als der Pater mir verriet, wo du bist, nutzte ich diese Chance, um dich wieder einmal sehen und bei dir sein zu können. Ich habe nie in meinem Leben eine solche Leere verspürt als in jener Nacht, als du plötzlich verschwandest.« Sie küßte ihn erneut.

Drew erwiderte ihre Zärtlichkeiten. »Arlene?«

Sie wartete.

»Was wollen Sie von mir?«

»Das ist das Problem. Der Pater wollte es mir nicht sagen. Er hat mich hierher geschickt, um mit dir zu reden, um dich zu überzeugen, daß du zu ihm kommst.«

6

Bei Sonnenuntergang half sie ihm, aus der Höhle zu kriechen. Die rasch hereinbrechende Abendkühle ließ die Wärme, welche die Felsen noch immer abstrahlten, mit einemmal angenehm erscheinen. Im letzten Licht der untergehenden

Sonne schnitt Arlene Drew mit ihrem Messer Bart und Haare. Sie zog ihm sein zerlumptes Gewand aus, besprenkelte ihn mit Wasser aus ihrer Feldflasche und wusch ihn, so gut es ging. Danach kleidete sie ihn wieder an und fütterte ihn vorsichtig. Bevor die Nacht endgültig hereinbrach, ging sie noch einmal zur Quelle, um die Feldflasche aufzufüllen.

Zurück in der Höhle, kuschelte sie sich eng an Drew, um ihn zu wärmen.

»Das Wasser stellt kein Problem dar«, flüsterte sie.

»Aber das Essen.«

»Das ist richtig. Es reicht zwar für mich, aber nicht, um dich wieder zu Kräften zu bringen. Wie sollen wir in dem Zustand ins nächste Dorf kommen?«

»Ich habe bereits eine Idee«, erklärte er.

7

Bei Sonnenaufgang lag sie mit ihrem Messer auf der Lauer. Als die Echse aus ihrem Versteck hervorkroch, erstach sie das Tier, um es dann zu häuten und in Streifen zu schneiden. So hatte die Echse also doch einen Zweck erfüllt. Auf dem Fels vor der Höhle ausgebreitet, dörreten die Fleischstreifen in der Sonne sehr rasch. Arlene brachte Drew das Fleisch der Echse in die Höhle. Er biß etwas davon ab und kaute es lange und gründlich, bis es für seinen Magen verträglich war.

»Wie ich dieses Vieh gehaßt habe«, bemerkte er dazu.

»Und jetzt?«

»Jetzt tut es mir leid, daß es für mich sterben mußte. Nun ist es ein Teil von mir. Ich liebe es.«

Sie brachen nachts auf. Drew hatte genügend Kräfte gesammelt, um sich einigermaßen auf den Beinen halten zu können, wenn Arlene ihn stützte. Sich an den Sternen orientierend, marschierten sie durch die Wüste. Arlene hatte Drew den Arm um die Hüften gelegt und spürte, daß er schwitzte. Solange er schwitzte, bestand kein Grund zur Besorgnis. Der Schweiß bedeutete, daß er wieder über ausreichend Körperflüssigkeit verfügte.

Sie rasteten häufig und verzehrten ihre letzten Lebensmittelvorräte. Bei Sonnenaufgang erreichten sie einen Paß zwischen niedrigen Hügeln. Ärgerlich stieß Arlene den Atem aus. Sie befanden sich in unmittelbarer Nähe der Stelle, an der ihr Wagen liegengeblieben war, etwa auf halber Strecke zwischen dem Dorf und der Höhle.

Sie waren nicht weit genug vorangekommen. In wenigen Stunden würde die Hitze so schlimm sein, daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als im Schatten der Plane den Abend abzuwarten. Vorausgesetzt, sie konnten ihr bisheriges Tempo beibehalten, würden sie das Dorf also frühestens am nächsten Morgen erreichen. Ohne Nahrung würden Drews Kräfte jedoch rasch nachlassen. Arlene konnte bereits jetzt spüren, wie er sich schwerer gegen sie lehnte. Falls sie das Dorf nicht bis zum nächsten Morgen erreichten, würden sie noch einmal den ganzen Tag über in der Wüste rasten müssen; und bis dahin war Drew möglicherweise so entkräftet, daß sie ihn nicht mehr ins Dorf schaffen konnte.

Möglicherweise werde ich ihn allein zurücklassen müssen, um Hilfe zu holen, dachte sie.

Aber wenn er Fieberträume bekommt und einfach davonläuft? Und wenn ich ihn nicht mehr finden kann?

Eine Kugel streifte den Felsbrocken zu ihrer Rechten, ein Gesteinssplitter schürfte ihren Handrücken auf. Den Bruchteil

einer Sekunde später hörte sie auch das Krachen des Schusses, dessen Echo von den Hängen des PASSES mehrfach zurückgeworfen wurde. Ohne auf ihre Verletzung zu achten, warf sich Arlene mit Drew hinter dem Felsen in Deckung.

Gleichzeitig riß sie ihre Pistole aus dem Holster. Sie spähte vorsichtig hinter dem Felsen hervor und suchte mit ihren Blicken die Abhänge des PASSES nach dem Gewehrschützen ab, um jedoch sofort wieder zurückzuzucken, als sie ein zweiter Streifschuß neuerlich mit Gesteinssplintern überschüttete.

Bestürzt stellte sie fest, daß der zweite Schuß von der entgegengesetzten Seite des PASSES abgefeuert worden war. Die Angreifer hatten sie und Drew in die Zange genommen.

»Nimm keine Rücksicht auf mich«, stieß Drew entkräftet hervor.

»Kommt gar nicht in Frage.«

»Du kannst es unmöglich mit ihnen aufnehmen und dich gleichzeitig auch noch um mich kümmern«, drängte Drew. »Auf diese Weise werden wir nur beide umgebracht.«

»Ich habe dir doch bereits gesagt, daß ich dich nicht im Stich lasse.«

Fast gleichzeitig wurden sie nun von zwei weiteren Schüssen – einem von links, einem von rechts – mit Felssplintern übersät. Das Krachen war so laut und nahe, daß ihre Ohren dröhnten.

»Diese Argumente sind aber wesentlich überzeugender als deine«, gab Drew ihr zu bedenken.

»Glaubst du, ich bin hierher gekommen, um mich schon wieder von dir trennen zu lassen?« Sie suchte mit ihren Blicken die beiden Seiten des PASSES ab.

»So hör doch endlich«, drängte Drew.

Als Arlene sich ihm darauf wieder zuwandte stellte sie bestürzt fest, daß seine Knie von dem Sturz auf die spitzen Steine heftig bluteten.

»Unsere Freunde dort oben«, fuhr Drew fort, »hätten uns längst den Garaus machen können. Sie sind entweder miserable

Schützen, oder sie haben absichtlich danebengeschossen.«

»Na und?«

Eine Kugel von links ließ einen Kieselregen über Arlenes Stiefel prasseln. Eine Kugel von der gegenüberliegenden Seite prallte pfeifend von dem Felsbrocken ab.

»Die haben etwas anderes vor«, zischte Drew. »Laß dich von ihnen nicht hier festnageln.« Er richtete sich in die Hocke auf. »Los, versuche sie zu erwischen. Solange sie nicht bekommen haben, was sie wollen, werden sie dich nicht töten, wenn es nicht unbedingt nötig ist.«

»Aber was soll aus dir werden?«

»Ich werde eben sehen müssen, wie ich durchkomme. Jedenfalls würde ich dich nur behindern. Auf diese Weise hast wenigstens *du* eine Chance.«

Energisch den Kopf schüttelnd, richtete Arlene ihre Pistole erst nach links und dann nach rechts.

»Na gut«, stieß Drew hervor. »Dann werde ich dir eben die Entscheidung abnehmen.«

Schwach, wie er war, richtete er sich zu voller Größe auf und taumelte auf wackligen Beinen hinter dem schützenden Felsen hervor, um sich gleich dahinter in ein ausgetrocknetes Bachbett rollen zu lassen.

»Du verdammter Sturkopf!«

Erneut krachten Schüsse.

Arlene rannte auf die Böschung zu ihrer Rechten zu und warf sich hinter einer Bodenerhebung in Deckung.

Drew hatte sich nicht getäuscht. Die Schüsse, die sie von allen Seiten mit Staub und Steinen eindeckten, dienten nicht dem Zweck, sie zu töten; sie sollten sie nur in Schach halten.

Na gut, dachte sie. Dann wollen wir mal sehen.

Die Schmerzen waren kaum auszuhalten, als Drew in das Bachbett hinabrollte. Einen Moment war er nicht mehr fähig zu atmen, als er unsanft gegen einen Felsen schlug. Die Morgensonne stand noch so tief, daß ihre Strahlen nicht auf den Boden der Vertiefung hinabreichten. Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte eilte Drew geduckt die Schlucht entlang. Ihm war klar, was nun als nächstes kommen würde. Einer der beiden Schützen würde sich Arlenes annehmen, während der andere Jagd auf ihn machte. Sobald sie ihn dann erledigt hatten, konnten sie ihre ungeteilte Aufmerksamkeit wieder Arlene zuwenden. Allerdings würden sie Arlene nicht töten. Drew war nach wie vor davon überzeugt, daß die beiden Angreifer sie längst hätten erschießen können, wenn das in ihrer Absicht gestanden wäre. Die Schüsse hatten jedoch nur dem Zweck gedient, sie in die Enge zu treiben.

Er war zu schwach für einen Kampf. Aber er half Arlene bereits, wenn er sich ständig in Bewegung hielt. Die Heckenschützen hatten sie zu trennen versucht, um ihrer dann leichter Herr werden zu können. Diese Taktik konnte sich jedoch auch ins Gegenteil verkehren.

Als Arlene, von Fels zu Fels hastend, den steilen Abhang hinaufkletterte, nahm einer der Heckenschützen sie weiter unter Beschuß. Als sie wieder einmal hinter einem Felsen in Deckung hechtete, wurde ihr plötzlich bewußt, wo sie sich befand. Dies war die Stelle, wo sie die Leichen der beiden Männer verborgen hatte, die sie neulich angegriffen hatten. Verwirrt sah sie sich um.

Aber das konnte doch gar nicht die Stelle sein. Die Leichen

waren nirgendwo zu sehen. Zugleich war sie absolut sicher, daß sie genau hier die Leichen zurückgelassen hatte.

Doch wie... ?

Ein Querschläger pfiß dicht an ihrem Kopf vorbei. Konnte es ein Zufall sein, daß sie an dieser Stelle nun zum zweitenmal in einen Hinterhalt geriet? Waren die Leichen entdeckt und beseitigt worden? Waren die beiden Heckenschützen Freunde der Toten, die diese rächen wollten? Das hätte auch erklärt, weshalb die Angreifer sie bewußt nicht zu töten versucht hatten. Offensichtlich beabsichtigten sie, vorher noch das an ihr nachzuholen, was ihren Freunden nicht gelungen war. Heftig atmend spähte sie durch einen Spalt zwischen den Felsen, um ihre Feinde ausfindig zu machen.

Und dann plötzlich ein rasches Huschen – ein Araber in weitem Gewand und Kopftuch rannte den Abhang hinunter. Gleichzeitig nahm Arlene verwirrt zur Kenntnis, daß der Mann, nachdem er in Deckung gegangen war, sein Gewehr nicht auf sie richtete, sondern in die Schlucht hinab, die sich am Fuß des Abhangs entlangzog – *die Schlucht, in die Drew gerollt war*.

Sie blickte zur anderen Seite des Passes hinüber, wo sie nun einen zweiten Araber entdeckte. Sein Kopftuch flatterte hinter ihm her, als er den gegenüberliegenden Hügel hinabrannte und ebenfalls auf die Schlucht zuhielt.

Mit einemmal sah Arlene sich mit einer Vielzahl neuer Erklärungsmöglichkeiten für dieses Vorgehen konfrontiert. Entweder waren die beiden Angreifer zu der Überzeugung gelangt, daß Drew nicht wirklich so geschwächt war, wie er den Anschein erweckte. Oder ihre Verachtung für Frauen war so tief verwurzelt, daß sie selbst in einem offensichtlich geschwächten Mann eine stärkere Bedrohung sahen als in einer bewaffneten Frau.

Doch drängte sich ihr nun auch noch eine dritte Erklärungsmöglichkeit auf, die ihr bei reiflicher Überlegung sogar als die wahrscheinlichste erscheinen mußte, auch wenn alles in

ihr sich dagegen aufbäumte, sie zu akzeptieren.
Nicht *ihr* galt der Überfall, sondern Drew!

11

Drew zuckte vor einer Kugel zurück, die den rechten Rand der Schlucht streifte und dann dicht hinter ihm gegen eine Schieferplatte schlug. Mühsam zog er sich in eine Vertiefung in der Felswand zu seiner Rechten zurück.

Doch im selben Augenblick schlug von links eine Kugel in eben diese Einkerbung. Um dem Kreuzfeuer auszuweichen, taumelte Drew nach rückwärts. Von einem heftigen Schwächeanfall überkommen, versuchte er sich über seine mißliche Lage Klarheit zu verschaffen. Bis dahin hatte er angenommen, daß der Überfall vor allem Arlene galt und daß einer der beiden Angreifer sich zähneknirschend erst seiner annehmen würde, um sich dann erst mit seinem Partner an Arlene zu vergreifen. Doch nun waren sie beide hinter ihm her! Warum?

Er rieb sich sein schmerzendes Kinn, das er sich bei seinem Sturz in die Schlucht angeschlagen hatte. Im selben Moment fielen von links und rechts weitere Schüsse. Um sie vor den durch die Luft schwirrenden Gesteinssplintern zu schützen, hielt Drew die Hände vor seine Augen. Und dann hörte er einen dritten Schuß; er war leiser und war aus einer Faustfeuerwaffe abgefeuert worden. Arlene.

Doch plötzlich lenkte ein anderes Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich – leiser zwar, aber deshalb keineswegs minder bedrohlich. Es war ein abruptes Zischen, als entwiche plötzlich die Luft aus einem Reifen.

Eine wütende Kobra stellte ihren Kopf zum Angriff auf.

12

Ungeachtet des Risikos, sich einen Knöchel zu verstauchen, stürmte Arlene den von Geröll übersäten Abhang hinunter. Ihre Blicke zuckten zwischen den beiden Arabern hin und her, die unter ihr von zwei Seiten in die Schlucht feuerten. Obwohl Arlene bewußt war, daß sie noch zu weit entfernt war, um mit ihrem Revolver einen gezielten Schuß abfeuern zu können, blieb sie doch stehen und gab in der Hoffnung, die beiden damit zumindest für einen Moment abzulenken, einen Schuß ab.

Damit erreichte sie jedoch nicht die gewünschte Wirkung.

Ein Araber glitt in die Schlucht hinab, während sein Begleiter an deren Rand entlangschlich und immer wieder vorsichtig zu ihr heraufspähte, um sich zu vergewissern, daß sie nicht zu nahe kam, um ihm gefährlich werden zu können. Dazwischen suchte er mit seinen Blicken immer wieder die Schlucht ab, in der sein Gefährte verschwunden war.

»Drew, paß auf!«

Das Echo ihres Warnschreis verschmolz mit einem anderen Schrei.

Mit verzerrtem Gesicht kletterte der Araber, der in die Schlucht hinabgestiegen war, die steile Böschung wieder hoch. Er verdrehte wie in verzücktem Gebet die Augen zum Himmel, um dann heftig zusammenzuzucken und rücklings in die Schlucht zurückzustürzen.

Der zweite Araber blieb wie angewurzelt stehen. Seine Erstarrung dauerte gerade lange genug, um es Drew zu ermöglichen, zum Rand der Schlucht hochzukriechen, ein Gewehr auf ihn richten und ihn niederschießen zu können.

Während das Echo des Schusses verhallte, rutschte Drew in die Schlucht zurück.

Die Sonne brannte inzwischen erbarmungslos vom Himmel nieder. Obwohl Arlene ihrem Körper bereits das letzte abverlangt hatte, rannte sie noch schneller weiter. Sie rutschte

in die Schlucht zu Drew hinunter.

Seine Stimme war nur noch ein Röcheln. »Vorsicht. Hier unten ist eine Wüstenviper.«

Arlene wirbelte herum.

Die Schlange lag fünf Meter hinter ihr im Sand und beobachtete sie mit starrem Blick.

»Sie greift an!« Arlene richtete ihren Revolver auf das Tier.

»Nicht«, hielt Drew sie zurück.

»Aber...!«

»Laß ihr eine Chance.«

Und im selben Augenblick, in dem Arlene zu der Überzeugung gelangte, daß sie nicht mehr längern zögern durfte, ließ die Schlange ihren Kopf wieder zu Boden sinken und glitt züngelnd davon.

»Ich habe mich nicht mehr bewegt, sobald ich sie entdeckte«, erklärte Drew. »Im selben Moment sprang der erste Araber in die Schlucht und hat auf diese Weise die Schlange abgelenkt.«

»Und dann hat sie statt deiner den Araber gebissen?«

»Ein bißchen nachhelfen mußte ich schon.«

Arlene schüttelte den Kopf und sah Drew fragend an.

»Die Schlange war nur eine Armlänge von mir entfernt. Als sie sich zu dem Araber herumdrehte, habe ich sie hinter dem Kopf gepackt und nach ihm geschleudert. Sie ist auf seiner Schulter gelandet.«

Arlene war fassungslos.

»Sie hat ihn in den Bauch gebissen. Als er unter einem lauten Aufschrei das Gewehr fallen ließ, um die Schlange von sich zu stoßen, habe ich es sofort an mich gerissen. Er hat aus der Schlucht zu kriechen versucht, aber die Schlange hat ihn noch einmal gebissen. Und bis dahin hatte ich mich hochgerappelt.«

»Und während der zweite Araber sich dann für einen Moment von den Schreien seines Partners ablenken ließ, hast

du ihn erschossen.« Sie bedachte Drew mit einem bewundernden Blick.

»Ich hatte eben Glück.«

»Nein, du hast maßgeblich zu deinem Glück beigetragen. Obwohl du stark geschwächt bist, hast du im gegebenen Augenblick blitzschnell und vollkommen überlegt gehandelt. Dein Instinkt und deine Reflexe haben nichts von ihrer Leistungsfähigkeit eingebüßt.«

»Ich weiß nicht recht, ob ich das als Kompliment auffassen soll.«

Mühsam richtete Drew sich auf. Arlene war ihm dabei behilflich, aus der Schlucht zu klettern. Nach dem Halbdunkel, das dort geherrscht hatte, stach nun wieder die blendende Sonne in ihre Augen.

»Die Schlange hat mich an die Echse erinnert«, erklärte Drew nach einer Weile. »Erst habe ich sie gehaßt. Jetzt liebe ich sie.«

»Meinetwegen. Aber ich will doch hoffen, daß wir sie nicht auch verspeisen müssen. Es gibt übrigens einen todsicheren Test, ob du wirklich zum Mystiker geworden bist. Bist du imstande, die Männer zu lieben, die dich zu töten versucht haben?«

»Nein.« Drew starrte auf die Leiche des Arabers, den er mit einem Kopfschuß niedergestreckt hatte. »Gott steh mir bei, aber dazu bin ich nicht in der Lage.«

Sie durchsuchten die Leiche. Am Gürtel des Mannes war eine Tasche mit Feigen und Datteln befestigt.

»Damit wäre zumindest unser Ernährungsproblem gelöst.«

»Munition für das Gewehr. Keine Papiere. Kein Ausweis.« Drew wandte sich Arlene zu. »Sie hatten es eindeutig auf mich abgesehen und nicht auf dich. Aber weshalb?«

Ratlos schüttelte Arlene den Kopf. »Wenn ich das wüßte. Jedenfalls sollten wir besser einen weiten Bogen um das nächste Dorf machen, falls die beiden von dort stammen.«

»Sicher. Allerdings kommen sie nicht aus dem Dorf.«

Arlene folgte Drews Blick auf das Gesicht des Toten. Ihr lief ein eisiger Schauer den Rücken hinunter, als sie plötzlich begriff, worauf Drew hinaus wollte.

Durch den tödlichen Treffer war der Unterkiefer des Mannes nach unten gerissen worden, so daß selbst seine hinteren Backenzähne deutlich zu sehen waren. Die Zähne des Toten blitzten in der Sonne; sie waren ebenmäßig und makellos weiß.

»Keine Plomben«, bemerkte Drew.

»Aber Plomben hat doch jeder.«

»In Amerika vielleicht, wo es an jeder Straßenecke einen Zahnarzt gibt. Aber hier?«

»Wenn er schon keine Plomben hat, dann doch zumindest ein paar Löcher.«

»Falls er noch alle Zähne hätte. Nur hat dieser Kerl nicht mehr alle Zähne; dafür sind sie einfach zu *perfekt*. Da ich schon eine ganze Weile nicht mehr beim *Zahnarzt* war, weiß ich nicht, wieviel eine Zahnbehandlung neuerdings kostet, aber wenn ich mir dieses Gebiß so ansehe... Seit wann haben Araber in irgendwelchen abgelegenen Wüstennestern den Mund voller Dreihundertdollarkronen?«

Arlene nickte heftig. »Berufskiller also.«

ZWEITES BUCH

Zwang

Der Gott des Todes

1

Eiszapfen – so nannte Pendleton sich nun selbst. Er war voller Wut und grimmiger Entschlossenheit und identifizierte sich voll und ganz mit seinem verschwundenen Vater, als er in einem Mietwagen auf einer schmalen, asphaltierten Straße seinem Ziel entgegenjagte. Schließlich tauchte der Kiesweg vor ihm auf, der zu einer Villa auf einer Anhöhe über dem Fluß führte. Anstatt jedoch in den Weg einzubiegen, fuhr er weiter die asphaltierte Straße entlang und überquerte hinter einer Biegung eine Stahlbrücke über den Fluß, um fünf Kilometer weiter an der nächsten Kreuzung nach links abzubiegen. Die Straße war nun auf beiden Seiten von kniehohem Mais gesäumt. Nachdem er zweimal erneut links abgebogen war, erreichte er wieder die Straße, auf der er an der Villa vorbeigefahren war. Diesmal hielt er zwei Kilometer vor dem Ziel an, verbarg den Leihwagen in einem kaum befahrenen Waldweg abseits der Straße und marschierte querfeldein auf die Villa am Fluß zu.

Er trug unauffällige Wanderkleidung und Jagdstiefel, die er in einer kleinen Stadt namens Milton gekauft hatte, die auf halbem Weg zwischen dem Flughafen von Toronto und dem fruchtbaren Farmland um Kitchener am Highway 401 lag. Er hatte wegen der strengen kanadischen Waffengesetze nicht riskiert, eine Faustfeuerwaffe ins Land zu schmuggeln, und aus demselben Grund hatte er auch gar nicht erst versucht, sich in einem Sportgeschäft ein Jagdgewehr zu kaufen.

Um seinen Vater zu finden, mußte er nun einmal das Risiko auf sich nehmen, unbewaffnet zu bleiben. Er bahnte sich mit wachsender Entschlossenheit einen Weg durch den Wald. Kein Sonnenstrahl drang durch das dichte Laub. Der von einem dicken Teppich abgefallener Blätter bedeckte Boden federte

sein Körpergewicht elastisch ab und verschluckte jedes Geräusch, das durch seine behutsamen Schritte hätte entstehen können. Als er den Rand des Waldes erreichte, duckte er sich hinter einen dichten Busch.

Wenige Meter vor ihm verlief ein hüfthoher Drahtzaun. Dahinter erstreckte sich eine gepflegte Rasenfläche den Hügel hinauf, auf dem die Villa lag.

Hinter dem Haus senkte sich die Sonne bereits dem Horizont entgegen. In wenigen Stunden würde die Dämmerung hereinbrechen. Er ließ seine Blicke über den Hügel wandern, ohne irgendwo ein menschliches Wesen zu entdecken. Als er an der Villa vorbeigefahren war, hatte er jedoch zwei Autos davor stehen sehen. Demnach konnte das Haus nicht verlassen sein. Außerdem war ihm bei dieser Gelegenheit aufgefallen, daß der Besitz nicht durch eine auffällige Alarmanlage gesichert war. Zum Beispiel waren in den Bäumen entlang der Zufahrt keine Überwachungskameras angebracht, und auch sonst waren nirgendwo Sicherheitsbeamte oder Wachhunde zu sehen. Nicht einmal mit einem hohen Zaun war das Gelände umgeben, und das Eingangstor war weit offengestanden.

Doch trotz all dieser offensichtlichen Harmlosigkeit stand für Eiszapfen außer Frage, daß er am Ziel angelangt war. Vor seiner Abreise aus Australien hatte er noch in dem Schließfach nachgesehen, das er und sein Vater für Notfälle gemietet hatten. Er hatte gehofft, daß sein Vater dort vielleicht eine Nachricht für ihn hinterlassen habe, um sein plötzliches Verschwinden zu erklären. Aber das Schließfach enthielt lediglich die Waffen, das Geld und die Dokumente, die sie dort deponiert hatten. Beim Durchsehen der Dokumente war er jedoch auf den Brief gestoßen, in dem genau beschrieben war, wo das vermeintliche Begräbnis stattfinden sollte, bei dem es sich in Wirklichkeit um eine dringende Besprechung gehandelt hatte. Die einzelnen Angaben waren äußerst detailliert gewesen, einschließlich der genauen Bezeichnung der Ausfahrt

vom Highway 401, der Nummer der Seitenstraße und eines Hinweises auf die Silhouette eines Windhunds am Briefkasten neben der Einfahrt zum Haus. Eiszapfen nickte. Er war hier eindeutig richtig. Allerdings nahm er erneut mit wachsender Verwunderung das Fehlen jeglicher sichtbarer Sicherheitsvorkehrungen zur Kenntnis.

Er studierte den hüfthohen Zaun vor sich. An den einzelnen Pfosten waren keine Glasisolatoren angebracht. Der Draht war verrostet. Wodurch hätte der Strom fließen sollen, falls der Zaun unter Strom stand? Der Zaun konnte jedenfalls kaum zur Sicherung des Geländes dienen.

Waren vielleicht im Boden hinter dem Zaun druckempfindliche Sensordrähte angebracht? Er suchte mit seinen Blicken den Rasen ab. Das einzig Auffällige, was er dort jedoch erkennen konnte, waren die Reifenabdrücke eines fahrbaren Rasenmähers, der mit seinem Gewicht sofort einen Bodenkontakt ausgelöst hätte. Eine solche Anlage hätte also jedesmal, wenn der Rasen gemäht wurde, ausgeschaltet werden müssen, so daß ein Eindringling nur den Zeitpunkt hätte abpassen müssen, wenn der Gärtner wieder einmal den Rasen mähte. Falls es ein Warnsystem gab, mußte es sich oben auf dem Hügel, in unmittelbarer Nähe der Villa befinden.

Das würde er gleich herausfinden. Die Sonne war bereits hinter dem Hügel verschwunden. Bald würde die Dämmerung hereinbrechen und mit ihr die Nacht. Und die Nacht war seine Verbündete.

2

Im Haus brannte Licht. Nach einer Weile gingen zwei an den Außenmauern angebrachte Scheinwerfer an. Auch das nahm Eiszapfen verwundert zur Kenntnis. Um die Villa angemessen zu sichern, hätte es einer wesentlich besseren

Außenbeleuchtung bedurft. Andererseits war natürlich nicht auszuschließen, daß die wenigen Scheinwerfer mögliche Eindringlinge lediglich in falscher Sicherheit wiegen sollten.

Schließlich trat Eiszapfen hinter den Büschen hervor, um über den Zaun zu steigen. Doch er erstarrte mitten in der Bewegung, als auf dem Hügel ein Paar Autoscheinwerfer aufflammten. Ein Motor heulte auf, und dann kurvte ein Wagen die Auffahrt hinunter, um nach wenigen Sekunden in der Nacht zu verschwinden. Gleichzeitig wurde das Motorengeräusch immer schwächer, bis nach einer Weile nur noch das Zirpen der Grillen zu hören war.

Aber vor dem Haus waren *zwei* Wagen gestanden. Eiszapfen konnte also nicht davon ausgehen, daß das Haus nun verlassen war. Er stieg über den Zaun und kniete dahinter sofort auf dem Rasen nieder. Ohne sich von der Stelle zu rühren, tastete er den Boden behutsam nach irgendwelchen Drähten oder sonstigen Sensoren ab.

Er wartete fünf Minuten, bevor er schließlich vorsichtig auf das Haus zukroch, um jedoch in regelmäßigen Abständen immer wieder innezuhalten und in die Nacht hinauszulauschen und zu spähen. Hundert Meter weiter und eine halbe Stunde später erreichte er den Rand des Tennisplatzes vor dem Haus. Auf der Hut vor möglichen Kontaktdrähten schlich er auf den Swimmingpool zu, in dessen glatter Oberfläche sich die Lichter des Hauses spiegelten. Bei dem kleinen Gebäude neben dem Becken schien es sich um einen Umkleideraum zu handeln. Dahinter ging er nun in Deckung und lugte vorsichtig um die Ecke zu der Garage hinüber, deren fünf Tore alle geschlossen waren. Dann sah er nach links zu dem dunklen Cadillac, der vor dem Eingang der Villa stand. Schließlich studierte er das Haus selbst.

Es hatte ein steiles Dach mit zahlreichen Schornsteinen und Giebeln. Im Erdgeschoß führte eine Glastür auf eine weite, mit Steinplatten ausgelegte Terrasse. Hinter den Fenstern lag ein

warm erleuchteter Raum mit hohen Bücherregalen und Ölbildern an den Wänden. Eiszapfen zuckte zusammen, als er einen Mann am Fenster vorbeigehen sah. Der Mann war kräftig gebaut und etwa vierzig Jahre alt; er trug einen blauen Trainingsanzug. Außerdem schien er allein zu sein.

Eiszapfen beobachtete die Fenster der anderen Räume. Hinter den meisten brannte kein Licht, und die wenigen Räume, die erleuchtet waren, schienen nicht bewohnt zu sein. Nachdem er nirgendwo Wachen entdeckt hatte, sprintete Eiszapfen hinter dem Umkleideraum am Pool hervor und über die Zufahrt, um hinter der steinernen Balustrade der Terrasse in Deckung zu gehen und das Terrain nun von hier zu sondieren. Ihm wurde sofort klar, daß die gesamte Alarmanlage für das Haus in der Terrasse untergebracht war, die sich auf dieser Seite über die gesamte Länge des Gebäudes erstreckte und sich vermutlich auf allen vier Seiten um die Villa zog. Wenn man ins Haus gelangen wollte, mußte man also erst die Steinplatten der Terrasse überqueren, die jedoch nicht mit Beton verfugt waren, sondern mit Sand, der zudem noch an mehreren Stellen sorglos über die Terrasse verstreut schien. Doch weshalb hätte der Inhaber eines solchen Millionenbesitzes gerade an dieser Stelle sparen sollen, während das Haus und der Park sonst hervorragend in Schuß gehalten waren? Weshalb diese Schlamperei inmitten der ansonsten peniblen Ordnung? Die Antwort hierfür lag auf der Hand. Jede Steinplatte der Terrasse ruhte auf einem separaten Drucksensor. In dem Augenblick, in dem ein Eindringling seinen Fuß auf eine Steinplatte setzte, gab es im Haus Alarm.

Eiszapfen hielt nach einem Baum Ausschau, über dessen Äste er in eines der Fenster im Obergeschoß hätte klettern können. Als er keinen entdeckte, sah er sich nach einem Geräteschuppen um, in dem es vielleicht eine Leiter gab, die er von der Balustrade der Terrasse auf das Fenstersims eines im Dunkeln liegenden Raums hätte legen können, um dann auf der

Leiter über die Steinplatten zu kriechen.

Eiszapfen schlich von der Terrasse fort.

»Haben Sie richtig gemacht«, ertönte hinter ihm eine Stimme.

Eiszapfen wirbelte herum.

»Ich meine, wegen der Terrasse.« Die Stimme klang neutral und emotionslos. Sie kam aus dem offenen Fenster des vor dem Haus geparkten Cadillac. »Das hatte ich auch gehofft. Ich muß gestehen, daß ich ziemlich enttäuscht gewesen wäre, wenn Ihre Fähigkeiten Ihren Ruf Lügen gestraft hätten.«

Eiszapfen duckte sich und wollte flüchten.

»Sie haben von mir nichts zu befürchten.« Die Beifahrertür des Cadillac ging auf, und ein großer, schlaksiger Mann stieg aus. »Sehen Sie. Ich habe nichts zu verbergen. Ich hege keinerlei feindliche Absichten gegen Sie.« Der Mann trat in den Lichtkegel des Spotlights an der Vorderseite der Villa. Gleichzeitig streckte er seine Arme von sich. Er trug einen grauen Anzug und hatte ein schmales Gesicht mit scharfer Nase und dünnen Lippen. Seine Augenbrauen waren so gut wie nicht zu sehen. Sein rotes Haar hob sich deutlich von seiner hellen Haut ab.

Die Tür, die auf die Terrasse führte, flog auf. »Ist er da? Pendleton, sind Sie's?« Der Mann im Trainingsanzug streckte seine Hand nach einem Schalter aus, um die Alarmanlage auszuschalten, bevor er auf die Terrasse hinaustrat. »Pendleton? Eiszapfen?«

Einen Augenblick lang sah Eiszapfen sich schon in das Dunkel hinter dem Swimmingpool davonstürzen und die Böschung hinunter auf den Zaun und die Bäume zulaufen.

Statt dessen richtete er sich nun zu voller Größe auf. »Nein, ich bin nicht Eiszapfen, nur sein Sohn.«

»Ja, sein Sohn!« sagte der Mann auf der Terrasse. »Und dieser Mann«, er deutete auf den Cadillac, »ist Seth – oder genauer: Seths Sohn. Ich für meine Person bin unter dem

Namen Holloway bekannt. Ich bin der Sohn des *Malers*.«

Hatte ihn schon der Deckname »Maler« aufhorchen lassen, so war Eiszapfen bei der Nennung des Namens Seth zusammengezuckt, als wäre er von einem Schuß getroffen worden. Er starrte den schlaksigen, blassen Mann neben dem Cadillac unverwandt an. Seths grauer Anzug paßte genau zu seinen Augen, die selbst in der scheinwerfererhellten Nacht von auffallender Ausdruckslosigkeit waren.

Aber Eiszapfen war letzten Endes weder an Seth noch an Holloway interessiert. Es kam nur auf eines an.

Er wirbelte wieder zu Holloway herum, der auf der Terrasse stand. »Wo ist mein Vater?«

»Es geht nicht nur um *Ihren* Vater«, entgegnete Holloway. »Auch *mein* Vater ist verschwunden.«

»Und der meine ebenfalls«, fiel Seth ein.

»Deshalb haben wir auf Sie gewartet.«

»Wie bitte?«

»Ja, wir haben gewartet, daß Sie hierherkommen würden – um uns zu helfen, unsere verschwundenen Väter zu finden. Wir hatten schon fast die Hoffnung aufgegeben, daß Sie noch auftauchen würden.« Holloway deutete auf das Haus. »Treten Sie doch ein. Wir haben einiges zu besprechen.«

3

Nachdem sie das Arbeitszimmer betreten hatten, schloß Holloway die Tür zur Terrasse, zog die Vorhänge zu und schaltete die Alarmanlage wieder ein. Der Blick von Eiszapfen fiel auf ein Landschaftsgemälde, das neben dem Schalter hing.

»Von meinem Vater«, bemerkte Holloway dazu.

Ähnlich farbenprächtige Bilder zierten auch die anderen Wände des Raums.

Eiszapfen nickte. »Ich habe gehört, daß er ein hervorra-

gender Maler war. Allerdings habe ich nie eines seiner Bilder gesehen.«

»Wie sollten Sie auch? Seine frühen Werke wurden entweder gestohlen oder vernichtet. Obwohl später nie jemand eines seiner Bilder außerhalb dieses Hauses zu Gesicht bekam, ging er aus Sicherheitsgründen von seiner ursprünglichen Aquarelltechnik zu Acrylfarben über. Und, was noch wichtiger ist, er änderte sogar seinen Stil.« Holloways ehrfürchtiger Ton machte plötzlich unverhohlenem Ärger Platz. »Was hatten Sie eigentlich vor? Wollten Sie mich angreifen?«

»Ich mußte mich vergewissern, ob auf Sie Verlaß ist«, entgegnete Eiszapfen.

»Verlaß? Auf mich? Im Augenblick sind Seth und ich die einzigen Menschen, denen Sie vertrauen können.«

»Außerdem wollte ich hinsichtlich Kesslers Gewißheit haben.«

»Er ist nach Australien geflogen, um Sie zu treffen.«

»Ich weiß! Schließlich habe ich dort sogar mit ihm gesprochen!« stieß Eiszapfen ungehalten hervor. »Allerdings ist er unmittelbar darauf verschwunden. Wie mein Vater. Hat Kessler mir eine Falle gestellt? Sollte er mich von meinem Vater fortlocken, um ihn leichter entführen zu können?«

Halloway breitete ratlos die Hände aus. »Er ist jedenfalls nicht aus Australien zurückgekehrt. An sich war auf Kessler immer Verlaß. Wenn Sie bei unserem Treffen anwesend gewesen wären, hätten Sie sich selbst davon überzeugen können, daß er sich durch nichts von einem Vorhaben abbringen ließ, sobald er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Als er daher nicht zurückkam..., als er spurlos verschwand ...«

»Haben Sie angenommen, daß er tot ist?«

»Ja.« Halloway dachte kurz nach. »Aller Wahrscheinlichkeit nach, ja.«

»Demnach wurde also ihre Besprechung abgehört, oder ein Mitglied der Gruppe hat Sie verraten.«

»Nein, dem habe ich vorgebeugt«, erwiderte Halloway bestimmt. »Sie können mir glauben, daß in diesem Haus noch nie eine Wanze angebracht worden ist. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, weshalb einer von uns seine eigenen Interessen sabotieren sollte, indem er uns verrät. Allerdings gibt es noch andere Erklärungsmöglichkeiten.«

Eiszapfen hob fragend die Augenbrauen.

»Zum Zeitpunkt unseres Treffens waren Ihr und Seths Vater die einzigen Mitglieder der ursprünglichen Gruppe, die noch nicht verschwunden waren«, setzte Halloway zu einer Erklärung an. »Wir haben an jeden von ihnen einen Boten geschickt, um sie auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und um sie zu überreden, sich uns anzuschließen. Leider verschwand Seths Vater bereits, bevor der Bote ihn antraf, womit nur noch *Ihr* Vater blieb.«

Eiszapfen starrte ihn finster an. »Und weiter?«

»Falls unsere Feinde bereits auf der Lauer lagen, um Ihren Vater zu entführen, und falls Sie bei dieser Gelegenheit auf Kessler aufmerksam wurden, könnten sie doch die günstige Gelegenheit beim Schöpf gepackt und auch gleich Kessler entführt haben. Vielleicht hofften sie, ihn daran hindern zu können, Sie und Ihren Vater zu warnen.«

Eiszapfen schüttelte den Kopf. »Kessler verschwand doch fast zum gleichen Zeitpunkt wie mein Vater. Falls sie Kessler hätten daran hindern wollen, meinen Vater zu warnen, hätten sie erst Kessler verschwinden lassen, um sich dann meines Vaters anzunehmen. Nein, sie müssen einen anderen Grund gehabt haben, Kessler in ihre Gewalt zu bringen.«

»Dafür könnte ich verschiedene Erklärungsmöglichkeiten anbieten. Sie könnten versucht haben – und in gewisser Weise ist ihnen das ja auch gelungen –, in Ihnen den Verdacht zu wecken, daß Kessler mit dem Verschwinden Ihres Vaters in Zusammenhang stand. Sie hätten Sie damit also gegen *uns* aufhetzen können. Oder sie wollten Ihnen zu verstehen geben,

daß niemand, nicht einmal die Söhne der Väter, vor ihnen sicher ist. Vielleicht wollten sie Ihnen Angst einjagen, damit Sie sich nicht nur um Ihren Vater, sondern auch um sich selbst Sorgen machen.«

»Wir glauben, daß sie wieder den alten Nacht-und-Nebel-Schrecken verbreiten wollen«, schaltete sich Seth ein.

Eiszapfens Brust schien wie von Stacheldraht eingeschnürt.

»Ja, der absolute Terror«, nickte Halloway zustimmend. »Sie begnügen sich nun nicht einmal mehr damit, die jeweiligen Familienoberhäupter zu bestrafen, sondern versuchen nun auch noch uns, die Söhne, in Angst und Schrecken zu versetzen, indem sie uns mit der Ungewißheit über das Schicksal unserer Väter quälen.«

»So setzt sich der Terror von einer Generation zur nächsten fort«, stieß Eiszapfen grimmig hervor. »Auf diese Weise wird das grausame Spiel nie ein Ende nehmen.«

»Und ob es das wird«, erklärte Seth energisch. »Dafür verbürge ich mich.« Trotz der Wut, die seine Worte zum Ausdruck brachten, blieb seine Stimme neutral und teilnahmslos.

Dieser eigenartige Kontrast jagte Eiszapfen einen kalten Schauer den Rücken hinunter. Er starrte lange in Seths blasses, hageres Gesicht, von dem eine so starke hypnotische Wirkung ausging, daß er sich regelrecht zwingen mußte, seinen Blick wieder Halloway zuzuwenden.

»Warum waren Sie so sicher, daß ich kommen würde? Woher nahmen Sie die Gewißheit, auf mich zu warten?«

»Wir hatten den Eindruck gewonnen, daß Sie gar keine andere Wahl hätten. Als Kessler nicht wieder auftauchte, stand für uns fest, daß irgend etwas mit Kesslers Auftrag schiefgelaufen war. Weder er noch Sie haben auf unsere weiteren Nachrichten reagiert. Widerstrebend mußten wir daraus schließen, daß auch Ihr Vater verschwunden war und vielleicht sogar Sie mit ihm. Zugleich stand für uns jedoch

außer Zweifel, daß Sie nichts unversucht lassen würden, Ihren Vater wiederzufinden, falls Sie sich noch auf freiem Fuß befinden. Und wohin hätten Sie sich schon wenden sollen? Hierher natürlich. An den Ort des Treffens, an dem Sie nicht teilgenommen hatten; an die Gruppe, die Kessler ausgeschickt hatte, um mit Ihnen zu sprechen. Oder sollten Sie etwa noch einen anderen Anhaltspunkt gehabt haben?«

»Ich hoffe«, schaltete sich nun wieder Seth in seiner emotionslosen Sprechweise ein, »daß Sie nichts dagegen haben, mit mir zusammenzuarbeiten.«

Eine weitere Erklärung war nicht nötig. Eiszapfen wußte, was er meinte.

Seths und Eiszapfens Väter waren einst die am meisten gefürchteten Männer Europas gewesen. Obwohl sie durch eine gemeinsame Sache miteinander verbunden waren, waren sie dennoch auch Rivalen gewesen, und hätten sie nicht für dieselbe Sache gestritten, hätte man sie sogar als erbitterte Feinde bezeichnen können. Zwischen den beiden Männern hatte sich ein erbitterter Konkurrenzkampf abgespielt. Jeder hatte versucht, den anderen in der Gunst ihres Auftraggebers auszustechen. Außerdem hatten beide Männer dieselbe Frau geliebt, und nachdem deren Wahl auf Eiszapfens Vater gefallen war, wurden aus beruflichen Differenzen auch persönliche. Zumindest was Seths Vater betraf, wandelte sich Eifersucht in tödlichen Haß. Und der Konflikt zwischen den beiden sollte sich noch mehr zuspitzen, als die Sache, der beide sich verschrieben hatten, kläglich scheiterte. Als sie sich in der Folge einmal für diese, einmal für jene Seite verdingten – je nachdem, wer am meisten für ihre Dienste bot –, standen die beiden sich nicht selten in feindlichen Lagern gegenüber, was vor allem für Seths Vater einen ganz besonderen Anreiz dargestellt hatte. Nach ihrer Pensionierung hatten sie schließlich die halbe Welt zwischen sich gebracht, indem der eine sich in Australien niederließ, der andere in Südamerika.

Eiszapfens Vater hatte am Bondi Beach von Sydney immer ein T-Shirt getragen, um die zwei Narben auf seiner Brust zu verbergen. Sie rührten von zwei Kugeln seines Rivalen her.

4

Und nun stand Eiszapfen dem Sohn des erbitterten Feindes seines Vaters gegenüber. Der Anblick des hageren, bleichen Mannes mit der finsternen Miene und dem grauen Anzug verursachte ihm ein Kribbeln im Magen, als trieben dort Spinnen ihr Unwesen. Selbst dem Decknamen ›Seth‹ haftete etwas Unheimliches an. Seth war der ägyptische Gott der Wüste, der Dürre und der Unfruchtbarkeit, des Chaos, der Dunkelheit und der Zerstörung. Der rote Gott

- rot wie das Haar dieses Mannes. Seth war immer totenbleich, wenn er in menschlicher Gestalt abgebildet wurde

- bleich wie die Haut seines Gegenübers. Aber in den meisten Fällen wurde der Gott als monströses Tier dargestellt

- mit dem Körper eines Windhunds und der Schnauze eines Ameisenbären, mit gedrunghenen Ohren und einem gegabelten Schwanz.

Der Gott des Todes.

Seth. Der perfekte Deckname für einen Berufskiller.

Und wie sieht es mit *meinem* Decknamen aus? Eiszapfen?

Seth streckte seine Hand aus. »Mein Vater hat Ihre Mutter sehr geliebt.«

Eiszapfen nickte. »Mein Vater hat es sehr bedauert, daß er und Ihr Vater keine Freunde sein konnten.«

»Aber wir beide könnten Freunde sein – oder zumindest Verbündete. Vereint durch ein gemeinsames Ziel.«

Eiszapfen spürte, daß Seth nie jemandes Freund hätte sein können. Aber darauf kam es jetzt nicht an. Im Augenblick bestanden zwischen ihnen keine direkten Interessenkonflikte,

und zudem sprach alles dafür, daß sie sich gemeinsam an die Bewältigung der Aufgabe machen mußten, die sich ihnen nun stellte. Wenn sie beide sich mit ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten zusammentaten, würde ihnen die Gegenseite nichts Gleichwertiges entgegensetzen können. Sie würden auf jeden Fall den Triumph davontragen – indem sie entweder ihre Väter wiederfanden oder Rache für sie nahmen.

Eiszapfen schüttelte Seths trockene, kalte Hand, um sich dann wieder Halloway zuzuwenden. »Womit sollten wir Ihrer Meinung nach den Anfang machen?«

»Nehmen Sie sich den gemeinsamen Nenner vor. Unsere Väter haben es tunlichst vermieden, miteinander zu verkehren. Sie haben zwar die Verbindung untereinander nicht vollständig abreißen lassen, um sich in Gefahrensituationen gegenseitig helfen zu können, aber sie haben ihre Vergangenheit streng geheimgehalten. Sie haben Tausende von Kilometern voneinander entfernt gelebt. Dennoch haben ihre Feinde sie aufgespürt.«

»Das war doch auch nicht weiter schwierig«, warf Eiszapfen ein. »Der Feind brauchte doch nur *einen* unserer Väter ausfindig zu machen und dem Betreffenden dann ein Wahrheitsserum einzugeben, um von ihm zu erfahren, wo die übrigen sich aufhielten. Hinsichtlich dieses Gefahrenpunkts in ihrer Abmachung hatte mein Vater schon immer ernsthafte Bedenken.«

»Aber gerade dieser Gefahr wurde in der Abmachung doch vorgebeugt«, erklärte Halloway. »Jedes Mitglied der Gruppe wußte immer nur über den Aufenthaltsort eines anderen Gruppenmitglieds Bescheid. So wußten zum Beispiel Ihr Vater und der Seths absolut nichts voneinander. Falls der Feind also einen Vater aufgespürt und ihm entlockt hätte, was er wußte, hätte der Feind sich dann den nächsten Mann vornehmen müssen, und dann den nächsten und so weiter, bis sie schließlich allen Mitgliedern der Gruppe auf die Spur

gekommen wären.«

»So war es aber nicht«, warf Seth ein.

»Einige Mitglieder der Gruppe sind gleichzeitig verschwunden«, resümierte Holloway darauf. »Außerdem ist damit noch immer nicht die Frage geklärt, wie der Feind den *ersten* Mann gefunden hat, der verschwunden ist. Nein.« Holloways Stimme belegte sich plötzlich. »Unsere Väter haben sich nicht gegenseitig verraten. Die hierfür nötigen Informationen müssen von außerhalb der Gruppe gekommen sein.«

»Aber wie?«

»Das habe ich Ihnen doch bereits gesagt – durch den gemeinsamen Nenner. Durch den Mann, der über alle von ihnen Bescheid wußte. Auch er war eine Art Vater. Der Pater. Kardinal Pavelic.«

Plötzlich fiel Eiszapfen wieder ein, was Kessler in Sydney als letztes zu ihm gesagt hatte. »Kardinal Pavelic! Er ist ebenfalls verschwunden.«

»Versuchen Sie herauszufinden, was aus dem Kardinal geworden ist, und Sie werden erfahren, was aus meinem Vater geworden ist«, erklärte Holloway. »Und aus Ihrem und aus...«

»Meinem«, fiel Seth ein. »Und aus den Vätern aller anderen.«

»Das Grauen, das Grauen«

1

Wien. Saul hielt sich mit dem kleinen Christopher an seiner Hand respektvoll im Hintergrund, während Erika sich im Wohnzimmer ihres Vaters umsah. Die Wohnung lag im ersten Stock eines Reihenhauses in einer ruhigen, von Bäumen gesäumten Straße unweit der Donau. Draußen regnete es in Strömen, und in der Wohnung war es so düster, daß Misha Pletz Licht gemacht hatte, obwohl es erst früher Nachmittag war.

Der Raum war einfach eingerichtet – mit einem Schaukelstuhl, einem Sofa, einem Couchtisch, einem einfarbigen dunklen Teppich und einem Wohnzimmerschrank mit Fotos von Erika, Christopher und Saul. Saul konnte nirgendwo ein Rundfunkgerät oder einen Fernseher entdecken, dafür waren die Wände von hohen Bücherregalen gesäumt, die vor allem Biographien und Geschichtswerke enthielten. Hätte ein unvoreingenommener Beobachter einen Blick in die Wohnung geworfen, wäre er wohl kaum auf die Idee gekommen, daß Erikas Vater, ein ehemaliger Mossad-Agent, vom Staat Israel eine durchaus angemessene Pension ausbezahlt bekam. Diese Rente hätte es ihm durchaus gestattet, sich etwas großzügiger einzurichten. Doch nach dem Tod seiner Frau vor fünf Jahren hatte Joseph Bernstein sich allen überflüssigen Besitzes entledigt und sich für ein Leben in asketischer Bescheidenheit entschieden. Der einzige Luxus, den er sich leistete, war die morgendliche und abendliche Tasse heißer Schokolade in einem kleinen Cafe an der Donau. Und das gelegentliche Pfeifchen, dessen unverkennbarer Tabakgeruch noch immer in der verlassenen Wohnung hing. Saul selbst hatte nie geraucht, trotzdem schnupperte er begierig den angenehmen Duft ein.

In der Wohnung war zwar nirgendwo ein Foto von Erikas

Vater zu sehen, aber Saul erinnerte sich an ihn als einen großen, kräftigen Mann Ende sechzig mit buschigen weißen Augenbrauen und dichtem weißem Haar, das ihm in allen Richtungen vom Kopf abstand; er ging leicht vornübergebeugt und hatte eine etwa sieben Zentimeter lange Narbe an seinem spitzen Kinn. Erikas Vater hatte von sich aus nie über diese Narbe gesprochen. Und wenn man ihn danach fragte, gab er nie Auskunft darüber, wovon die Verletzung herrührte. »Das gehört der Vergangenheit an«, war alles, was er diesbezüglich von sich gab. Und seine grauen Augen nahmen dabei hinter seiner Brille einen unendlich traurigen Ausdruck an.

Saul klopfte hin und wieder seinem Sohn aufmunternd auf den Rücken und beobachtete ansonsten Erika, die langsam ihre Blicke durch den Raum wandern ließ.

»Kannst du mir den Hergang bitte noch einmal schildern?« wandte Erika sich schließlich an Misha.

»Vor vier Tagen«, begann Misha seufzend, »erschien Joseph nicht wie gewohnt in seinem Stammcafé, um seine morgendliche Tasse Kakao zu sich zu nehmen. Der Inhaber des Cafés dachte sich erst noch nichts dabei; doch dann tauchte dein Vater auch am Abend nicht auf. Dein Vater kam nämlich immer zweimal am Tag in dieses Café – auch wenn er sich nicht besonders gut fühlte und zum Beispiel eine Erkältung hatte.«

»Und mein Vater hatte kaum einmal eine Erkältung.«

»Ja, er war für sein Alter noch außergewöhnlich gesund.«

An diesem Punkt meldete sich überraschend Saul zu Wort. »Er erschien sozusagen dienstlich in diesem Café.«

Misha sah ihn erstaunt an.

»Vermutlich ist der Inhaber des Cafés einer eurer Leute«, fuhr Saul darauf fort. »Mossad.«

Misha erwiderte nichts.

»Joseph ging doch nicht nur wegen seiner heißen Schokolade in dieses Café?« fragte Saul darauf. »Sondern behielt,

obwohl er pensioniert war, weiterhin einen extrem geregelten Tagesablauf bei, um jederzeit ohne großes Aufsehen zu erregen, kontaktiert werden zu können.«

Misha schwieg noch immer.

»Nicht, daß seine Dienste noch in Anspruch genommen worden wären«, fuhr Saul fort. »Aber man kann schließlich nie wissen. Manchmal ist ein erfahrener, ehemaliger Geheimagent, der offiziell längst in den Ruhestand geschickt worden ist und allem Anschein nach jegliche Geheimdienstkontakte aufgegeben hat, genau der richtige Mann für bestimmte Missionen. Und Joseph hatte auf diese Weise das Gefühl, nicht ganz zum alten Eisen zu gehören – vielleicht würde man ihn ja noch mal für einen solchen Auftrag heranziehen. Selbst wenn der Geheimdienst also keine Verwendung mehr für ihn gehabt hätte, verlieh er Joseph damit das Gefühl, noch gebraucht zu werden.«

Misha hob kaum merklich die Augenbrauen.

»Und dazu kommt noch – vermutlich war dies sogar der ausschlaggebende Grund –, daß Sie auf diese Weise vollkommen unauffällig im Bilde bleiben konnten, daß Joseph sich weiterhin bester Gesundheit erfreute und keinerlei Übergriffen von seiten alter Feinde zum Opfer gefallen war. Sie sahen darin also auch eine Möglichkeit, ihn unauffällig zu beschützen, ohne ihn dadurch in seinem Stolz zu kränken.«

Erika trat auf Misha zu. »Ist das wahr?«

»Dein Mann ist wirklich auf Draht.«

»Das weiß ich«, entgegnete Erika. »Hat Saul recht?«

»Was soll daran schon auszusetzen sein? Wir haben uns um ihn gekümmert und ihm gleichzeitig das Gefühl vermittelt, noch gebraucht zu werden.«

»Natürlich ist daran nicht das geringste auszusetzen«, pflichtete ihm Erika bei. »Es sei denn...«

»Er hat nicht für uns gearbeitet, falls du darauf anspielen solltest«, erwiderte Misha. »Allerdings muß ich zugeben, daß

ich ihm nur zu gern hin und wieder einen Auftrag zugeschanzt hätte. Nichts Gefährliches selbstverständlich. Aber was Observierungsaufgaben und die Beschaffung von Informationen betraf, war dein Vater nach wie vor eine erstklassige Kraft. Du darfst schließlich nicht vergessen, Erika, daß dein Vater auf seinen eigenen Wunsch in den Ruhestand getreten ist, nicht auf unseren.«

»Wie bitte?«

»Willst du damit sagen, das hättest du nicht gewußt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Trotz seines Alters hätte ich durchaus dafür sorgen können, daß er noch länger für uns hätte arbeiten können«, erklärte Misha. »Wir sind keineswegs in einem Maß mit talentiertem Nachwuchs gesegnet, daß wir es uns leisten könnten, auf so erfahrene alte Leute zu verzichten. Aber dein Vater hat ausdrücklich um seine Pensionierung gebeten. Er hat sie sogar *gefordert*.«

»Das verstehe ich nicht.« Erika schüttelte fassungslos den Kopf. »Er hat seine Arbeit doch über alles geliebt. Sie war das wichtigste in seinem Leben.«

»Das steht vollkommen außer Frage. Er hat seine Arbeit und sein Land über alles geliebt.«

»Aber weshalb hat er sich hier in Wien niedergelassen«, warf Saul ein, »wenn er sein Land so sehr geliebt hat? Warum nicht in Tel Aviv oder Jerusalem oder...?«

Dem pflichtete auch Erika bei. »Das hat uns einiges zu denken gegeben. Saul hat sich mit seinem Geheimdienst auf folgendes geeinigt: Sie würden ihn in Ruhe lassen, falls er untertauchen würde. In diesem Fall hatte er auch von den anderen Geheimdiensten nichts zu befürchten. Als Gegenleistung für wichtige Informationen, die er ihnen zukommen ließ, erklärte sich der CIA außerdem bereit, seine Verstöße gegen die Vorschriften unter den Tisch zu kehren. Wir mußten uns möglichst aus dem Weltgeschehen zurück-

ziehen, was wir auch getan haben. Aber mein Vater hätte sich doch nicht hier niederlassen müssen. Wir haben ihn wiederholt darum gebeten, bei uns zu wohnen, um seinen Enkel heranwachsen sehen zu können. Er hat dieses Angebot jedoch jedesmal abgelehnt. Ich konnte das nie verstehen. An den sogenannten Errungenschaften der Zivilisation war meinem Vater noch nie etwas gelegen gewesen. Solange er nur seine heiße Schokolade und seine Pfeife gehabt hätte, wäre es ihm überall auf der Welt gutgegangen.«

»Vielleicht«, erwiderte Misha.

Erika sah ihn eindringlich an. »Hast du uns etwas verschwiegen?«

»Du hast mich gebeten, dir den Hergang noch einmal zu erklären. Also werde ich das jetzt tun: Nachdem dein Vater entgegen seiner Gewohnheit weder am Morgen noch am Abend in seinem Stammcafé auftauchte, ließ ihm dessen Besitzer – Saul hat recht, er arbeitet für uns – durch einen seiner Leute ein paar belegte Brote und Kakao bringen, als hätte dein Vater dies telefonisch bestellt. Der Agent klopfte an die Wohnungstür. Keine Antwort. Er klopfte ein zweites Mal und versuchte die Tür zu öffnen. Sie war nicht abgeschlossen. Als der Agent darauf die Wohnung mit gezogener Waffe betrat, fand er sie leer vor. Das Bett«, Misha deutete auf die Schlafzimmertür, »war ordentlich gemacht.«

»Das ist typisch für meinen Vater«, flucht Erika ein. »Er war schon immer ein Ordnungsfanatiker. Er machte immer sofort nach dem Aufstehen das Bett.«

»Ganz richtig«, nickte Misha. »Demzufolge war dein Vater in der Nacht zuvor nicht mehr zu Bett gegangen, nachdem er aus dem Café nach Hause gekommen war. Oder er hat am Morgen seines Verschwindens nach dem Aufstehen noch sein Bett gemacht und ist dann aber nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, in sein Stammcafé gegangen.«

»Demnach bleibt also für sein Verschwinden ein Zeitraum

von vierundzwanzig Stunden«, warf Saul ein.

»Joseph lag jedenfalls nicht krank zu Hause«, fuhr Misha fort. »Anfänglich nahm der Agent an, ihm wäre etwas zugestoßen. Zum Beispiel ein Verkehrsunfall. Allerdings lagen weder bei der Polizei noch in den Krankenhäusern irgendwelche Informationen über ihn vor.«

»Sie haben eben ›anfällig‹ gesagt«, meldete Saul sich wieder zu Wort.

Misha sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an.

»Sie haben gesagt, der Agent hätte *anfällig* angenommen, daß Joseph etwas zugestoßen wäre, nachdem er die Wohnung verlassen hatte. Was hat den Agenten dazu veranlaßt, seine Meinung zu ändern?«

Mit einem schmerzlichen Gesichtsausdruck griff Misha in seine Jackentasche und holte zwei Gegenstände daraus hervor. »Das hat der Agent auf dem Couchtisch gefunden.«

Erika stöhnte leise auf.

Alarmiert durch ihre plötzliche Blässe, wandte Saul sich ihr zu.

»Die zwei Lieblingspfeifen meines Vaters«, stieß Erika gequält hervor. »Er hatte immer zumindest eine von ihnen bei sich.«

»Was also auch geschehen sein mag«, erklärte Misha, »ist demnach hier geschehen.«

»Und er hat die Wohnung nicht freiwillig verlassen.«

2

Über den Raum hatte sich lähmendes Schweigen gelegt. Der Regen klatschte lauter gegen die Fensterscheiben.

»Unsere Leute suchen bereits nach ihm«, erklärte Misha schließlich. »Wir ziehen in Erwägung, befreundete Geheimdienste zu bitten, uns bei der Suche behilflich zu sein. Das

Problem ist allerdings, daß wir keinerlei Anhaltspunkte haben. Wir wissen nicht, wer ihn entführt haben könnte und aus welchem Grund. Und warum wurde Joseph nicht einfach ermordet, falls seine Entführer sich an ihm für etwas rächen wollten, das er während seiner Tätigkeit für den Mossad getan hat?«

»Vielleicht«, warf Erika nach heftigem Schlucken mühsam hervor, »wollen sie ihn erst foltern.«

»Aus Rache?« warf Misha ein. »Demnach hätte das Ganze persönliche und nicht berufliche Gründe. In den zwanzig Jahren, in denen ich beim Geheimdienst bin, habe ich noch nie von einem Agenten gehört, der sich so von seinen Emotionen hätte hinreißen lassen, daß er gegen jegliche Bestimmungen verstoßen und einen feindlichen Agenten gefoltert hätte, um sich an ihm zu rächen. Ein Mord? Gelegentlich kommt so etwas natürlich immer wieder vor. Aber Folter?« Misha schüttelte den Kopf. »Falls andere Agenten davon erführen, würde der Betreffende für immer gemieden und als absolut unvertrauenswürdig eingestuft. Sehen Sie sich doch selbst an, Saul. Sie hatten allen Grund, Eliot zu hassen. Sie haben ihn getötet, aber nicht gefoltert.«

In Saul stiegen bittere Erinnerungen auf. »Aber wir alle wissen, daß in einem ganz bestimmten Fall auch Folter vorkommt.«

»Ja, wenn man dem Gegner gewisse Informationen entlocken will«, nickte Misha. »Allerdings gibt es für diesen Zweck inzwischen Medikamente, die wesentlich wirksamer sind als das altmodische Mittel der Folter. Doch das bringt uns auf meine früheren Fragen zurück. Welcher Geheimdienst könnte ein Interesse an Joseph haben? Was könnten sie von ihm wissen wollen? Wir suchen nach ihm. Aber das ist gegenwärtig alles, was ich Ihnen dazu sagen kann. Als unsere Leute in Wien sich des Ernsts der Lage bewußt wurden, haben sie selbstverständlich sofort unser Hauptquartier verständigt.

Aufgrund meiner engen Beziehungen zu Joseph – er war einer meiner Lehrer – beschloß ich, mich der Sache persönlich anzunehmen, anstatt sie an einen meiner Mitarbeiter zu delegieren. Außerdem wollte ich Ihnen die schlechte Nachricht persönlich übermitteln und Ihnen nicht nur ein unpersönliches Telegramm zukommen lassen. Nachdem ich jedoch von dem Überfall auf das Dorf gehört hatte, hätte ich Sie in jedem Fall aufgesucht. Dieses zufällige Aufeinandertreffen konnte ich unter keinen Umständen unberücksichtigt lassen. Im Gegenteil – es weckte sogar meine schlimmsten Befürchtungen.«

»Glaubst du also, daß die beiden Zwischenfälle in Zusammenhang stehen?« fragte Erika. »Haben sie es auf uns ebenso abgesehen wie auf meinen Vater? Doch was sollten sie von uns wollen?«

»Das weiß ich ebensowenig, wie ich weiß, weshalb dein Vater verschwunden ist, Erika. Wäre es trotzdem nicht in jedem Fall vernünftiger, wenn du mit deiner Familie untertauchen würdest, während wir unsere Nachforschungen anstellen? Falls sie es auch auf dich abgesehen haben, wirst du dich in keinem Fall so ungehindert bewegen können wie wir.«

»Glaubst du etwa, ich könnte tatenlos herumsitzen und warten, bis ihr irgendwann meinen Vater gefunden habt?«

Misha seufzte leise. »Ich hielt es für angebracht, dir auf jeden Fall erst dieses maßvollere und vernünftigere Verhalten vorzuschlagen. Bevor du dich in dieser Angelegenheit jedoch selbst engagierst, muß ich dich erst noch auf etwas hinweisen.«

Saul wartete ungeduldig.

»Wir haben im Keller noch etwas gefunden«, rückte Misha nur zögernd mit der Sprache heraus.

Für einen Augenblick standen alle wie erstarrt da. Doch dann streckte Saul die Hand nach dem Türgriff aus, um die Wohnung zu verlassen und in den Keller hinabzugehen. Misha hielt ihn jedoch zurück.

»Nein, hier lang.« Misha deutete auf die Schlafzimmertür.

»Sie haben doch gesagt, im Keller.«

»Der Teil des Kellers, den ich meine, ist von unten nicht erreichbar. Aber in der rechten, hinteren Ecke des Schlafzimmers befindet sich eine Tür.«

»Jetzt kann ich mich wieder erinnern«, fiel Erika ein. »Bei meinem ersten Besuch hier dachte ich, die Tür würde in eine Kammer führen. Als ich sie zu öffnen versuchte, war sie jedoch abgeschlossen. Als ich meinen Vater nach dem Grund fragte, erklärte er mir, er hätte den Schlüssel verloren. Allerdings verlor mein Vater nie etwas. Daher wollte ich wissen, was hinter dieser Tür wäre. Darauf sagte er nur: ›Nichts, was wichtig genug wäre, deshalb das Schloß aufzubrechen.«

»Weshalb hatte er die Tür dann abgeschlossen?« fragte Saul.

»Genau das habe ich ihn damals auch gefragt«, erklärte Erika. »Und er hat darauf geantwortet, das wüßte er nicht mehr.«

Misha öffnete die Schlafzimmertür.

»Als unsere Leute die Wohnung nach Anhaltspunkten für das Verschwinden deines Vaters durchsuchten, stießen sie auch auf diese Tür. Sie öffneten das Schloß mit einem Dietrich – und fanden auf diese Weise heraus, daß dieses Haus eine bewegte Vergangenheit hat. Sie studierten alte Kataster und machten die Baufirma ausfindig, die das Haus gebaut hatte. Sie konnten sogar ein paar ehemalige Mieter auftreiben, die inzwischen schon ziemlich alt sind. In den dreißiger Jahren hatte das Haus einem Arzt gehört – einem gewissen Doktor Bund. Wohlhabend. Große Familie. Sieben Kinder. Sie

bewohnten den ersten und zweiten Stock des Hauses. Im Erdgeschoß hatte Bund seine Praxis. Seine Unterlagen und Medikamente bewahrte er im Keller auf.«

Mishas Schultern sackten nach unten, als er weitersprach.

»Dann brach der Krieg aus. Und 1942 begann die systematische Vernichtung der Juden. Aus den Akten, die sie unter dem Fußboden des Kellers versteckt fanden, erfuhren unsere Agenten, daß viele Patienten Doktor Bunds Juden gewesen waren. Außerdem ging aus diesen Unterlagen hervor, daß Doktor Bund diese Patienten auch noch nach Ausbruch des Holocaust im Jahr 1942 weiter behandelte, was mich aufs Nachhaltigste in meinem Glauben an das Gute im Menschen bestätigt hat – ein Glaube im übrigen, der nicht selten erheblich ins Wanken gerät. Wie erstaunlich es auch klingen mag – Doktor Bund nahm den hippokratischen Eid tatsächlich ernst. Er kümmerte sich weiter um das Wohlergehen seiner Patienten, bis eines Tages die SS an seine Tür klopfte, und ihn mitsamt seiner Familie in das Konzentrationslager Mauthausen brachte.«

Saul lief ein eisiger Schauer den Rücken hinunter.

»Dr. Bund hatte seine jüdischen Patienten jedoch nicht nur ärztlich versorgt«, fuhr Misha fort, »sondern die Kränksten unter ihnen sogar versteckt gehalten, da sie aufgrund ihrer Arbeitsunfähigkeit bei der Einlieferung ins KZ auf der Stelle getötet worden wären.«

»Er hat sie versteckt?« flüsterte Erika.

»Ja, im Keller. Bund hatte sich eine Treppe von seinem Schlafzimmer in seine Praxis bauen lassen, so daß er nicht durchs Wartezimmer gehen mußte, um in seinen Behandlungsraum zu gelangen. Und nachdem er schon einmal eine Treppe von seinem Schlafzimmer in seine Praxis hatte – warum sie nicht bis in den Keller fortführen? Auf diese Weise hatte er auch zu seinen Unterlagen und Medikamenten direkten Zutritt.«

Erika schüttelte den Kopf. »Aber letztendlich sollte ihn diese Treppe das Leben kosten.«

»Auf dem Höhepunkt der Judenverfolgungen ließ Doktor Bund, hin und her gerissen zwischen seinem Auftrag als Arzt und seinem Bedürfnis, die eigene Haut zu retten, eine Trennwand in den Keller einziehen. Die vordere Kellerhälfte, welche durch die normale Kellertür im Treppenhaus erreichbar war, war mit Medikamenten und Unterlagen vollgestopft. Bund kannte die eitlen SS-Fatzkes gut genug, um zu wissen, daß sie sich ihre Uniform nicht schmutzig machen würden, um sich durch die verstaubten Kartons und Regale bis zu der Trennwand vorzuwühlen. Dieser Umstand sollte dem guten Doktor auch tatsächlich eine ganze Weile das Leben retten. Bund stieg jeden Abend nach Praxisschluß über seine Geheimtreppe in den rückwärtigen Teil des Kellers hinunter, um dort seine jüdischen Patienten zu verarzten. Ich weiß nicht, wie ihm die SS schließlich auf die Schliche kam; sicher ist jedoch eines: Doktor Bund hat mindestens einem Dutzend jüdischer Frauen und Männer das Leben gerettet, die Europa auf dem einen oder anderen Weg noch verlassen konnten, bevor Bund und seine Familie festgenommen wurden. Und das ist der springende Punkt. Nicht nur Bund wurde ins KZ gesteckt, sondern seine ganze Familie – seine Frau und seine Kinder. Sie alle hatten das Risiko auf sich genommen. Das war ihre Form von Widerstand gegen die Unmenschlichkeit des Dritten Reichs. Sie haben sich für uns geopfert.«

»Aber woher weißt du das, Misha?«

»Weil unsere Leute in Israel zwei alte Juden ausfindig machen konnten, die Bund damals in seinem Keller versteckt gehalten hatte. Um einmal einen Ausdruck aus der christlichen Religion zu gebrauchen – der Doktor war ein Heiliger.«

»Dann gibt es also doch noch Hoffnung«, warf Saul ein.

»Vielleicht auch nicht«, gab Misha zu bedenken. »Immerhin mußte er für seine Menschlichkeit mit dem Leben bezahlen.«

Danach verfiel Misha eine Weile in nachdenkliches Schweigen, bevor er fortfuhr: »Wir wissen nicht, ob Joseph sich, weil er von Doktor Bund wußte, hier niedergelassen hat oder ob dies ausschließlich dem Zufall zuzuschreiben ist. Falls es ein Zufall gewesen sein sollte, konnten wir nicht feststellen, wie er das Geheimnis der verborgenen Treppe entdeckt hat, da nämlich die SS ihre sämtlichen Zugänge hatte zumauern lassen. Als wir den Hausbesitzer auf die Tür im Schlafzimmer ansprachen, wußte er nichts davon. Als er das Haus vor sechs Jahren gekauft hatte, war die Tür im Schlafzimmer noch nicht dagewesen. Auch frühere Wohnungsmieter konnten sich, wegen dieser Tür befragt, nicht an eine solche erinnern.«

»Demnach muß mein Vater den Geheimgang entdeckt und die Tür wieder eingebaut haben«, sagte Erika.

»Aber dann hat er sie abgesperrt«, gab Saul zu bedenken. »Das verstehe ich nicht. Was wollte er denn dahinter verbergen?«

»Das sollen Sie gleich selbst herauszufinden versuchen«, erwiderte Misha. »Überzeugen Sie sich selbst, ohne Erwartungen und ohne Vorurteile. Vielleicht können Sie verstehen, was ich noch immer nicht begreife.«

»Du glaubst also, daß das, worauf wir dort unten stoßen werden, mit dem Verschwinden meines Vaters zusammenhängt?« fragte Erika.

»Darüber bin ich mir noch nicht im klaren. Falls die Entführer deines Vaters nach etwas gesucht haben sollten, hätte die verschlossene Tür bestimmt ihre Neugier geweckt. Sie hätten sich auf alle Fälle vergewissert, was dahinter verborgen war. Die Tür weist jedoch keinerlei Spuren von Gewaltanwendung auf. Falls sie die Tür also irgendwie aufbekommen haben, dann mit Hilfe eines Dietrichs, wie wir das taten – oder sie haben deinen Vater gezwungen, ihnen zu sagen, wo der Schlüssel versteckt war. Nach Beendigung ihrer Suche müssen sie die Tür wieder verschlossen und die

Wohnung genauso hinterlassen haben, wie sie sie vorgefunden hatten. Wenn sie allerdings entdeckt haben sollten, was dein Vater versteckt hielt, und wenn es sich dabei um das handelte, was sie suchten, dann hätten sie es doch eigentlich mitnehmen oder zumindest zerstören müssen. Übrigens solltet ihr euren Sohn lieber bei mir hier oben lassen. Er sieht sowieso aus, als würde er gleich einschlafen.«

»Willst du damit sagen, er sollte lieber nicht zu Gesicht bekommen, was uns dort unten erwartet?«

»Niemand sollte das.«

4

Saul warf Erika einen kurzen Blick zu. Nichts Gutes ahnend, betraten sie das Schlafzimmer, in dem es ebenfalls nach Pfeifenrauch roch. Das Bett war ordentlich gemacht. Auf der Kommode lagen nur ein Taschentuch und ein Kamm.

Doch Saul schenkte diesen Einzelheiten kaum Beachtung. Sein ganzes Augenmerk galt der Tür. Erika hatte bereits ihre Hand nach der Klinke ausgestreckt. Sie drückte sie nach unten worauf die Tür ohne das leiseste Geräusch aufschwang. Dahinter starrte ihnen undurchdringliches Dunkel entgegen. Erika tastete die Wände nach einem Lichtschalter ab, ohne jedoch einen zu finden. Doch mit der Schuhspitze stieß sie auf einen Gegenstand, der auf dem Boden lag. Sie hob ihn auf. Es war eine Taschenlampe.

Als sie sie anknipste, fiel ihr Lichtkegel auf eine Treppe, die links von ihr nach unten führte. Die Wände waren nicht gestrichen und von Schimmelflecken übersät. Von der Decke hingen Spinnweben. Die Treppe selbst war von einer Staubschicht überzogen. Nur die Stufenmitte war von zahlreichen Sohlen blankgefeigt.

Von dem in der Luft hängenden Staub breitete sich in Sauls

Nase ein unangenehmer Juckreiz aus. Er konnte nur mühsam ein Niesen unterdrücken. Sein Blick fiel auf den Treppenabsatz im Erdgeschoß hinab, dessen Zugang, wie Misha ihnen gesagt hatte, zugemauert worden war.

Saul stieg die Stufen hinunter. Die Treppe in den Keller war mit Brettern vernagelt. Saul drückte dagegen, doch sie gaben nicht nach. Als er die Bretter jedoch mit den Fingern abtastete, entdeckte er zwei senkrecht verlaufende Ritzen in der Holzwand. Er steckte die Klinge seines Taschenmessers in eine der Ritzen und drückte sie nach unten, worauf sich knarzend ein etwa türgroßes Stück aus der Bretterwand löste. Saul nahm es heraus und lehnte es gegen die Wand des Treppenschachts. Erika leuchtete durch die Öffnung, hinter der die Treppe weiter nach unten führte.

Sie zwängten sich durch die Öffnung und stiegen die Stufen hinunter. Der Lichtkegel der Taschenlampe fiel auf den Betonboden des Kellers. Feuchter Modergeruch drang in Sauls Nase. Am Fuß der Treppe angekommen, wandte er sich im selben Augenblick, als Erika die Taschenlampe herumschwang, nach links.

Sein Atem stockte.

Der begrenzte Lichtkegel der Taschenlampe verstärkte den grauenvollen Anblick noch. Durch den Lichtstrahl aus dem umgebenden Dunkel hervorgehoben, wirkten die einzelnen Bilder nur um so stärker. Und als Erika nun den Strahl ihrer Taschenlampe von einem grausigen Bild zum nächsten wandern ließ, wurde deren Anblick durch die Aneinanderreihung immer unerträglicher. Das Dunkel, das der Lichtkegel zerschnitt, schien unter der Bedrohlichkeit dessen, was es verbarg, an Intensität zuzunehmen. Sauls Rücken verspannte sich. »Gütiger Gott.«

Auf einem Tisch in der Mitte des Raums stand eine Petroleumlampe. Daneben lag eine Schachtel Streichhölzer. Saul riß eines der Streichhölzer an und steckte den Docht in Brand.

Eine Flamme flackerte auf und warf zuckende Schatten an die Wände. Er steckte den Glaszylinder auf die Lampe, worauf die Flamme steter und heller leuchtete.

Fassungslos starrte Saul auf die Fotos – große und kleine, schwarzweiß und in Farbe, gestochen scharf und grobkörnig, aus Zeitungen und Zeitschriften, Büchern und Archiven. Sie waren mit Heftzwecken an der Wand befestigt, die nicht wie die anderen drei Kellerwände gemauert war, sondern aus Holz. Dies war die Trennwand, mit der Dr. Bund den Keller für seine kranken jüdischen Patienten abgeteilt hatte; sie war etwa zehn Meter breit und drei Meter hoch. Und sie war über und über mit Fotos bedeckt.

Fotos von Konzentrationslagern, hohlwangigen Gefangenen, Gaskammern, Leichen, Verbrennungsöfen, Aschengruben und Lkws, die mit Kleidung, Schuhen, Schmuck, menschlichem Haar und Zähnen beladen waren. Auf einer Aufnahme war eine Gruppe von SS-Offizieren zu sehen. In ihren makellos sauberen schwarzen Uniformen mit den zwei Blitzen und dem Totenkopf posierten sie, die Arme um die Schultern des Nebenmanns geschlungen, grinsend für die Kamera, während sich hinter ihnen ein Berg Leichen auftürmte.

Saul sank auf einen wackligen Stuhl neben dem Tisch nieder. Er griff nach Erikas Hand und drückte sie.

»Was hat mein Vater hier unten nur gemacht?« stieß sie atemlos hervor. »Davon hat er mir nie etwas erzählt. Ich wußte nicht das geringste von seiner Obsession... Das kann doch nicht plötzlich gekommen sein. Er muß diesen Raum schon die ganze Zeit gehabt haben.«

»Wahnsinn gegen Wahnsinn.« Saul ließ seine Blicke durch den Raum wandern. Er war vollgestellt mit Stapeln von Kartons. Wie von einem unsichtbaren Magnet angezogen, trat Saul darauf zu und öffnete einen Karton.

Er enthielt unzählige Dokumente – zum Teil Originale, zum Teil Durchschriften oder Kopien. Stockfleckige gelbe Seiten

wechselten sich mit makellos sauberen weißen ab. Die Dokumente waren in den unterschiedlichsten Sprachen abgefaßt – Englisch, Französisch, Deutsch, Hebräisch. Saul sprach ganz passabel Deutsch und Französisch, Erika fließend Hebräisch.

Bei den Dokumenten handelte es sich um die Unterlagen deutscher KZ-Kommandanten. Listen von SS-Offizieren und jüdischen KZ-Insassen. Militärische Dossiers. Verzeichnisse über die Anzahl der vergasten Opfer mit genauer Angabe des jeweiligen Tages. Listen der vergleichsweise wenigen Juden, welche die Konzentrationslager überlebt hatten, und Aufstellungen der nicht minder wenigen Nazis, die nach Kriegsende für ihre Greueltaten bestraft worden waren.

Sauls Augen schmerzten vom Entziffern verblichener Schreibmaschinenseiten und schwer lesbarer Handschriften. Er wandte sich Erika zu. »Ich habe deinen Vater nur einmal gesehen. Ich hatte also keine Gelegenheit, ihn näher kennenzulernen. War er denn mal in einem Lager?«

»Mein Vater und meine Mutter haben fast nie über die Zeit während des Krieges gesprochen. Nur als ich ganz klein war, hörte ich sie einmal darüber reden. Da ich damals nicht verstand, wovon sie sprachen, bestürmte ich sie mit Fragen. Aber sie erzählten mir nur ganz allgemein von den Judenverfolgungen und vom Krieg, nie von ihren persönlichen Erlebnissen. Sie waren beide im jüdischen Getto von Warschau, als dort der Aufstand ausbrach.«

Sauls Gesicht verzerrte sich schmerzlich. 1943 war das Warschauer Getto von SS-Truppen eingekreist worden. Kein Jude durfte das Getto verlassen. Gleichzeitig wurden täglich Tausende von Gettobewohnern in die Vernichtungslager abtransportiert, so daß sich die jüdische Bevölkerung des Gettos von 380 000 auf 70 000 Bewohner reduzierte. Die Übriggebliebenen revoltierten gegen die Nazis. In einer vierwöchigen Vergeltungsaktion schlugen die Nazis den

Aufstand mit aller Härte nieder und machten das Getto dem Erdboden gleich. Von den jüdischen Überlebenden wurden siebentausend auf der Stelle exekutiert. Siebenundzwanzigtausend weitere wurden in die Arbeitslager deportiert.

»Mein Vater und meine Mutter gehörten zu einer Gruppe, die von den Nazis nach Treblinka geschickt wurde.«

Saul erschauerte. Treblinka war kein Arbeitslager gewesen, sondern eines der gefürchteten Vernichtungslager. Die dort eingelieferten Juden waren eine Stunde nach ihrer Ankunft tot.

»Aber wie haben dein Vater und deine Mutter überlebt?«

»Sie waren jung und stark. Sie erklärten sich bereit, die Arbeiten auszuführen, für die sich die SS nicht hergeben wollte. Sie mußten die Leichen aus den Gaskammern entfernen und sie verbrennen. Das war auch der Grund, weshalb meine Eltern nicht über den Krieg sprachen. Sie hatten auf Kosten anderer Juden überlebt.«

»*Aber sie hatten doch gar keine andere Wahl.* Solange sie nicht mit den Nazis kollaborierten und sich nicht an den Morden beteiligten, mußten sie doch unter allen Umständen ums Überleben kämpfen.«

»Das erste und einzige Mal, als mein Vater mit mir über diese Erlebnisse sprach, sagte er, daß er sein damaliges Verhalten zwar rational vor sich rechtfertigen könne, aber nicht im tiefsten Innern seiner Seele. Ich glaube, daß das auch der Grund war, weshalb er in den Mossad eingetreten ist und sein ganzes Leben in den Dienst des Staates Israel gestellt hat – sozusagen als Wiedergutmachung.«

»Aber selbst indem sie sich bereiterklärten, die Leichen wegzuschaffen, konnten deine Eltern sich doch nur einen kurzen Aufschub verschaffen. Bekanntlich bekamen die Arbeitskräfte in den Vernichtungslagern doch fast nichts zu essen. Irgendwann wären deine Eltern also zu schwach zum Arbeiten gewesen. Die SS hätte sie getötet und andere Juden gezwungen, die Leichen wegzuschaffen.«

»Vergiß nicht, in welchem Lager sie waren«, sagte Erika.
»In Treblinka.«

Plötzlich verstand Saul, worauf Erika anspielte. Die Häftlinge von Treblinka hatten gegen ihre Bewacher revoltiert. Mit Schaufeln und Knüppeln bewaffnet, hatten mehr als fünfzig Häftlinge ihre Bewacher überwältigen und entfliehen können.

»Deine Eltern waren an dieser Revolte beteiligt?«

»Ja, erst in Warschau, dann in Treblinka.« Erika lächelte schwach. »Eines muß man ihnen lassen: Sie ließen sich nicht unterkriegen.«

Saul spürte, mit welchem Stolz sie das erfüllte. Er sah sie voller Verständnis an und drückte ihr die Hand. Dann ließ er seine Blicke weiter über die Fotos an der Wand gleiten.

»Dieses Thema hat ihn sein Leben lang nicht mehr losgelassen. Und du hast nicht das geringste davon gewußt.«

»Auch sonst hat niemand etwas davon geahnt. Er hätte sicher nicht beim Mossad bleiben können, wenn man dort von seiner zwanghaften Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gewußt hätte. Von Fanatikern hält man dort nicht viel.« Plötzlich schien ihr ein beunruhigender Gedanke zu kommen.

»Was hast du denn?«

»Meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben. Damals hat mein Vater sich pensionieren lassen und ist von Israel weg hierher gezogen, um sich in aller Stille diesen Raum einzurichten.«

»Willst du damit sagen, daß deine Mutter es gewesen war, die bis dahin einen stabilisierenden Einfluß auf ihn ausgeübt hatte?«

»Ja, sie hatte ihm wohl geholfen, seine Manie einzudämmen. Doch als sie dann starb...«

»Konnte sich sein Wahn ungestört Geltung verschaffen.« Saul glaubte plötzlich unzählige Gespenster um sich zu spüren.
»In seinem Innern muß es fürchterlich aussehen.«

»Falls er noch am Leben ist.«

»Dieser Raum... haben wir damit den Grund für sein Verschwinden entdeckt?«

»Und falls dem so sein sollte«, entgegnete Erika. »Wurde er entführt, oder ist er aus freien Stücken untergetaucht?«

»Wovor sollte er die Flucht ergriffen haben?«

»Vor seiner Vergangenheit.«

Erikas Miene verdüsterte sich, doch Sauls waren die fürchterlichen Worte bereits über die Lippen gekommen. »Du glaubst doch nicht etwa an einen – Selbstmord?«

»Wenn jemand noch vor einer Stunde diese Möglichkeit in Betracht gezogen hätte, hätte ich das für vollkommen ausgeschlossen gehalten. Aber jetzt bin ich mir dessen keineswegs mehr so sicher. Dieser Raum... Seine Schuldgefühle müssen unerträglich gewesen sein.«

»Oder sein Haß gegen jene, denen er diese Schuldgefühle zu verdanken hatte.«

Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch, das Sauls Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er griff danach. Sein Titel lautete: *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*. Der Verfasser des 1966 erschienenen Buches war Heinz Höhne. Auf einer der beiden aufgeschlagenen Seiten war eine längere Passage unterstrichen:

Die eigentliche Sensation, das wahrhaft Entsetzliche der Judenvernichtung lag darin, daß Tausende biederer Familienväter dem öffentlichen Geschäft des Mordens nachgingen und sich gleichsam am Feierabend in dem Gefühl streckten, gesetzestreue, ordentliche Bürger zu sein, denen es nicht einfallen würde, einen Schritt vom Pfad privater Tugend abzuweichen. Der Sadismus war nur ein Aspekt der Massenvernichtung und nicht einmal ein von der SS-Führung gewünschter. Im Gegenteil, Himmler beherrschte die fixe Idee, die Massenvernichtung müsse sachlich-sauber verwirklicht werden, der SS-Mann habe im staatlich befohlenen Mord

›anständig‹ zu bleiben.*

»Anständig?« murmelte Saul fassungslos.

An den Rand der Passage waren mit Kugelschreiber zwei Gruppen von hebräischen Wörtern gekritzelt.

»Das ist die Handschrift meines Vaters«, erklärte Erika.

»Du bist doch die Expertin für Hebräisch. Was heißt das?«

»Es handelt sich dabei um Zitate – aus Joseph Conrads *Herz der Finsternis*, glaube ich. Das erste Zitat lautet: ›Das Grauen, das Grauen.««

»Und das zweite?«

Sie zögerte.

»Was hast du denn?«

Sie gab keine Antwort.

»Kannst du es denn nicht übersetzen?«

»Nein, das ist nicht das Problem.«

»Was dann?«

»Das zweite Zitat ist ebenfalls aus *Herz der Finsternis*...

›Vernichtet die Bestien.««

5

Nachdem sie sich in dem Kellerraum eine Stunde lang gründlich umgesehen hatten, konnten sie die bedrückende Atmosphäre nicht mehr länger ertragen. Saul mußte den Keller verlassen.

Erika verschloß einen Karton mit Dokumenten. »Wie hat mein Vater es nur ausgehalten, immer wieder nach hier unten zu kommen, um neue Fotos an die Wand zu heften und diese Akten durchzusehen? Die ständige Beschäftigung mit diesen Dingen kann doch nicht ohne eine gewisse Wirkung auf ihn

* Zitat aus Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf – Die Geschichte der SS*, Verlag Der Spiegel, Hamburg 1966, bzw. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1967, S. 351.

geblieben sein.«

»Trotzdem haben wir noch keine Beweise gefunden, daß er Selbstmord begangen hat.«

»Ebensowenig haben wir einen Beweis gefunden, daß er es nicht getan hat«, entgegnete Erika leise.

Sie löschten die Lampe und stiegen die Treppe hinauf. Plötzlich fiel Saul noch etwas ein. Auf der dunklen Treppe packte er Erika an der Schulter.

»Es gibt einen Ort, an dem wir noch nicht nachgesehen haben.«

Er führte sie die Treppe wieder hinunter und leuchtete mit der Taschenlampe über den Betonboden.

»Was hast du vor?«

»Misha wollte uns doch nicht sagen, was wir hier unten finden würden. Er wollte, daß wir ohne feste Erwartungen an die Sache herangingen. Trotzdem hat er uns unabsichtlich etwas über diesen Raum gesagt. Während des Kriegs hat der Doktor hier unten seine kranken jüdischen Patienten versteckt – und ihre Unterlagen.«

»Das hat er gesagt, aber was soll das...?« Erika brach mitten in ihrer Frage ab. »Ach so.«

»Ja, ach so. Der Doktor hatte die Unterlagen im Kellerboden versteckt, hat Misha gesagt. Irgendwo muß es eine Falltür geben.«

Saul suchte weiter mit der Taschenlampe den Fußboden ab. In einer Ecke stieß er schließlich hinter einem Stapel Kartons auf eine Stelle, deren Staubschicht etwas verändert aussah.

Er ertastete mit seinen Fingern eine Vertiefung im Boden und hob ein Stück Beton heraus.

Darunter tat sich ein kleines Fach auf, das nur ein verstaubtes Notizbuch enthielt.

Im Schein der Taschenlampe schlug Saul es auf. Obwohl die Eintragungen in hebräischer Schrift gemacht waren, konnte Saul doch unschwer erkennen, daß es sich dabei um eine Liste

handelte.

Von Namen.

Insgesamt zehn.

Alle jüdisch.

6

Es regnete noch immer. Christopher schlief auf dem Sofa. Misha saß neben ihm und starrte auf die offene Schlafzimmertür.

Als Saul in ihr erschien, fuchtelte er energisch mit dem Notizbuch durch die Luft.

»Haben Sie es also gefunden«, sagte Misha.

Erika kam Saul hinterher. »Fast hätten wir es übersehen«, stieß sie aufgebracht hervor. »Soll das heißen, daß du gar nicht wolltest, daß wir es finden sollten?«

»Jedenfalls war ich mir in diesem Punkt nicht ganz sicher.«

»Ob wir es finden sollten – oder nicht?«

»Ist das denn jetzt noch so wichtig, nachdem ihr es gefunden habt?«

»Ich muß gestehen, daß an diesem Punkt mein uneingeschränktes Vertrauen in dich zum erstenmal etwas ins Wanken gerät.«

»Wenn du es nicht entdeckt und trotzdem weiter darauf bestanden hättest, nach deinem Vater zu suchen«, erwiderte Misha, »hätte ich dir wahrscheinlich nichts davon erzählt.«

Christopher wälzte sich im Schlaf herum.

»Versuche das Ganze doch auch mal aus meiner Sicht zu betrachten«, fuhr Misha fort. »Woher sollte ich wissen, daß du in der Wüste nicht doch etwas von deinen alten Fähigkeiten eingeübt hast?«

»Dann solltest du es vielleicht am besten selbst mal ausprobieren«, entgegnete Erika.

»Ich bin allergisch gegen Sand.«

»Und auch dagegen, die Wahrheit zu sagen?«

»Ich habe dich nicht belogen. Ich habe dich lediglich getestet.«

»Freunde sollten es eigentlich nicht nötig haben, sich gegenseitig auf die Probe zu stellen.«

»Aber auf Profis trifft das sehr wohl zu. Und falls du das nicht begreifen solltest, hat dir das Leben in der Wüste doch geschadet.«

»Na schön. Wir haben es also gefunden.« Sauls Finger schlossen sich fester um das Notizbuch. »Jetzt erzählen Sie uns den Rest. Was hat diese Liste von Namen zu bedeuten?«

»Das sind nicht die Namen der jüdischen Patienten, die Doktor Bund während des Krieges hier versteckt hielt«, erklärte Erika. »Das Notizbuch ist zwar ziemlich verstaubt, aber das Papier ist noch neu. Unter den Namen befindet sich auch der meines Vaters. Die Handschrift ist jedoch nicht die seine.«

»Ganz richtig. Das Notizbuch gehört mir.«

»Was haben die Namen auf der Liste mit dem zu tun, was meinem Vater zugestoßen ist?«

»Keine Ahnung.«

»Das glaube ich nicht. Du hättest die Liste sicher nicht aufgestellt, wenn kein Zusammenhang zwischen den einzelnen Namen bestünde.«

»Ich habe nie behauptet, es bestünde kein Zusammenhang. Wir wissen genauestens Bescheid über die Vergangenheit, die Adressen, die Gewohnheiten und die früheren Berufe dieser Männer.«

»Die früheren Berufe?«

»*Alle diese Männer sind ehemalige Mossad-Angehörige, die inzwischen pensioniert sind.* Du hast mich jedoch gefragt, in welchem Zusammenhang sie mit dem Verschwinden deines Vaters stehen, und auf diese Frage habe ich bedauerlicherweise nach wie vor keine Antwort.«

»Behaupten sie, meinen Vater nicht zu kennen? Beantworten

sie deine Fragen nicht? Oder worin liegt das Problem?«

»Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, sie irgend etwas zu fragen.«

»Jetzt fängst du schon wieder mit deinen lächerlichen Ausflüchten an«, fuhr Erika auf.

»Keineswegs. Diesen Männern sind zwei Dinge gemeinsam. Sie haben die Vernichtungslager der Nazis überlebt...«

»Und?«

»Sie sind alle spurlos verschwunden.«

Militante Kirche

1

Trotz der zunehmenden Wüstenhitze war Drews und Arlenes neue Entschlossenheit stärker als ihre Erschöpfung. Rasch stapften die beiden auf die Reifenspuren im Sand am hinteren Ende des Passes zu.

Nach dem Kampf mit den zwei Arabern hatten sie die Plane aus Arlenes Rucksack geholt und zwischen zwei Felsen aufgespannt, um, so vor der Sonne geschützt, etwas Wasser zu trinken und die Datteln und Feigen zu essen, welche die beiden Killer bei sich gehabt hatten. Allerdings reichten diese Lebensmittelvorräte nicht aus, um sich damit noch länger bei Kräften halten zu können.

»Eigenartig, daß sie nicht mehr Wasser bei sich hatten«, hatte Drew nachdenklich bemerkt. »Ich habe überall gesucht. Aber das war ihr gesamter Wasservorrat.« Er hielt zwei Feldflaschen hoch und schüttelte sie. In beiden plätscherte nur noch ein spärlicher Rest Wasser. »Das hätte auf keinen Fall gereicht, um zu Fuß ins Dorf zurückzukommen.«

In plötzlichem Begreifen sprangen beide gleichzeitig auf, ohne der gnadenlos auf sie niederbrennenden Sonne Beachtung zu schenken. Am Ende des Passes schwenkten sie nach rechts und folgten den Spuren im Sand, bis sie einen hinter einer Felsgruppe verborgenen Jeep entdeckten.

»Die beiden waren mit Sicherheit Fremde«, bemerkte Drew. »Im Dorf hat niemand einen Jeep – und schon gar nicht einen neuen. Er hat sogar eine Klimaanlage. Diese Burschen waren wohl ziemlich verwöhnt.«

»Da wäre nur ein kleines Problem«, sagte Arlene, als sie ihren Kopf durch das offene Fenster des Jeeps steckte.

»Und das wäre?«

»Der Schlüssel steckt nicht.«

»Aber wir haben doch beide Leichen sorgfältig durchsucht, ohne einen Zündschlüssel zu finden.«

»Demnach müssen sie ihn irgendwo im Wagen versteckt haben.«

Fünfzehn Minuten später hatten sie den Zündschlüssel noch immer nicht gefunden.

»In diesem Fall...«, Drew stieg ein.

»Was hast du vor?« fragte Arlene.

»Ich warte.«

»Worauf?«

»Daß du die Zündung kurzschließt.«

Arlene lachte und bückte sich unter das Armaturenbrett.

Nachdem sie den Wagen schließlich zum Laufen gebracht hatten und durch die Wüste davonholperten, verfiel Drew in Schweigen. Ihm brannten unzählige Fragen auf der Zunge. Er würde mit dem Pater sprechen müssen, auch wenn er dazu keine Lust hatte.

2

Kairo. Am nächsten Nachmittag. Arlene saß auf dem Bett ihres im europäischen Stil eingerichteten Hotelzimmers und lauschte dem Rauschen aus dem Badezimmer, wo Drew eine Dusche nahm. Ihre Aufmerksamkeit galt jedoch dem Telefon.

Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Als der Pater sich in Kairo mit ihr in Verbindung gesetzt hatte, um sie zu veranlassen, nach Drew zu suchen, hatte er ihr eine Telefonnummer genannt, unter der sie ihn anrufen sollte, sobald sie mit Drew aus der Wüste zurück sei. Damals war sie so froh darüber gewesen, daß jemand ihr sagte, wo Drew sich aufhielt, daß sie bereitwillig auf die Bedingungen des Paters eingegangen war. Doch nun, nachdem Drew und sie wieder vereint waren, zögerte sie. Ganz gleich, was die Bruderschaft von Drew

wollte – sie würden ihn gewiß nicht von jeder Schuld freisprechen. Im Gegenteil – vor die Bruderschaft zitiert zu werden, konnte nichts Gutes bedeuten. Sie hatte Drew schon einmal verloren, als er ins Kloster gegangen war. Sie hatte ihn neuerlich verloren, als er sich in die Wüste zurückzog. Und sie war nicht gewillt, ihn ein drittes Mal zu verlieren.

Wenn die Strafe der Bruderschaft für Drews Ungehorsam darin bestand, Drew zu töten, nachdem sie ihn bisher verschont hatten? Und wenn die Bruderschaft sie selbst, Arlene, anstatt sie zu töten am Leben ließ, damit sie ihr ganzes Leben lang Drews Tod würde betrauern müssen?

Sie entschied sich schließlich dafür, unter der angegebenen Nummer anzurufen. Doch ihre Hand war plötzlich von einer bleiernen Schwere, die es ihr unmöglich machte, sie nach dem Telefon neben dem Bett auszustrecken.

Im Bad verstummte das Rauschen der Dusche. Die Tür ging auf, und Drew kam herein. Er triefte vor Nässe und rieb sich mit einem weichen Frotteetuch trocken. Arlene mußte grinsen. Nach seinen sechs Jahren im Kloster und seinem mönchischen Keuschheitsgelübde war die Sexualität für Drew eine nicht ganz unproblematische Angelegenheit. Aber so etwas wie Scham kannte er dennoch nicht.

Drew grinste, während er sich abtrocknete. »Einmal im Jahr muß so eine Dusche einfach sein – ob ich sie nun nötig habe oder nicht.«

Arlene strich sich durch ihr noch feuchtes Haar. »Ich weiß. Ich fühle mich, als wäre ich um eine Tonne Sand erleichtert.«

Mit ihrem ägyptischen Geld hatte Drew Shampoo, Rasierschaum, eine Schere und einen Rasierapparat gekauft. Er war nun glatt rasiert und hatte sich auch das Haar geschnitten. Sein schmales Gesicht wirkte noch eingefallener, aber durchaus anziehend.

Er legte das Badetuch beiseite. »Ich hatte eine Menge Zeit, um nachzudenken«, erklärte er. »Wenn ich mir's genau

überlege – sogar zu viel Zeit.«

»Worüber... ?«

»Manche Gesetze sind von Gott geschaffen, andere haben sich Menschen ausgedacht.«

Arlene lachte. »Wovon redest du eigentlich?«

»Von meinem Keuschheitsgelübde. Wenn Gott Adam und Eva keinen Sex zugestanden hätte, wäre er wohl kaum auf die Idee gekommen, Mann und Frau zu erschaffen.«

»Willst du mir damit sagen, daß Sex etwas vollkommen Natürliches ist? Das wußte ich eigentlich schon.«

»Aber ich war mir diesbezüglich keineswegs so ganz im klaren, wie dir vermutlich nicht entgangen ist.«

»Das habe ich allerdings gemerkt.«

»Deshalb habe ich beschlossen...«

»Ja?«

»Wenn du nichts dagegen hast...«

»Ja?«

»Der Natur gegenüber den von Menschen gemachten Gesetzen den Vorzug zu geben...«

»Ja?«

»Also würde ich furchtbar gern mit dir ins Bett gehen.«

»Drew...«

Nun war er an der Reihe zu fragen: »Ja?«

»Komm her.«

3

Der Nachmittag neigte sich bereits dem Abend entgegen. Sie hatten die Vorhänge zugezogen und lagen in der schattigen Kühle ihres Hotelzimmers auf dem Bett, auf dem sie sich gerade geliebt hatten. Nackt aneinandergeschmiegt und die Nähe des anderen genießend, sprachen sie eine Weile erst einmal nichts. Aber dann schlichen sich allmählich wieder

Gedanken ein.

»Ich mache mir wegen des Paters Sorgen«, brach Drew schließlich das Schweigen.

»Ich weiß. Auch mir wäre es lieber, wenn wir uns nicht mit ihm treffen müßten.«

»Davon wird das Problem auch nicht aus der Welt geschafft.«

Nachdenklich griff Drew nach seinen Kleidern.

»Da ist etwas, das ich gerne wissen würde«, sagte Arlene.

Drew hielt im Zuknöpfen seines Hemds inne. »Was denn?«

»Als du das Kloster verlassen mußtest, hast du mich mit Fragen überschüttet. Du wolltest wissen, welche Veränderungen es während der sechs Jahre deines Mönchdaseins gegeben hatte, wer gerade Präsident wäre und wie die weltpolitische Entwicklung weiterverlaufen sei. Aber diesmal, nach einem Jahr in der Wüste, hast du mich noch absolut nichts gefragt.«

Drews Kiefermuskulatur trat deutlich hervor. »Das ist richtig. Der Grund hierfür ist ganz einfach. Mir hat leider nicht gefallen, was ich zu hören bekam.«

»Warum verständigen wir dann den Pater? Warum tauchen wir nicht einfach unter und ziehen uns zurück – gemeinsam?«

»Weil ich nicht mehr länger an ein Untertauchen glauben kann. Und da ich auch nicht einfach ›aussteigen‹ kann, will ich diese Angelegenheit endlich ein für allemal klären, damit ich mir nicht ständig wegen der Bruderschaft Gedanken zu machen brauche. Ich will nicht, daß noch irgend jemand jemals in irgendeiner Weise in unser Leben hineinpfuscht. Damit muß nun endlich Schluß sein!«

Kairo war ein Konglomerat aus Hitze, Lärm, Menschenmassen und Verkehrsstauungen. Der Duft arabischen Essens und exotischer Gewürze kämpfte hartnäckig gegen die Auspuffgase der Autos an. Die komplizierten Richtungsangaben, die ihnen telefonisch durchgegeben worden waren, führten Drew und Arlene durch ein Labyrinth enger Gassen. Schließlich blieben sie vor dem Eingang eines Restaurants stehen, dessen arabischer Name ›Das Nadelöhr‹ bedeutete. Drew warf nach beiden Seiten einen raschen Blick die Straße hinunter, ohne dabei etwas Verdächtiges zu bemerken. Das allein bedeutete selbstverständlich noch nicht, daß sie nicht beschattet wurden. Ein guter Beschatter hätte sich nicht so leicht verraten. Andererseits hatten sie bisher noch keinerlei Anzeichen entdeckt, daß sie beobachtet wurden, wobei bereits diesem Gedanken etwas Tröstliches anhaftete.

Sie betraten das dunkle Restaurant. Abgesehen von dem schummrigen Zwielflicht galten Drews erste Sinneseindrücke den Gerüchen. Beißender Tabakqualm. Intensives Kaffearoma. Und dann wurde sein Tastsinn angesprochen – von dem abgewetzten Steinfußboden unter seinen dünnen Sohlen. Doch schon bald hatten sich seine Augen an das Halbdunkel im Innern des Lokals gewöhnt – hölzerne Tische und Stühle, keine Tischdecken, dafür zahlreiche arabische Teppiche an den Wänden, und an der Rückwand eine verspiegelte Bar mit unzähligen Flaschen und blankpolierten Messingbehältern. Die Tische entlang der Seitenwände waren durch kunstvoll geschnitzte Trennwände aus Holz voneinander abgeteilt. Bis auf einen Kellner mit weißer Schürze und zwei Männer in dunklen Anzügen und roten Fezen, die an einem Tisch in der linken hinteren Ecke saßen, war das Lokal leer.

Drew und Arlene setzten sich an einen Tisch auf der rechten Seite. Er war etwa gleich weit vom Eingang und einer Tür

entfernt, von der Drew annahm, daß sie durch die Küche auf den Hinterhof führte. Sie nahmen beide mit dem Rücken zur Wand Platz.

»Wann wollte er sich mit uns treffen?« fragte Drew.

»Dazu hat er sich nicht näher geäußert. Er hat nur gesagt, daß er vor Sonnenuntergang hier auftauchen würde.«

Nervös trommelte Drew mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. »Möchtest du einen Kaffee?«

»Einen *ägyptischen*? Das Zeug ist so stark, daß du dir besser gleich mit einer Kugel das Hirn aus dem Kopf pustest.«

Drew wollte eben lachen, als er hinter einer hölzernen Trennwand zu seiner Linken das Scharren eines Stuhls hörte. Ein Mann in einem weißen Anzug trat dahinter hervor und blieb an ihrem Tisch stehen.

Er war kräftig gebaut und hatte in seinem dunkelhäutigen Gesicht einen buschigen schwarzen Schnurrbart, der sein Lächeln besonders betonte; es brachte sowohl Freude wie Sympathie zum Ausdruck. »Miß Hardesty, ich habe eben mit Ihnen telefoniert.«

»Sie sind nicht der Geistliche, der mich in New York aufgesucht hat«, entgegnete Arlene.

Drew machte sich darauf gefaßt, jeden Moment aufzuspringen.

»Selbstverständlich nicht«, erwiderte der Mann freundlich. »Der Geistliche, mit dem Sie damals gesprochen haben – er heißt übrigens Pater Viktor –, wurde wegen eines dringenden Auftrags abberufen.« Der Mann lächelte weiter. »Mein Name ist Pater Sebastian. Ich hoffe, diese persönliche Veränderung wird Sie nicht allzu sehr stören. Sicher werden Sie von mir erwarten, daß ich mich ausweise.«

Der Mann streckte seine rechte Hand aus, so daß Drew und Arlene den Ring an seinem Mittelfinger sehen konnten.

Der Stein, ein großer Rubin von makelloser Reinheit, funkelte selbst im Halbdunkel des Lokals. Der Ring selbst war

aus hochkarätigem Gold. In den Rubin waren ein sich überkreuzendes Schwert und ein Kreuz eingraviert. Religion und Gewalt. Das Wappen der Bruderschaft vom Stein. Drew erschauerte.

»Ich sehe, Sie kennen dieses Zeichen.« Pater Sebastian lächelte noch immer.

»Einen Ring kann *jeder* tragen.«

»Nicht diesen Ring.«

»Kann schon sein«, entgegnete Drew. »Der Herr sei mit euch.«

Pater Sebastians Lächeln verflog. »Aha.«

»Ganz richtig.« Drews Tonfall wurde barsch. »Das Kennwort. Führen Sie es schon zu Ende. Der Gruß der Bruderschaft lautet: ›Der Herr sei mit euch.. .‹«

»... und mit deinem Geiste.«

»Und wie geht es weiter?«

»*Deo gratias*. Sind Sie nun zufrieden?«

»Das ist erst der Anfang. *Dominus vobiscum*.«

»*Et cum spiritu tuo*.«

»*Hoc est enim*...«

»... *corpus meum*.«

»*Pater Noster*...«

»... *c/ui est in coeli*.« (? ? ?)

»Was redet ihr da eigentlich?« fiel ihnen Arlene ins Wort.

»Wir gehen die Responsorien der lateinischen Messe durch«, erklärte ihr Drew. »Die Bruderschaft ist sehr konservativ. Sie hat sich in den sechziger Jahren heftig gegen die Abschaffung der lateinischen Liturgie gewehrt.« Drew wandte sich wieder dem dunkelhäutigen, ägyptisch aussehenden Mann mit dem Ring am Finger zu, der behauptete, Pater Sebastian zu heißen. »Sie dürften etwas jünger sein als ich. Dreißig vielleicht? Demzufolge haben Sie wohl schon einige Zeit an keiner lateinischen Messe mehr teilgenommen und können sich folglich auch kaum mehr an den lateinischen Meßtext erinnern

– es sei denn, Sie gehören der Bruderschaft an. Wer hat die Bruderschaft gegründet?«

»Pater Jerome.«

»Wann?«

»Während des Dritten Kreuzzugs. Elfhundertzweiundneunzig.«

»Wie lautete sein wirklicher Name?«

»Hassan ibn al-Sabbah. Zufällig trug der arabische Begründer des Terrorismus, der hundert Jahre später gelebt hat, denselben Namen. Obwohl Pater Jerome Mönch war, wurde er von den Kreuzrittern als Rächer – heute würden wir sagen als Killer in ihre Dienste genommen; da er Araber war, konnte er sich ungehindert unter den Heiden bewegen. Aber im Gegensatz zum arabischen Terror war Pater Jeromes Terror ein *heiliger* Terror.« Pater Sebastian hob die Schultern. »Und so haben wir seit dieser Zeit getan, was nötig war, um die Kirche vor ihren Feinden zu schützen. Sind Sie nun endlich zufrieden?«

Drew nickte.

Der Pater setzte sich zu ihnen an den Tisch. »Wie wäre es, wenn Sie sich nun ausweisen würden?«

»Sie hatten genügend Zeit, mich durch die Trennwand ausgiebig zu beobachten. Sie haben sicher ein Foto von mir.«

»Die plastische Chirurgie vermag heutzutage wahre Wunder zu wirken.«

»Ihr Ring enthält eine Kapsel mit Gift. Ihr Kloster liegt an der französischen Küste des Ärmelkanals in einem Gebiet, das während des Dritten Kreuzzugs von Frankreich und England erbittert umkämpft wurde. Davon kann nur jemand wissen, an den die Bruderschaft herangetreten ist, um ihn für ihre Reihen zu rekrutieren.«

»Das ist richtig. Die Bruderschaft ist bereits einmal an Sie herangetreten. Und nun treten wir wieder an Sie heran.«

Drew verspürte plötzlich heftigen Überdruß. Nun begann

alles wieder von neuem. Es gab kein Entrinnen. Seine Stimme zitterte. »Was wollen Sie? Weshalb haben Sie mich ein Jahr lang in der Wüste verbringen lassen, obwohl Sie wußten, wo ich mich verborgen hielt?«

»Sie mußten Ihre Sünden büßen. Um Ihres Seelenheils willen. Um sich zu läutern. Wir haben Sie sozusagen in der Hitze auf Eis gelegt. Zwar haben Sie sich geweigert, sich uns anzuschließen, aber schließlich haben wir doch eine Möglichkeit gefunden, Sie dazu zu bewegen, uns zu helfen.«

»Ihnen zu helfen?«

»Ja. Sie sollen jemanden für uns finden.«

»Wen?«

»Einen Geistlichen.«

In diesem Moment flog das Lokal um sie herum in die Luft.

5

Die Druckwelle traf Drew eine Tausendstelsekunde, bevor er den Knall der Explosion hörte. Um ihn herum wurde plötzlich alles blendend hell und im nächsten Augenblick undurchdringlich schwarz. Er wurde rückwärts gegen die Wand geschleudert. Sein Hinterkopf schlug gegen harten Stein. Gleichzeitig schnellte er wieder nach vorn auf den Tisch zu, der unter seinem Gewicht und der Wucht der Explosion zusammenkrachte. Er wurde bäuchlings zu Boden geschleudert, daß ihm von der Wucht des Aufpralls die Luft aus den Lungen wich. Als er sich unter heftigen Schmerzen zusammenkrümmte, stand das Lokal bereits lichterloh in Flammen.

Die Bombe mußte in der inzwischen nicht mehr vorhandenen Bar verborgen gewesen sein. Der Kellner und die zwei Männer, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe befunden hatten, waren nicht einmal mehr in der Lage gewesen zu schreien;

vermutlich waren sie von der Detonation in Stücke gerissen worden. Aber all dies wurde Drew erst später bewußt.

Er hörte dennoch Schreie. Nicht seine eigenen. Die einer Frau. Arlene war in Gefahr. Drew hatte nur einen einzigen Gedanken. Er mußte sie retten. Entschlossen kroch er auf die lodernden Flammen zu.

Der dichte Qualm ließ ihn heftig würgend nach Atem ringen. Und während er weiter auf Arlenes verzweifelte Schreie zuzukriechen versuchte, spürte er, wie ihn plötzlich jemand von hinten packte. Er setzte sich verzweifelt zur Wehr, konnte jedoch nicht verhindern, daß er hochgehoben und aus dem Lokal gezerrt wurde. Draußen in der engen, stickig heißen Gasse, umringt von einer dichten Schar Schaulustiger, konnte er Arlenes Schreie nicht mehr hören. Er unternahm einen letzten verzweifelten Versuch, sich aus den Armen zu befreien, die sich von hinten um seine Brust schlangen und ihn daran hinderten, sich in die brennenden Trümmer des Lokals zu stürzen.

Schließlich brach er unter der verzweifelten Anstrengung zusammen. Alles um ihn herum drehte sich. Und als er dann benommen vom Boden hochstarrte, dachte er erst, er hätte eine Halluzination. Denn das Gesicht, das sich nun über ihn beugte, war das von... Arlene.

6

»Ich hatte solche Angst, dir wäre etwas zugestoßen.« »Mir ging es genauso«, erwiderte Arlene. Er drückte ihre Hand.

Sie saßen in einem von hohen Mauern umgebenen Innenhof mit sandigem Boden auf zwei Metallstühlen. Obwohl die steinernen Mauern das Brodeln der Großstadt Kairo nicht ganz abzuhalten vermochten, herrschte an diesem Ort die Stille eines christlichen Gotteshauses. In einer vorwiegend islamischen

Stadt wie Kairo standen die gedrunghenen Kuppeln der griechisch-orthodoxen Kirche in unauffälligem Kontrast zu den schlanken Minaretts der allgegenwärtigen Moscheen.

Es war früh am Morgen des Tages nach der Explosion. Eine Hälfte des Hofes lag in tiefem Schatten. Die Hitze war noch erträglich.

»Als das Feuer ausbrach, habe ich dich schreien gehört.« Drew drückte weiter Arlenes Hand.

»Ja, das stimmt. Ich habe geschrien – deinen Namen.«

»Aber du klangst so weit weg.«

»Ich habe sogar für mich selbst weit weg geklungen. Nach dieser Explosion habe ich überhaupt nichts gehört, das nicht unendlich weit weg klang. Selbst mein eigener Atem schien von fernher zu kommen. Ich wußte lediglich, daß meine Bewegungsfähigkeit weniger eingeschränkt war als die deine. Und wir mußten beide aus diesem Flammeninferno entkommen.«

Drew lachte, so daß seine Rippen heftig schmerzten. Aber das war ihm im Moment egal. Es war ein wundervolles Gefühl zu wissen, daß Arlene am Leben war. »Wie sind wir entkommen?«

»Pater Sebastian hatte Verstärkung dabei.«

»Das nenne ich professionelles Vorgehen.«

»Sie haben uns weggeschafft, bevor die Polizei eintraf«, fuhr Arlene fort. »Ich kann mich zwar kaum mehr an etwas erinnern, nachdem wir nach draußen gebracht worden waren, aber ich weiß zumindest noch, daß wir beide durch die Menge getragen und auf die Ladefläche eines Lkw gehoben wurden. Und dann kann ich mich nur noch erinnern, daß ich schließlich in einem Zimmer im Pfarrhaus der Kirche wieder zu mir kam.«

»Wo ist Pater Sebastian?«

»Näher, als Sie denken.«

Die Stimme ließ Drew herumfahren. Pater Sebastian stand in der offenen Tür. In seinem schwarzen Priesteranzug mit dem

weißen Kragen sah er eher wie ein Italiener als wie ein Ägypter aus. Er drückte sich ein Taschentuch an die Nase. Als er aus dem Schatten des Pfarrhauses in den im Sonnenlicht liegenden Teil des Hofes trat, konnte Drew Blutflecken auf dem Taschentuch erkennen.

Der Pater zog sich einen Metallstuhl heran und nahm darauf Platz. »Sie müssen entschuldigen, daß ich mich Ihrer nicht früher angenommen habe, aber ich habe eben noch die Morgenmesse zelebriert.«

»Ich hätte ministrieren und mir von Ihnen die Kommunion geben lassen können«, erwiderte Drew.

»Sie haben noch geschlafen, als ich nach Ihnen gesehen habe. Und angesichts der Umstände glaubte ich Ihren körperlichen Bedürfnissen gegenüber Ihren religiösen den Vorzug geben zu dürfen.«

»Im Augenblick bedürfen vor allem meine psychologischen Bedürfnisse besonderer Bevorzugung.«

»Und die wären?«

»Ich kann es auf den Tod nicht leiden, wenn jemand mich in die Luft zu sprengen versucht. Unter anderen Umständen hätte ich den Vorfall vielleicht einfach damit zu erklären versucht, daß ich zufällig in einen Bombenanschlag von Terroristen geraten war. Zum Beispiel in Israel – oder in Paris oder Rom. Aber in Kairo? So etwas ist hier eigentlich nicht an der Tagesordnung.«

»Das ist inzwischen keineswegs mehr richtig. Während Sie in der Wüste waren, haben sich die Terroristen auch in Kairo breitgemacht.«

»Aber in einem völlig unbedeutenden Restaurant, in einem abgeschiedenen Stadtteil? Welchen politischen Zwecken sollte dieser Anschlag gedient haben? Diese Bombe wurde nicht zufällig in dem Lokal gezündet. Und wir waren keineswegs zufällig dort anwesend, als sie hochging. Dieser Anschlag galt uns.«

»Das ist nun schon das zweite Mal innerhalb von zwei Tagen«, warf Arlene ein.

Pater Sebastian straffte sich.

»Das ist richtig«, nickte Drew. »Das ist schon das *zweite* Mal. Als Arlene und ich die Wüste durchquerten...«

Zusammen mit Arlene erzählte er Pater Sebastian darauf von den zwei arabischen Killern, die ihnen auf der Paßhöhe aufgelauert hatten.

»Glauben Sie nicht, daß es sich dabei eher um zwei Banditen gehandelt haben könnte?« wandte Pater Sebastian sich mit einem fragenden Blick an Arlene. »Sie haben doch auch erzählt, daß Sie bereits auf dem Hinweg von zwei Männern überfallen wurden, die Sie zu vergewaltigen versuchten. Vielleicht handelte es sich bei den anderen beiden Männern um Verwandte der beiden ersten Kerle, die sich an Ihnen rächen wollten...«

»Die ersten beiden waren blutige Amateure«, fiel Arlene dem Pater ins Wort. »Aber die anderen beiden...«

»Wenn uns nicht Gott und eine Viper beigestanden hätten, wären wir jetzt vermutlich nicht mehr am Leben«, erklärte Drew. »Diese Männer waren bestens ausgerüstet. Sie waren eindeutig Profis.«

»Irgend jemand muß gewußt haben, daß ich zu Drew unterwegs war – und das, obwohl ich niemandem von meinem Vorhaben erzählt habe.« Dieser Einwurf kam von Arlene.

»Demnach muß es in Ihrer eigenen Organisation eine undichte Stelle geben«, fiel Drew ein.

Pater Sebastian rieb sich die Stirn.

»Sie wirken keineswegs überrascht. Soll das heißen, Sie hatten bereits einen Verdacht...?«

»Daß ein Mitglied der Bruderschaft gegen diese arbeitet und seine Position in ihr benutzt, um seine eigenen Ziele zu verfolgen?« Pater Sebastian nickte.

»Seit wann...?«

»Wir haben etwa vor einem Jahr zum erstenmal Verdacht geschöpft. Und Gewißheit haben wir seit zwei Monaten. Zu viele unserer Missionen haben ein schlimmes Ende genommen. In zwei Fällen mußten Mitglieder der Bruderschaft mit dem Leben bezahlen. Wären unsere Hilfsteams nicht gewesen, wären die Leichen unserer gefallenen Brüder in die Hände der Behörden gefallen.«

»Und ihre Ringe«, sagte Drew.

»Ja. Und ihre Ringe. Andere Missionen wurden abgeblasen, bevor es zu ähnlichen Katastrophen kommen konnte. Unsere Feinde waren dadurch gewarnt worden, weshalb sie ihre Pläne änderten. Inzwischen ist die Bruderschaft in großer Sorge, daß die ganze Organisation in Gefahr ist.«

Arlenes Augen blitzten verärgert auf. »Das also ist der Grund, weshalb sie mich ausgeschickt haben, Drew zurückzubringen. Sie brauchten einen Agenten von außen, der nicht zur Bruderschaft gehört, aber doch von ihr kontrolliert werden kann.«

Pater Sebastian zuckte mit den Schultern. »Beim Kartenspielen nennt man so etwas, glaube ich, einen Trumpf aus dem Ärmel schütteln. Und wie es scheint«, wandte er sich wieder Drew zu, »haben Sie neben Ihren außerordentlichen Fähigkeiten und Ihrer Erfahrung ganz offensichtlich auch das Glück eines Spielers.«

»Das hatten wir alle«, entgegnete Drew. »Wir haben diesen Anschlag gewiß nicht aufgrund unserer Fähigkeiten überlebt, sondern einzig und allein aufgrund der Tatsache, daß das einzige in Frage kommende Versteck für die Bombe – die Bar im rückwärtigen Teil des Lokals – relativ weit von unserem Tisch entfernt war.«

»Bei dem Anschlag sind zwei Gäste und ein Kellner ums Leben gekommen«, fügte Arlene hinzu. »Wenn Sie uns nicht dorthin bestellt hätten...«

Pater Sebastian seufzte. »Der Tod dieser drei Männer ist

gewiß bedauerlich – aber auch vollkommen unerheblich im Vergleich mit der Notwendigkeit, die Bruderschaft zu schützen.«

»Für mich zählt nur eines«, erklärte Drew. »Ich will am Leben bleiben. Und dann will ich, daß Arlene und ich endlich eine Chance bekommen, uns in Frieden an einen Ort zurückzuziehen, wo Sie und Ihre Leute uns nichts anhaben können.«

»Glauben Sie im Ernst, daß es einen solchen Ort gibt?« gab ihm Pater Sebastian darauf zu bedenken. »Auf Ihre Höhle in der Wüste traf dies jedenfalls nicht zu.«

»Ich möchte zumindest eine Chance haben, mich nach solch einem Ort umzusehen. Ich habe Sie bereits gestern gefragt: Was muß ich tun, um endlich von Ihnen in Frieden gelassen zu werden? Sie haben darauf etwas von einem Geistlichen gesagt. Sie wollten, daß ich...«

»Ja, daß Sie ihn finden. Sein Name ist Krunoslav Pavelic. Er ist keineswegs ein normaler Geistlicher. Er ist Kardinal und verfügt über enormen Einfluß. Er ist Mitglied der Kurie. Zweiundsiebzig Jahre alt. Am dreiundzwanzigsten Februar, einem Sonntag, ist er spurlos verschwunden, nachdem er im Vatikan eine private Abendmesse zelebriert hatte. Angesichts seiner einflußreichen Stellung innerhalb der Kurie müssen wir seine Entführung als einen schwerwiegenden Schlag gegen die Kirche betrachten. Nach Kardinal Pavelics Entführung kann sich nun auch kein anderes Mitglied der Kurie mehr in Sicherheit wännen. Wir gehen davon aus, daß dies erst der Anfang einer groß angelegten Aktion gegen die Kirche war. Da die Bruderschaft jedoch von einem Feind aus ihren eigenen Reihen bedroht erscheint, sind wir auf Ihre Hilfe angewiesen. Wir brauchen einen Außenseiter wie Sie – einen unabhängigen, aber zugleich motivierten Agenten.«

»Was ist, wenn der Kardinal gar nicht mehr aufzufinden ist? Wenn er bereits tot ist?«

»Dann besteht Ihre Aufgabe darin, seine Entführer zu bestrafen«, erklärte Pater Sebastian.

Drew zuckte innerlich zusammen. Er hatte sich selbst – *und Gott* – geschworen, nie wieder zu töten. Er verbarg jedoch seine Abscheu. Obwohl er fest entschlossen war, sein Gelübde nicht zu brechen, ließ er sich auf die Verhandlungen mit dem Pater ein.

»Was kann ich dafür als Gegenleistung erwarten?«

»Sie und Miß Hardesty wären uns gegenüber dann zu nichts mehr verpflichtet; Sie hätten damit Ihre Schuld am Tod eines Bruderschaftsmitglieds gesühnt. Ich halte dieses Angebot übrigens für außerordentlich großzügig.«

»So würde ich es zwar nicht unbedingt nennen.« Drew warf Arlene, die ihm bestätigend zunickte, einen kurzen Blick zu. Und dann erklärte er mit ruhiger Bestimmtheit: »Aber ich gehe trotzdem auf Ihren Vorschlag ein.«

Pater Sebastian lehnte sich zurück. »Gut.«

»Nur noch eines. Unterstehen Sie sich, Ihr Wort zu brechen. Sie würden das bitter bereuen. Denn irgendwann, wenn Sie es am wenigsten erwarten, würde ich Ihnen das heimzahlen.«

»Dazu hätten Sie durchaus das Recht, wenn ich mein Wort brechen sollte. Was jedoch meine Furcht vor Ihrer Rache betrifft, so seien Sie versichert, daß ich in ständiger Bereitschaft lebe, dem Tod entgegenzutreten.«

»Demnach verstehen wir uns also.« Drew erhob sich. »Arlene und ich hätten nichts gegen ein Frühstück einzuwenden. Und dann hätten wir gern frische Kleider und etwas Taschengeld für unterwegs.«

»Sie werden beide für den Anfang einen angemessenen Betrag erhalten. Darüberhinaus wird in Zürich ein Nummernkonto für Sie eröffnet. Die Bruderschaft wird dort auch ein Bankschließfach für Sie mieten, um Ihnen auf diesem Weg etwaige Nachrichten zukommen zu lassen.«

»Wie sieht es mit Ausweispapieren aus? Da die Gegenseite

weiß, daß wir für Sie arbeiten, wäre es nicht ratsam, unsere eigenen Papiere zu verwenden.«

»Sie werden Ägypten mit Pässen des Vatikans verlassen - als Geistlicher und als Nonne.«

»In einem islamischen Land werden wir in dieser Verkleidung allerdings ziemlich auffallen.«

»Nicht, wenn Sie Ägypten mit einer Gruppe von Geistlichen und Nonnen verlassen, die von einer Urlaubsreise in ihre Heimat zurückkehren. Sie werden nach Rom fliegen, wo Sie als Geistlicher und Nonne nicht die geringste Aufmerksamkeit erregen werden. Falls Sie es danach vorziehen sollten, wieder als Laien zu reisen, werden Sie in Ihrem Züricher Schließfach amerikanische Pässe vorfinden, die auf falsche Namen ausgestellt sind.«

»Waffen?«

»Bevor Sie Ägypten verlassen, werden Sie mir diejenigen aushändigen, die sich gegenwärtig in Ihrem Besitz befinden. Bei Ihrer Ankunft in Rom werden Sie neue Waffen erhalten. Außerdem wird man Ihnen auch in Ihrem Züricher Schließfach weitere Waffen hinterlegen.«

»Gut. Da wäre noch eine zusätzliche Vorsichtsmaßnahme...«

Pater Sebastian wartete.

»Ich möchte mein Glück kein drittes Mal auf die Probe stellen. Sorgen Sie bitte dafür, daß unsere Waffen und unser Geld von einer Person geliefert werden, die nicht Ihrer Organisation angehört. Außerdem möchte ich Sie bitten, unser Nummernkonto in Zürich persönlich zu eröffnen.«

»Einverstanden. Die undichte Stelle innerhalb der Bruderschaft beunruhigt mich keineswegs in geringerem Maße als Sie.«

»Eines haben Sie uns allerdings noch nicht gesagt.«

Mit dieser Frage hatte Pater Sebastian bereits gerechnet.
»Wo Sie mit Ihrer Suche beginnen sollen? An eben der Stelle, auf die sich die Suche Ihres Vorgängers zuzuspitzen begann,

bevor er scheiterte.«

»Mein Vorgänger?«

»Ja, der Pater, der sich in New York mit Miß Hardesty in Verbindung gesetzt und sie beauftragt hat, nach Ihnen zu suchen. Pater Viktor. Ich sagte vorhin, er wäre wegen dringender Geschäfte abberufen worden. Das wurde er in der Tat. Zu seinem Schöpfer. Er wurde vor zwei Tagen in Rom getötet. Nehmen Sie die Verfolgung an der Stelle auf, an der er sie abbrechen mußte. Er muß dem Ziel schon sehr nahe gewesen sein.«

7

In ihrem Zimmer im Pfarrhaus schlüpfen Drew und Arlene in die geistlichen Gewänder, die ihnen Pater Sebastian besorgt hatte. Drew wirkte in seinem schwarzen Anzug mit dem weißen Kragen ebenso unauffällig wie in einem normalen dunklen Geschäftsanzug. Allerdings hatte er sich Sorgen gemacht, daß Arlene mit ihrer sportlichen, durchtrainierten Figur in Nonnentracht etwas fehl am Platz wirken würde. Doch das Gegenteil war der Fall. Das weite schwarze Gewand stand ihr hervorragend, und die weiße Kopfbedeckung, die ihr kastanienbraunes Haar zur Gänze verhüllte und ihre grünen Augen umrahmte, verwandelte weltliche, sinnliche Schönheit in unschuldigen Liebreiz.

»Erstaunlich«, bemerkte Drew dazu. »Du siehst aus, als hättest du endlich deine wahre Bestimmung gefunden.«

»Und du siehst aus wie ein Beichtvater.«

»Na, dann wollen wir mal hoffen, daß niemand sich mit der Bitte um religiösen Beistand an uns wendet.«

»In so einem Fall ist der beste Rat immer: ›Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr.««

»Aber was ist mit uns?« wollte Drew wissen. »Was sollen

wir tun. Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich gehofft habe, nicht mehr vor eine solche Entscheidung gestellt zu werden. Werden auch *wir* nicht mehr sündigen?«

Sie küßte ihn.

»Nur noch ein Auftrag«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Wir werden gegenseitig auf uns aufpassen und unser Bestes tun.«

»Und falls sich unser Bestes als gut genug erweisen sollte...«

»Werden wir endlich frei sein.«

Sie umarmten sich leidenschaftlich.

DRITTES BUCH

Zangenbewegung

Totenkopf

1

Halloway stand auf der granitenen Freitreppe vor seiner Villa und beobachtete Eiszapfen und Seth, wie sie in den Cadillac stiegen. Zu dritt hatten sie die ganze Nacht und den Morgen damit verbracht, Pläne zu schmieden. Nun endlich, am Nachmittag, waren sie so weit, ihre Pläne in die Tat umsetzen zu können. Seth würde als erstes Eiszapfen zu seinem Leihwagen fahren, den er am Abend zuvor in dem Gehölz neben der Straße abgestellt hatte. Dann würde Eiszapfen darin Seth zum Flughafen von Toronto folgen, von wo sie noch am selben Abend nach Europa fliegen wollten. Bald – *ja, bald*, dachte Halloway – würde alles wieder beim alten sein.

Doch als er nun gegen die helle Junisonne anblinzelte und Eiszapfen und Seth hinterhersah, stiegen in ihm doch gewisse Zweifel auf, ob sein Leben je wieder so werden würde, wie es einmal gewesen war. Vor sieben Wochen war sein Vater verschwunden; er war entführt worden, als er gerade in der nahegelegenen Künstlerkolonie Elora eine Schlucht skizziert hatte. Die Entführer hatten die Malutensilien seines Vaters – Skizzenblock, Kohlestifte und Tasche – auf einem Picknicktisch hundert Meter vom Wagen entfernt zurückgelassen. Da er seitdem nichts mehr von ihm gehört hatte, sah Halloway sich, wenn auch nur äußerst widerstrebend, zu der Annahme gezwungen, daß sein Vater tot war.

Er blieb auf der Treppe stehen, bis der Cadillac zwischen den Bäumen verschwunden war. Als er sich schließlich zu der breiten, zweiflügeligen Eingangstür des Hauses umdrehte, unterzog er seinen letzten Gedanken noch einmal näherer Betrachtung. Sein Vater tot? Er blieb kurz stehen, atmete tief ein und ging schließlich weiter auf die Eingangstür zu. Er konnte nur noch hoffen. Zumindest hatte er nichts unversucht

gelassen, sich und seine Familie zu schützen und dem Wahnsinn ein Ende zu machen. Falls sein Vater tatsächlich umgebracht worden sein sollte, blieb ihm zumindest ein Trost – Eiszapfen und Seth waren absolut tödliche Waffen. Der Feind würde in jedem Fall für seine Taten büßen.

Er betrat das Haus und begab sich in sein Arbeitszimmer, um zu telefonieren. Obwohl er sich damit im Augenblick nicht beschäftigen sollte, mußte er nun auch noch andere wichtige Entscheidungen treffen. Vor vier Monaten, bevor der Nacht- und-Nebel-Terror eingesetzt hatte, war er geschäftliche Verpflichtungen eingegangen, denen nicht nachzukommen ihm selbst die dringendsten persönlichen Angelegenheiten nicht gestatteten. Gegen die Zahlung einer horrenden Summe hatte er sich für die Lieferung von Waren verbürgt, deren todbringendes Potential nur noch von den mörderischen Absichten seiner Geschäftspartner übertroffen wurde. Für Halloway hätte es also schlimme Folgen gehabt, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen wäre. In dieser aussichtslosen Situation blieb ihm keine andere Wahl, als die von seinem Vater ererbte bedingungslose Entschlossenheit zu aktivieren und sich der Herausforderung zu stellen. Er griff nach dem Hörer.

2

Mexico City. Zum drittenmal, seit Aaron Rosenberg mit seiner Frau hatte schlafen wollen, bekam er keine Erektion. Er versuchte sich selbst zu stimulieren, aber seine Frau hielt seine Hand zurück. Erst dachte Rosenberg, sie wäre über sein wiederholtes Versagen verärgert und wollte ihn damit zum Aufgeben bewegen. Statt dessen küßte sie ihn jedoch erst auf die Brust, dann auf den Bauch, um schließlich, tiefer gleitend, zu flüstern: »Laß mich mal machen.«

Durch die offenen Vorhänge fiel die Sonne ins Schlafzimmer. Eine sanfte Brise kühlte den Schweiß auf seiner Haut. Während er nun die Augen schloß und das Haar seiner Frau über seinen Unterleib streifen spürte, hörte er kaum das Rauschen des Verkehrs draußen auf dem Paseo de la Reforma.

Seine sexuellen Schwierigkeiten hatten verschiedene Ursachen – die Sorge um seinen vermißten Vater sowie die Angst um seine Familie und sich selbst. Trotz seiner Leibwächter hatte er Angst, das Haus zu verlassen, was er deshalb auch seltener tat, als für sein Geschäft gut war. Ironischerweise war er aber an diesem Tag gerade aus geschäftlichen Gründen zu Hause geblieben. Schon seit dem frühen Morgen wartete er auf einen so wichtigen Anruf, daß er nicht gewagt hatte, ihn in seinem Büro entgegenzunehmen. Allerdings fühlte er sich auch in seinem Haus diesbezüglich nicht absolut sicher, obwohl er es täglich auf Wanzen und Abhöranlagen untersuchen ließ.

Langsam reagierte sein Penis auf die Bemühungen seiner Frau. Gleichzeitig versuchte er angestrengt einen weiteren Grund für seine jüngste Impotenz zu verdrängen. Seit zwei Monaten hatte Rosenberg nämlich Gewißheit, daß seine Frau eine Affäre mit ihrem Leibwächter Esteban hatte. Die vielsagenden Blicke, die sie sich gegenseitig zuwarfen, ließen sich einfach nicht ignorieren; und nicht minder galt das für ihr plötzlich erstaunlich erweitertes Repertoire an sexuellen Techniken, wie zum Beispiel die Bereitwilligkeit, mit der sie ihm anbot, »sie mal machen zu lassen«. Eines mußte er ihr zumindest zugutehalten – sie verhielt sich äußerst diskret. Hätte Rosenberg nicht vorgeben können, nichts von der Untreue seiner Frau zu wissen, hätte er sich den Respekt seiner einflußreichen Bekannten in hohen Polizei- und Geschäftskreisen der Stadt verschert.

Er mußte sich selbst gegenüber jedoch eingestehen, daß er nicht ganz unschuldig an dem Seitensprung seiner Frau war. Seit den Vorfällen der letzten Zeit hatte sein Sexualtrieb sich

mehr oder weniger zur Gänze verflüchtigt, und auch zuvor war er aufgrund geschäftlicher Verpflichtungen so selten zu Hause gewesen, daß seine Frau mehr Zeit mit Esteban verbracht hatte als mit ihm. Wurde sie andererseits, dachte er mit heftig aufflackender Wut, nicht hinreichend dafür entschädigt, daß er sich ihr, geschäftsbedingt, nicht in dem nötigen Maße widmen konnte? Waren ihre Uhr aus massivem Gold, ihre aus Frankreich importierten Modellkleider und ihr hunderttausend Dollar teurer italienischer Sportwagen etwa nichts?

Sein Penis begann erneut zu versagen, und seine Frau stöhnte in wie es schien echter Enttäuschung auf. Schließlich war sie es gewesen, die den Vorschlag gemacht hatte, an diesem Nachmittag miteinander ins Bett zu gehen. Rosenberg fragte sich, ob seine Ehe wohl noch zu retten war.

Der Anruf, zuckte es Rosenberg durch den Kopf. Wann würde dieser verfluchte Anruf endlich kommen? Dabei hatte er sich doch nur wegen der kostspieligen Bedürfnisse seiner Frau und wegen seines Wunsches, ihr zu imponieren, auf dieses enorme Risiko eingelassen, das mit dem Anruf in Zusammenhang stand.

Doch welche Alternative hätte er gehabt? Sollte er seine Frau wegen ihrer Affäre zur Rede stellen? Falls die Sache publik wurde, hätte er sich ehrenhalber gezwungen gesehen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, was er nicht wollte. Seine Frau sah nicht nur umwerfend aus, sie stammte auch aus königlichem indianischem Geblüt. Abgesehen von seinem Stolz, mit ihr verheiratet zu sein, trug sie dazu bei, ihn wie einen richtigen Mexikaner erscheinen zu lassen. Aus diesem Grund hatte er sein schwarzgefärbtes Haar glatt nach rückwärts frisiert; seine Haut wirkte durch kosmetische Sonderbehandlungen dunkler, und auch seine Augen erschienen durch getönte Kontaktlinsen dunkler, als sie tatsächlich waren. Seine Frau war ein wesentlicher Bestandteil seiner Tarnung. Und was Esteban betraf, wußte Rosenberg

seine Qualitäten als Leibwächter zu sehr zu schätzen, als daß er seine Dienste gerade in dieser kritischen Situation hätte missen wollen.

Sein Penis begann sich wieder zu versteifen.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Er löste sich von seiner Frau und wälzte sich zum Nachttisch herum. »Hallo?«

Die Männerstimme war nicht die Holloways, aber ihr haftete der unverkennbare Akzent von Süd-Ontario mit dem leicht schottischen Schnarren an. Rosenberg war sofort klar, daß Holloway erst einen Mittelsmann angerufen hatte, der wiederum über ein abhörsicheres Telefon ihm die Nachricht weitergab: »Ahorn.«

»Chaparral.«

»Halten Sie sich in vierzig Minuten für ein Gespräch bereit.« Ein leises Klicken beendete den Anruf.

Gleichzeitig erleichtert und von neuer Nervosität geplagt, schloß Rosenberg die Augen. »Ich muß jetzt leider fort.«

Seine Frau schmiegte sich an ihn. »Jetzt gleich?«

»Ich habe in vierzig Minuten einen wichtigen Termin.«

»Wie lange brauchst du, um dorthin zu kommen.«

»Fünfundzwanzig Minuten.«

»Zehn Minuten, um zu duschen und dich anzuziehen. Damit bleiben immer noch...«

Fünf Minuten. Sie genügten.

3

Rosenberg wies seine drei Leibwächter an, im Wagen zu warten. Er selbst betrat ein baufälliges Haus, eilte die knarrende Treppe hinauf und schloß die Tür eines Zimmers im ersten Stock auf.

Der Raum war kaum größer als eine Besenkammer mit einem Fenster. Bis auf ein Telefon auf dem Fußboden und einen

Aschenbecher auf dem Fensterbrett war er leer. Rosenberg hatte das Zimmer unter dem Namen Jose Fernandez gemietet. Er brauchte es nur, um von hier aus streng vertrauliche Ferngespräche führen zu können, ohne daß diese mit seiner Person in Verbindung gebracht werden konnten.

Er wußte, daß Holloway in Süd-Ontario ein ähnliches ›Telefonierzimmer‹ hatte. Sobald Holloway ihn über einen Mittelsmann auf den bevorstehenden Anruf hatte aufmerksam machen lassen, war auch er zu seinem Telefonierzimmer losgefahren. Rosenberg konnte das aus der Tatsache ersehen, daß er einen Mittelsmann eingeschaltet hatte; hätte er sich bereits an Ort und Stelle befunden, hätte sich diese Sicherheitsvorkehrung als überflüssig erwiesen. Die Lage hatte sich inzwischen also so weit verschärft, daß Holloway nicht mehr bereit war, unnötig Zeit zu vergeuden, indem er Rosenberg von seinem sicheren Apparat aus anrief, um dann zu warten, bis er, Rosenberg, in sein Telefonierzimmer fuhr. Durch die Einschaltung des Mittelsmannes hatte Holloway ihm signalisiert, daß selbst diese vierzig Minuten von entscheidender Bedeutung sein konnten.

Rosenberg holte aus seinem Aktenkoffer ein elektronisches Gerät von der Größe eines Kofferradios hervor. Nachdem er es ans Netz angeschlossen hatte, sondierte er damit, den Blick unverwandt auf die Anzeige geheftet, den Raum. Das Gerät gab ein leises Summen von sich. Wäre irgendwo im Raum ein Mikrofon angebracht gewesen, hätte das Gerät dessen Betriebsspannung registriert, und die daraus resultierende Rückkopplung wäre auf der Anzeige abzulesen gewesen. Aber die Zeigernadel rührte sich nicht von der Stelle. Es gab also keine versteckten Mikrofone im Raum.

Damit gab Rosenberg sich jedoch noch nicht zufrieden. Er holte ein zweites Gerät aus seinem Aktenkoffer und befestigte es vermittels einer Klammer an einem etwa zwanzig Zentimeter langen Stück des Telefonkabels, von dem die

Ummantelung entfernt war. Dieses Gerät maß die Stromstärke in der Telefonleitung. Da ein Abhörgerät etwas Strom abgezapft hätte, wäre die Stromstärke automatisch verstärkt worden, um diesen Stromabfall wettzumachen. Die Anzeigernadel zeigte jedoch kein Zunehmen der Stromstärke an. Der Apparat wurde nicht abgehört.

Nervös steckte Rosenberg sich eine Zigarette an – eine Gauloise, da er mexikanischen Tabak nicht mochte. Dann sah er auf seine Uhr. Der Anruf mußte in den nächsten zwei Minuten kommen. Für den Fall, daß er oder Halloway aufgehalten worden wäre und den verabredeten Zeitpunkt nicht hätte einhalten können, war abgemacht, daß sie es dreißig Minuten später noch einmal versuchen würden, und wenn es auch dann nicht klappte, noch einmal dreißig Minuten später.

Rosenberg inhalierte und starrte auf das Telefon. Als es schließlich klingelte, riß er unverzüglich den Hörer von der Gabel. »Azteke.«

»Eskimo.«

»Ich hatte schon heute früh mit Ihrem Anruf gerechnet. Warum haben Sie so lange gebraucht, mich zu erreichen?«

»Ich mußte erst warten, bis sie weg waren.« Halloways angenommener kanadischer Akzent klang vollkommen überzeugend. »Jetzt geht es los. Sie werden morgen früh ankommen.«

»In Europa?«

»Ja, in Rom. Alles deutet auf Kardinal Pavelic hin. Wenn sie in Erfahrung bringen können, weshalb er verschwunden ist...«

»Wie lange wird das ungefähr dauern?« unterbrach ihn Rosenberg.

»Wie lange? Die beiden sind absolute Spitzenleute. Schon ihre Väter waren unübertroffen. Selbstverständlich läßt sich so etwas unmöglich mit Sicherheit vorhersagen. Jedenfalls werden sie nicht länger brauchen als unbedingt nötig.«

»Was übrigens unsere geschäftliche Vereinbarung betrifft«,

wechselte Rosenberg darauf abrupt das Thema, »so brauche ich Sie wohl nicht extra darauf hinzuweisen, daß wir es uns unter keinen Umständen leisten können...«

»Wem sagen Sie das«, fiel ihm Halloway ins Wort. »Als wäre dieser Nacht-und-Nebel-Terror nicht schon schlimm genug, müssen wir uns nun auch noch wegen unserer Geschäftspartner Sorgen machen.«

»Sie *bestehen* auf der Lieferung.«

»Also werden wir liefern.« Damit war dieses Thema für Halloway erledigt. »Ich halte schon auf Seth allein große Stücke. Aber nachdem er sich inzwischen mit Eiszapfen zusammengetan hat, wird die beiden niemand so leicht aufhalten.«

»Ich kann nur um unser aller willen hoffen, daß Sie recht haben.«

»Falls ich mich täuschen sollte, hätten wir es gleich mit zwei höchst unangenehmen Feinden zu tun. Rufen Sie unseren Kontaktmann in Brasilien an und sagen Sie ihm, er soll alles Nötige für die Lieferung vorbereiten. Unsere Kunden brauchen die Ware dringend genug, um die Verzögerung hinzunehmen – vorausgesetzt, wir können ihnen garantieren, daß sie die Ware nun ohne Risiko entgegennehmen können, was ich mittlerweile auch durchaus für gegeben halte. Wenn die Gegenpartei wüßte, was wir vorhaben, hätte sie dieses Wissen schon vor Wochen gegen uns eingesetzt.«

»Oder die Nacht-und-Nebel-Organisation wartet nur darauf, daß wir von selbst in die Falle gehen.«

»In Kürze wird es keine Nacht-und-Nebel-Aktionen mehr geben.«

»Wenn ich das nur glauben könnte«, seufzte Rosenberg.

»Wir *müssen* daran glauben. Wenn es Seth und Eiszapfen nicht gelingt, sie zu unterbinden, dann gibt es niemanden, der dazu in der Lage ist. In diesem Fall wären wir unweigerlich geliefert, ob wir nun unsere Kunden zufriedenstellen können

oder nicht. Uns bleibt also keine andere Wahl. Geben Sie die Bestellung auf, damit die Ware geliefert wird.«

4

Rom. Der gelangweilte Amerikaner war so lange auf dem harten Stuhl gesessen, daß sein Rücken schmerzte. Doch nun verschluckte er sich fast an einem Bissen Salami und Brot, als ihm bewußt wurde, was er eben auf dem Bildschirm gesehen hatte. »Das kann doch nicht...!«

Er ließ die Reste seines Sandwichs neben die Dose Diät-Cola auf den Metalltisch vor ihm fallen und beugte sich ruckartig vor, um den Videorecorder anzuhalten.

»Kommt her! Seht euch das mal an!«

Zwei Agenten, ein Mann und eine Frau, drehten sich zu dem Mann herum. Vom ständigen Starren auf ihre eigenen Bildschirme hatten sie vor Müdigkeit gerötete Augen.

»Was soll ich mir ansehen?« erwiderte der Mann ärgerlich. »Ich tue doch schon die ganze Zeit nichts anderes, als ständig auf diesen blöden Bildschirm zu glotzen.«

»Mit der Zeit«, fiel die Frau ein, »verschwimmen diese Gesichter zu einem einzigen Einheitsgesicht und...«

»Hey, so kommt doch endlich und seht euch das an.«

Der Mann und die Frau durchquerten das spartanisch eingerichtete Büro und stellten sich neben ihm auf.

»Zeig schon«, forderte die Frau ihn auf.

Der Mann am Videorecorder spulte das Band etwa dreißig Sekunden zurück und drückte dann auf den Abspielknopf.

Die Punkte auf dem Bildschirm fügten sich zu einem Bild zusammen.

»Gesichter«, *seufzte die Frau.* »Nichts als weitere Gesichter.«

»Schau lieber«, forderte der Mann am Videogerät sie auf. Er

deutete auf eine Schlange von Flugpassagieren, die durch die Zollabfertigung des Flughafens von Rom kamen. »Da.« Er drückte auf die Stoptaste.

Unzählige Bildschirmzeilen zerfurchten Gesicht und Oberkörper eines Mannes, der beim Betreten der Ankunfthalle mitten in der Bewegung erstarrte. Der Mann trug ein Hemd mit offenem Kragen und ein weit geschnittenes Sportsakko, das jedoch seine breiten, muskulösen Schultern nicht zu kaschieren vermochte. Er hatte ein kantiges, sonnengebräuntes Gesicht, intelligente Augen und sonnengebleichtes Haar.

»Den würde ich nicht unbedingt aus meinem Schlafsack verschrecken«, bemerkte die Frau dazu.

»Die Frage ist nur, ob du dazu noch in der Lage wärst, nachdem er dich hergenommen hat«, entgegnete der Mann vor dem Bildschirm.

»Was?«

»Warte nur ab.« Der Mann nahm den Finger von der Stoptaste und drückte auf die Abspieltaste. Andere Gesichter wanderten über den Bildschirm. Der italienische Geheimdienst hatte an allen Ausgängen des Flughafens von Rom Überwachungskameras installiert – eine Sicherheitsvorkehrung, die vor allem der Terroristenbekämpfung diene. Nachdem sich die Italiener die Videoaufnahmen angesehen hatten, wurden sie an andere Geheimdienstorganisationen weitergeleitet.

»Na schön«, brummte der zweite Mann. »Wer sollte mir denn noch auffallen?«

»Der da.« Der Mann am Bildschirm drückte neuerlich auf die Stoptaste.

Ein anderer Passagier erstarrte mitten in der Bewegung, und gleichzeitig legten sich wieder die Linien der Bildzeilen über sein Gesicht und seinen Oberkörper. Er war groß, schlank, blaß, rothaarig und hatte ausdruckslose Augen.

»Na, so was!« entfuhr es der Frau.

»Welch ein Zufall. Genau, was ich gesagt habe.« Der erste Mann straffte sich. Sein Puls ging schneller. »Wenn ihr euch die Karteifotos der beiden vornehmt...«

»Von den beiden?!«

»Deckname Seth«, fuhr der erste Mann fort. »Wie das Berufskiller nun mal so an sich haben, ist mit diesen Burschen normalerweise eigentlich nicht zu spaßen; und das um so mehr, wenn sie zu zweit auftreten.« Er ließ das Band zurückspulen. »Seht euch noch mal den da an...« Aufgeregt drückte er wieder auf die Abspieltaste.

Neuerlich trat der blonde, muskulöse Mann durch die Zollabfertigung auf die Kamera zu.

»Ja...!« stieß der zweite Mann mit angehaltenem Atem hervor.

»Das ist Eiszapfen««, bemerkte der erste Mann. »Tja, Freunde, hiermit hätten wir also...«

»Einen kleinen Hinweis, künftig auf der Hut zu sein«, führte der zweite Mann den Satz zu Ende. »Diese Kerle tauchen doch immer dann auf, wenn wir sie vor lauter Langeweile am allerwenigsten erwarten.«

»Und nicht nur das«, fügte die Frau hinzu. »Da sperren wir tagelang die Augen auf, und nun tauchen plötzlich gleich *zwei* von diesen Kerlen auf, und das auch noch gemeinsam – wenn sie auch den Anschein zu erwecken versuchen, als hätten sie nicht das geringste miteinander zu tun.«

»Vielleicht wußten sie tatsächlich nicht, daß sie im gleichen Flugzeug saßen«, warf der zweite Mann ein.

»Das glaubst du doch selbst nicht«, schnaubte die Frau verächtlich. »Die beiden sind absolute Meister ihres Fachs.«

»Na gut, wenn du meinst.«

»Damit stellt sich uns die Frage«, erklärte der erste Mann, »ob sie sich darüber schon vor dem Start der Maschine im klaren waren oder ob sie es erst während des Flugs bemerkt haben.«

»Was war der Ausgangspunkt ihrer Reise?« wollte die Frau wissen.

»Toronto«, gab der erste Mann Auskunft. »Hat sich in letzter Zeit in Toronto irgend etwas getan?«

»Soweit wir wissen – nicht das geringste. Nicht einmal irgend welche Gerüchte«, bemerkte die Frau.

»Wenn sie also dort keinen Auftrag erledigt haben...«

»Müssen sie sich dort getroffen haben. Sie müssen von dort losgeschickt worden sein.«

»Es sei denn, sie haben zufällig dieselbe Maschine genommen«, gab der zweite Mann zu bedenken.

»Bei denen bleibt nichts dem Zufall überlassen.«

»Vielleicht arbeiten sie für zwei gegnerische Seiten«, bot der zweite Mann eine neue Erklärungsmöglichkeit an. »Nein, das dürfte ziemlich unwahrscheinlich sein. Sie haben nicht den Eindruck erweckt, als hätten sie es sehr eilig gehabt, die Maschine zu verlassen.«

»Natürlich nicht«, warf die Frau ein. »Die beiden sind Profis. Ganz im Unterschied zu einigen von uns.« Sie warf dem zweiten Mann einen kurzen Blick zu und wandte sich dann dem ersten zu. »Ich kann mich jedenfalls des Eindrucks nicht ganz erwehren...«

»... daß die beiden zusammen reisen«, führte der erste Mann ihren Gedanken zu Ende. »Sie verhalten sich zwar sehr unauffällig, aber sie haben keinerlei Anstalten unternommen, sich zu tarnen. Es scheint ihnen gleichgültig zu sein, ob wir auf sie aufmerksam werden. Offensichtlich dreht es sich um eine Angelegenheit von außerordentlicher Wichtigkeit, und wie es scheint wollen uns die beiden einen kleinen Hinweis geben. Anscheinend geht es dabei um nichts Berufliches.«

»Sondern?« fragte die Frau. »Etwa um Persönliches?«

»Ich würde sogar sagen: um etwas *sehr* Persönliches. Sie wollen uns offensichtlich zu verstehen geben: Hört mal, Jungs, wir legen die Karten ganz offen auf den Tisch; wir wollen

nichts von euch – also laßt auch ihr uns gefälligst in Frieden. Diese Sache geht euch nichts an.«

»Durchaus möglich«, nickte die Frau. »Aber falls du recht hast, möchte ich nicht in der Haut derjenigen stecken, hinter denen die beiden her sind.«

5

St. Paul Minnesota. William Miller trat das Gaspedal des Audi, der seinem verschwundenen Vater gehört hatte, bis zum Anschlag durch. Trotz seiner Sonnenbrille stach die tief stehende Nachmittagssonne in seine Augen. Er hatte heftige Kopfschmerzen – aber nicht von der Sonne. Er raste mit quietschenden Reifen um eine Kurve und weiter die von Bäumen gesäumte Straße entlang, bis er schließlich schleudernd in die Zufahrt zu seinem Haus bog und dann so abrupt bremste, daß der Sicherheitsgurt schmerzhaft in seine Schulter schnitt.

Als er aus dem Wagen sprang, kam ihm seine Frau bereits aus dem Haus entgegengestürzt.

»Ich hatte gerade eine Besprechung mit einem Herrn von der Stadtverwaltung«, stieß Miller aufgeregt hervor. »Und als ich dann meine Sekretärin anrief...« Seine Stimme klang gepreßt. »Wo ist das verdammte Zeichen?«

»Im Swimmingpool.«

»Was?«

»Als ich heute morgen auf der Terrasse gefrühstückt habe, ist es mir noch nicht aufgefallen. Sie müssen gewartet haben, bis ich heute nachmittag Tennisspielen gegangen bin.«

Miller rannte ums Haus und blieb am Rand des Swimmingpools stehen, um finster in das leere Becken hinabzustarren.

Mit schwarzer Farbe hatte jemand den gesamten Becken-

boden mit einem furchterregenden Symbol bemalt.

Millers Kehle fühlte sich an, als hätte er eine Handvoll Sand geschluckt. Es dauerte eine Weile, bis er mühsam hervorwürgen konnte: »Sie haben sich Zeit gelassen. Offensichtlich wollten sie uns in dem Glauben bestärken, daß wir nichts mehr von ihnen zu befürchten hätten. Wir sollten uns in der trügerischen Sicherheit wiegen, daß sie sich damit zufrieden gegeben hätten, mir nur meinen Vater zu nehmen.«

Heftig würgend starrte Miller auf das riesige schwarze Symbol.

Ein Totenkopf.

»Was wollen diese Leute nur von uns?« fragte seine Frau.

Miller antwortete ihr nur mit einer noch dringlicheren Frage.

»Was sollen wir jetzt tun?«

Schattenspiel

1

Wien. Es regnete noch immer. Die Hände tief in seinen Manteltaschen vergraben, wanderte Saul an der Donau entlang. Von den Bäumen tropfte der Regen, als er den Park betrat. Er ging auf einen Musikpavillon zu, dessen Bretterboden dumpf unter seinen Füßen hallte, als er ihn überquerte.

Ein Bein angewinkelt, saß auf der anderen Seite des Pavillons ein Mann auf dem Einfassungsgeländer; er rauchte eine Zigarette und starrte in den Regen hinaus. Er trug einen hellbraunen Nylonregenmantel und darunter einen dunkelbraunen Anzug. Sein Kinn sprang auffallend vor, seine Wangen waren von Pockennarben übersät. Er ließ in aller Seelenruhe den Rauch aus seinen Nasenlöchern entweichen und schien nicht zu merken, daß Saul sich ihm näherte.

Saul entging nicht, daß unter einer Kastanie in der Nähe ein zweiter Mann stand, der den gleichen hellbraunen Regenmantel trug und mit ungewöhnlichem Interesse ein paar Vögel in den Zweigen über ihm beobachtete.

In einiger Entfernung von dem Mann auf dem Geländer blieb Saul stehen. Das Dach des Pavillons war an ein paar Stellen undicht. Dicht neben ihm tropfte es von der Decke.

»Da wären wir also, Romulus«, sagte der pockennarbige Mann und drehte sich herum. »Wie geht es Ihnen?«

»Jedenfalls bin ich wieder zurück.«

»Das wissen wir bereits. Sie sind sofort bei Ihrem Eintreffen am Flughafen gesichtet worden. Und seitdem haben wir Sie nicht mehr aus den Augen gelassen.«

»Ich habe nicht versucht, mich heimlich ins Land zu stehlen. Vielmehr habe ich mich gleich als erstes mit der Bäckerei in Verbindung gesetzt. Vergessen Sie bitte nicht, daß dieses Treffen auf meinen Wunsch hin stattfindet.«

»Und *das* ist auch der einzige Grund, mein Freund, weshalb Sie noch am Leben sind.« Der Pockennarbige warf die Zigarette in den Regen hinaus. »Sie haben nun mal die schlechte Angewohnheit, gegen Abmachungen zu verstoßen.«

»Wenn jemand gegen irgend etwas verstoßen hat, dann mein Blutsbruder.«

»Gewiß. Trotzdem haben Sie ihm bei der Flucht geholfen, anstatt ihn festzunehmen.«

»Vermutlich haben Sie eben keinen Bruder.«

»Im Gegenteil – ich habe sogar drei.«

»Hätten Sie ihnen an meiner Stelle geholfen? Oder hätten Sie sich auf die Seite ihrer Gegner geschlagen?«

Darauf erwiderte der Pockennarbige nichts.

»Außerdem wurde mein Blutsbruder schließlich getötet.« Sauls Stimme klang belegt. Auch nach drei Jahren hatte er den Tod von Chris noch immer nicht verwunden.

»Wir sind nicht hier, um über Ihren Bruder zu sprechen, sondern über Sie.«

»Ich habe mit der Zentrale in Langley eine Abmachung getroffen, mich stillzuhalten und in der Wüste unterzutauchen. Allerdings ist in der Zwischenzeit einiges passiert.«

»Was?«

»Die Siedlung, in der ich lebte, wurde angegriffen. Meine Frau und mein Sohn sind dabei nur mit knapper Not dem Tod entronnen.«

»In Israel sind solche Überfälle doch an der Tagesordnung«, entgegnete der Pockennarbige achselzuckend.

»Aber in diesem Fall war das etwas anderes. Der Überfall galt eindeutig meiner Frau, meinem Sohn und mir!«

Der Mann kniff die Augen zusammen.

»Doch das ist noch nicht alles!« fuhr Saul fort. »Am Tag vor dem Überfall verschwand der Vater meiner Frau spurlos! Hier in Wien! Das hat schließlich den Ausschlag gegeben, weshalb ich Israel verlassen habe – um herauszufinden, was...«

»Ich kann Ihren Standpunkt durchaus verstehen«, beruhigte der Pockennarbige daraufhin Saul. Gleichzeitig winkte er den Mann unter dem Kastanienbaum zurück, der sich dem Pavillon zu nähern begonnen hatte, als Saul immer lauter wurde.

»Wollen Sie damit sagen«, wandte sich der Pockennarbige wieder Saul zu, »daß Sie noch nicht wieder eingestiegen sind?« Er studierte Saul eingehend. »Sie haben noch bei keiner anderen Firma unterschrieben?«

»Denken Sie wirklich immer noch, ich wäre aus beruflichen Gründen hier? Das ist doch lächerlich – zum Kotzen!«

»Ihre Ausdrucksweise ist zwar ziemlich drastisch, Romulus, läßt aber trotzdem Klarheit vermissen. Meine Vorgesetzten wollen definitive Aussagen von Ihnen zu hören bekommen, wenn ich meinen Bericht an sie weiterleite.«

»Ihren Bericht leiten Sie vermutlich bereits jetzt, in diesem Augenblick, weiter. Es würde mich jedenfalls sehr wundern, wenn Sie nicht irgendwo ein kleines Mikrofon mit sich herumtrügen. Und in diesem blauen Kombi, der am Eingang des Parks geparkt steht, wird vermutlich jedes Wort aufgenommen, das wir hier sprechen. Ist es nicht so?«

Der Pockennarbige machte sich nicht die Mühe, sich in Richtung des Kombi umzudrehen.

»Also gut«, fuhr Saul fort. »Wenn wir schon mal dabei sind, kann ich es Ihnen ja gleich bestätigen: Ich stehe auf niemandes Gehaltsliste. Es handelt sich hier um eine rein familiäre Angelegenheit. Ich bitte deshalb um eine vorübergehende Aufhebung der mit Ihnen getroffenen Abmachung, bis ich mein privates Problem bereinigt habe. Und sobald dieses Problem aus der Welt geschafft ist, setze ich mich in die erste Maschine zurück nach Israel.«

Die Miene des pockennarbigen Mannes nahm einen berechnenden Ausdruck an. »Meine Vorgesetzten werden allerdings wissen wollen, weshalb sie sich auf diese zeitweise Aufhebung der mit Ihnen getroffenen Abmachung einlassen

sollen.«

»Wieso sollten sie mir nicht mal einen Gefallen tun?«

»Aha.«

»Und als Gegenleistung werde natürlich auch ich ihnen einen kleinen Gefallen erweisen.«

Gemächlich rutschte der Mann vom Geländer. »Lassen Sie uns das erst mal klarstellen. Sie wollen dieses Geschäft also auf dieser Basis abwickeln?«

»Ja, ein Gefallen gegen einen anderen Gefallen. Mir bleibt leider keine andere Wahl.«

»Sie werden alles tun, worum man Sie bittet?«

»Mit gewissen Einschränkungen.«

»Dann können Sie es jedoch mit Ihrem Angebot nicht sonderlich ernst meinen.«

»Im Gegenteil. Es ist mir sogar *äußerst* ernst damit. Allerdings möchte ich vorher wissen, um welche Art von Bitte es sich dabei handelt. Meine Bedenken beziehen sich dabei keineswegs auf die damit verbundenen Risiken, sondern auf den moralischen Aspekt. Ich bin nicht bereit, etwas zu tun, das gegen meine moralischen Prinzipien verstößt.«

»Gegen Ihre *moralischen Prinzipien*? Sagen Sie mir bloß nicht, Sie hätten sich moralische Prinzipien zugelegt, Romulus.«

»Unterschätzen Sie die Wüste nicht. Das Leben dort kann einen Menschen sehr verändern. Und für den Fall, daß Ihre Vorgesetzten sich dessen nicht mehr bewußt sein sollten, möchte ich sie daran erinnern, daß ein Agent, der offiziell aus dem Geheimdienst ausgeschieden ist, insgeheim aber noch in Verbindung mit diesem geblieben ist, für seine Organisation von größtem Nutzen sein kann, da sein Handeln nicht mit seinem Geheimdienst in Zusammenhang gebracht wird.«

Der Blick des Pockennarbigen wurde sogar noch berechnender, »Sie sind also fest entschlossen, Ihren Schwiegervater aufzuspüren?«

»Ja, und meine Familie vor weiteren Übergriffen zu schützen. Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, daß es sich hier nicht um eine berufliche Angelegenheit handelt, sondern um eine rein *private*.«

Der Pockennarbige zuckte mit den Schultern. »Meine Vorgesetzten werden sich erst selbst eine Meinung über Ihre eben auf Band festgehaltene Aussage bilden müssen.«

»Selbstverständlich.«

»Sie hören wieder von uns.« Der Mann durchquerte den Pavillon. Seine Schritte hallten hohl in den Regen hinaus.

»Ich wohne in der Wohnung meines Schwiegervaters. Sie können gern meine Adresse und Telefonnummer haben, aber ich nehme an, daß Sie sie bereits kennen.«

Der Mann drehte sich um, sah Saul kurz an und nickte. Sein Nicken war etwas zweideutig – entweder eine Geste des Abschieds oder des Respekts.

2

Erika, die sich in einer Buchhandlung gegenüber dem Eingang zum Park postiert hatte, beobachtete, wie der Kombi sich entfernte. Sie wartete, bis er um die Ecke verschwunden war, um sich dann wieder dem Park zuzuwenden. Wegen des Regens war der Musikpavillon kaum zu sehen. Sie und Saul waren davon ausgegangen, daß der Mann, den Saul dort treffen wollte, nicht allein zu diesem Treffen erscheinen würde. Deshalb war Erika schon etwas früher hierher gekommen, um Saul notfalls Rückendeckung geben zu können.

Sie verließ die Buchhandlung, stülpte sich die Kapuze ihres Nylonanoraks über den Kopf und eilte durch den Park.

Saul erwartete sie am Musikpavillon.

»Glaubst du, sie lassen sich auf den Handel ein?« fragte sie als erstes.

»Wenn für sie etwas dabei herausspringt, sicher. Allerdings erwarten sie dafür als Gegenleistung auch von mir einen Gefallen.«

»Das tut mir leid.« Erika klang sehr niedergeschlagen. »Ich bin mir sehr wohl bewußt, wie ungern du wieder für sie arbeitest.«

»Aber mir bleibt doch gar keine andere Wahl. Oder soll ich etwa tatenlos hinnehmen, daß man deinen Vater entführt hat und dich, Christopher und mich umzubringen versuchte? Das kann ich mir doch nicht gefallen lassen. Letztlich zählt doch nur eines: Ich muß alles in meiner Macht stehende tun, um meine Familie zu schützen.«

»Je besser ich dich kennenlerne, desto mehr liebe ich dich.«

»Komm ruhig näher, wenn du das sagst.« Er zog ihre Kapuze zurück, legte seine Hände um ihren Nacken und zog sie behutsam an sich, um ihr die Regentropfen von den Wangen zu küssen.

Dennoch konnte sie seine innere Unruhe spüren. »Und wenn sie dir ihre Einwilligung verweigern?«

»Auch dann gibt es kein Zurück mehr für mich.« »Nein«, verbesserte sie ihn. »Nicht nur für dich – für *uns*.« Sie umarmte ihn. »Und wehe denen, die es wagen sollten, sich uns in den Weg zu stellen.«

3

»Ich wohne in der Wohnung meines Schwiegervaters. Sie können gern meine Adresse und Telefonnummer haben, aber ich nehme an, daß Sie sie bereits kennen.«

Eine dichte Rauchwolke ausstoßend, beugte sich der pockennarbige Mann in seinem Ledersessel vor und schaltete das Tonbandgerät auf dem Konferenztisch aus. Er wandte sich Gallagher zu, dem CIA-Chef für Österreich. »Möchten Sie es

noch mal hören?«

Die Neonbeleuchtung summt leise. Gallagher klopfte nachdenklich mit den Fingerspitzen auf den Tisch, während drei weitere Männer, die an der Runde teilnahmen, in regloser Stille verharrten.

Gallagher war ein kleiner, drahtiger Mann in einem dunkelblauen Nadelstreifenanzug. Er hielt abrupt in seinem nervösen Getrommle inne und legte statt dessen seine beiden Hände flach auf den Tisch. »Nein danke, das genügt fürs erste. Ich bin mir über den Inhalt von Romulus Worten vollkommen im klaren. Aber hier zählt doch etwas ganz anderes. Sie haben mit Romulus unter vier Augen gesprochen, während ich nur eine Bandaufnahme seiner Worte hören kann. Sie haben seinen Gesichtsausdruck und seinen Blick gesehen, als er das alles gesagt hat. Hat Romulus auch wirklich *gemeint*, was er Ihnen gegenüber äußerte?«

»Sie meinen, ob er uns nichts vormachen wollte?« Der pockennarbige Mann drückte seine Zigarette aus. »Ich bin davon überzeugt, daß er es ehrlich gemeint hat.«

»Glauben Sie demnach auch, daß Romulus *alles* für uns tun würde, vorausgesetzt, es handelt sich dabei nicht um ein ausgesprochenes Selbstmordkommando oder eine Mission, die seinen moralischen Grundsätzen zuwiderläuft?«

»Ja, ich würde sagen, daß es ihm damit ernst war.«

»Na gut.«

Ein anderer Teilnehmer an der Besprechung, ein Mann mit einer Glatze, riskierte an dieser Stelle zum erstenmal eine kurze Bemerkung. »Aber so war das doch nicht abgemacht. Ursprünglich hatten wir uns doch darauf geeinigt, daß Romulus untertauchen sollte und daß *wir* ihn als Gegenleistung dafür in Ruhe lassen würden.«

»Ein Mann mit Romulus Fähigkeiten«, hielt dem Gallagher entgegen, »könnte von größtem Nutzen für uns sein, wenn er wieder für uns arbeiten würde, ohne daß die anderen davon

wissen. Romulus ist einer der besten und gefährlichsten Agenten auf der ganzen Welt. Und er wäre bereit, sich uns auf Gedeih und Verderben auszuliefern.«

»Aber nur einmal«, rief ihm der Pockennarbige ins Gedächtnis zurück.

Gallagher hob seine schwieligen Finger – eine Folge seines intensiven Karatetrainings - und massierte sich damit die Schläfen. »Soll er doch, wenn er unbedingt seiner persönlichen Vendetta nachgehen will. Eines bereitet mir dabei allerdings Unbehagen.«

Die restlichen im Raum versammelten Männer warteten, was das wohl sein könnte.

»Diese persönliche Vendetta«, fuhr Gallagher fort, »könnte durchaus berufliche Konsequenzen nach sich ziehen. Schließlich entzieht es sich unserer Kenntnis, auf wessen Konto dieser Anschlag auf Romulus und seine Familie geht. Ebenso wenig wissen wir, wer für das spurlose Verschwinden von Romulus Schwiegervater verantwortlich ist. Deshalb müssen wir auf jeden Fall dafür Sorge tragen, daß er weiter unabhängig bleibt und sich nicht mit anderen Organisationen zusammentut.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Pockennarbige.

»Keine Sorge, das werden Sie noch früh genug begreifen.

Romulus kann es sicher kaum erwarten, von uns zu hören. Außerdem ist es langsam an der Zeit, daß die Zentrale ihre Zustimmung erteilt.«

4

Der Regen hatte aufgehört. Das Licht der Straßenlaternen brach sich auf dem nassen Gras und in den zahlreichen Pfützen. Die Nachtluft roch frisch und sauber. Nachdem Saul seine Blicke prüfend über die dunkle Straße entlang der Donau

hatte gleiten lassen, ging er neuerlich auf den Musikpavillon zu.

Auch diesmal saß der pockennarbige Mann wieder auf dem Geländer und rauchte.

»Romulus«, begrüßte er ihn grinsend und mit weit ausbreiteten Armen. »Heute scheint Ihr Glückstag zu sein. Ich bin ermächtigt, auf Ihr Angebot einzugehen.«

Erleichtert atmete Saul aus. »Na gut.« Er straffte seine Schultern. »Sobald ich meine familiären Angelegenheiten geregelt habe, stehe ich Ihnen zur Verfügung, um auch meinen Verpflichtungen der CIA gegenüber nachzukommen.«

»Seien Sie unbesorgt, Romulus, Wir werden unverzüglich von uns hören lassen.«

Saul schickte sich zum Gehen an.

»Da wäre nur noch ein Problem, Romulus.«

»Ein Problem?« Angespannt drehte Saul sich um.

»Vielleicht nicht gerade ein Problem. Nennen wir es lieber eine Einschränkung. Eine Bedingung.«

»Wovon reden Sie eigentlich?«

»Sie müssen auf jegliche Unterstützung von Seiten ihrer israelischen Freunde verzichten.«

»Wie bitte?«

»Nach Ansicht meiner Vorgesetzten sind Sie für uns nur dann von Nutzen, wenn Sie den Anschein wahren, völlig unabhängig von anderen Geheimdiensten zu operieren.«

»Was heißt hier ›den Anschein wahren‹? Drücken Sie sich gefälligst etwas klarer aus!«

»Was Sie auch vorhaben mögen – Sie müssen dabei völlig auf sich gestellt bleiben. Falls Sie auf die Hilfe des israelischen Geheimdienstes zurückgreifen sollten, würden Sie den Anschein erwecken, als arbeiteten Sie mit dem Mossad zusammen. Und das gilt es unter allen Umständen zu vermeiden.«

»Immerhin hat mein Schwiegervater für den israelischen Geheimdienst gearbeitet! Weshalb sollte ich nicht mit ihm

zusammenarbeiten? *Die* wollen genauso herausfinden, was aus ihm geworden ist, wie ich!«

»Ich kann nur wiederholen, was ich bereits gesagt habe. Sie müssen auf jegliche Hilfe von Seiten der Israelis verzichten. Das gilt natürlich auch für jeden anderen Geheimdienst. Wir müssen uns ausbedingen, daß Sie sich strikt von jeglichen Geheimdienstorganisationen fernhalten. Sie müssen vollkommen auf eigene Faust vorgehen. Wenn nämlich die Mission, mit der wir Sie betrauen werden, auffliegen sollte, würde die betroffene Seite dies den Israelis zum Vorwurf machen; und die Israelis wiederum würden das Ganze *uns* vorhalten, so daß wir wieder mit dem alten Problem konfrontiert wären, das wir schon zur Genüge aus der Zeit kennen, als Sie noch auf unserer Gehaltsliste standen. Sie haben doch selbst gesagt, diese Angelegenheit wäre rein persönlicher Natur. Sehen Sie also zu, daß sie das auch bleibt. Keinerlei Hilfe von außen. Sollten Sie sich weigern, diese Bedingung zu akzeptieren, sehen wir uns gezwungen, Sie wegen des Verstoßes gegen unsere ursprünglichen Abmachungen zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Diese Ratten. Hätte ich mir's doch gleich denken können...«

»Sie werden es doch nicht schon wieder bereuen, sich auf Verhandlungen mit uns eingelassen zu haben? Seien Sie doch ehrlich, Romulus – Sie hatten keine andere Wahl. Ansonsten wären Sie längst ein toter Mann.«

»Und wie stellen Sie sich das eigentlich vor...?«

»Greifen Sie einfach auf Ihre vielgerühmten außerordentlichen Fähigkeiten zurück. Gewiß hat der israelische Geheimdienst bereits Informationsmaterial zusammengetragen, das Ihnen wertvolle Aufschlüsse vermitteln könnte.

Machen Sie sich das zunutze. In Geheimdienstkreisen würde man es als vollkommen natürlich ansehen, wenn der Mossad wegen des Verschwindens Ihres Schwiegervaters, eines ehemaligen Mossad-Agenten, an Sie heranträte. Darin sähe

noch niemand etwas Ungewöhnliches. Aber von diesem Punkt an müssen jegliche weiteren Kontakte unterbleiben. Von da an müssen Sie völlig auf sich selbst gestellt bleiben.«

»Und wer soll Ihnen diesen ganzen Unsinn eigentlich abnehmen?«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Dieser Park. Dieser Pavillon. Wir treffen uns hier nun schon zum zweitenmal innerhalb eines Tages. Ohne jegliche Geheimhaltung. Wir müssen doch längst die Aufmerksamkeit anderer Geheimdienste auf uns gelenkt haben.«

»Das möchte ich durchaus meinen. Ich hoffe es sogar.«

Wütend hob Saul die Hände.

»Großartig, Romulus«, erklärte der Pockennarbige spöttisch. »Genau der richtige Zeitpunkt, um sich aufzuspielen.«

Verdutzt ließ Saul seine geballten Fäuste sinken.

»Sie sollten tatsächlich den Anschein erwecken, als versuchten Sie mich anzugreifen«, fuhr der Pockennarbige seelenruhig fort. »Und meine Bewacher sollten Sie niederschießen – um zu demonstrieren, daß Sie nichts mit uns zu tun haben wollen und um den anderen Geheimdiensten ganz deutlich vor Augen zu führen, daß auch uns nichts an Ihnen gelegen ist. Sehen Sie, ich werde es Ihnen gleich etwas leichter machen.«

Der Pockennarbige stieß sich vom Geländer ab und versetzte Saul einen kräftigen Schlag in den Bauch.

Völlig unvorbereitet sackte Saul, nach Luft schnappend, vornüber.

Gleichzeitig setzte der Pockennarbige zu einem Schlag gegen Sauls Kopf an.

Doch jetzt gewannen Sauls alte Kämpferinstinkte die Oberhand über seine Überraschung und seine Schmerzen. Blitzschnell wirbelte er herum, um dem Schlag auszuweichen und gleichzeitig seine Handfläche gegen die Schulter des Angreifers vorschnellen zu lassen. Das Gelenk knackte.

Stöhnend ging der Pockennarbige mit ausgerenkter Schulter zu Boden.

»Sie Vollidiot!« fuhr Saul ihn wütend an. »Ich hätte Sie problemlos umbringen können!«

Im selben Moment gellte ein Schuß durch den Park. Eine Kugel schlug in einen der Stützpfiler des Pavillondachs. Saul warf sich zu Boden.

Er kam neben dem Pockennarbigen zu liegen, der sich unter heftigen Schmerzen seine Schulter hielt. Zwischen zusammengebissenen Zähnen stieß er leise hervor: »Willkommen beim alten Schattenspiel, Romulus. Los, verschwinden Sie schon von hier.«

»Dieser Heckenschütze ist einer Ihrer Leute?« fragte Saul wutschnaubend.

»Ich sagte, Sie sollen verschwinden!«

Eine Kugel schlug in das Geländer des Pavillons. Saul kroch über den Boden. Ein dritter Schuß zersplitterte das Treppengeländer, das vom Podium für das Orchester in den Park hinabführte. Mit einem mächtigen Satz schwang Saul sich über die Balustrade auf der anderen Seite des Pavillons und landete auf dem regennassen Rasen. Nun hatte er den Pavillon zwischen sich und dem angeblichen Heckenschützen; er rannte durch den dunklen Park auf ein Karussell zu, kochend vor Wut über diese hinterhältigen Geheimdienstmachenschaften, und noch widerlicher fand er die Bereitwilligkeit, mit der sein Kontaktmann sich verletzen hatte lassen, bloß weil es seine Vorgesetzten so anordneten. »Willkommen beim alten Schattenspiel«, hatte der Pockennarbige gesagt. *Ganz genau. Schatten. Illusionen.* Bei diesem Gedanken stieg heftiger Ekel in Saul auf. Nachts, bei den schlechten Sichtverhältnissen im Park, hätte dem Heckenschützen durchaus ein kleiner Fehler unterlaufen können, so daß er aus Versehen *nicht* daneben geschossen hätte.

Hinter Saul krachte ein weiterer Schuß. Splitternd flog der

Kopf eines gescheckten Karussellpferds davon. Jetzt reicht's aber, dachte Saul wütend.

In diesem Augenblick tauchte vor ihm eine dunkle Gestalt auf. Erst meinte Saul, es wäre Erika, die ihm in gründlichem Mißverstehen der von der CIA inszenierten Scharade zu Hilfe eilen wollte. Die schemenhafte Gestalt hob eine Schußwaffe.

Das ist nicht Erika! Der Kerl hat es auf mich abgesehen!

Misha Pletz hatte Saul eine Beretta gegeben. Er riß sie aus seiner dunklen Windjacke, doch anstatt sie auf den Angreifer vor ihm abzufeuern, sprintete Saul in der Hoffnung, im Gebüsch Deckung zu finden, nach rechts davon. Ein Schuß, aus wesentlich kürzerer Entfernung abgefeuert, ließ seine Ohren heftig dröhnen. Eine Kugel fuhr durch das Laub eines Strauchs neben ihm. Er sprang hinter eine Parkbank in Deckung und eröffnete nun seinerseits das Feuer.

Doch der Mann war nirgendwo mehr zu sehen. Hinter sich hörte Saul aus der Richtung des Pavillons rasche Schritte. Vor sich entdeckte er plötzlich eine dunkle Gestalt, die hinter einem Baum hervortrat und zielte. Saul drückte ab.

Die schemenhafte Gestalt ging wieder hinter dem Baum in Deckung.

Gleichzeitig schlug eine Kugel in den Betonsockel der Parkbank. Davonstiebende Steinsplitter stachen schmerzhaft in Sauls Gesicht. Dieser Schuß war von einem *dritten* Heckenschützen abgefeuert worden! Nicht von hinten und nicht von vorn, sondern von rechts! Saul rannte auf einen Springbrunnen zu. Jemand schrie etwas. Sirenen heulten. Mit stechenden Lungen hastete Saul aus dem Park. Die Bäume hörten auf, statt dessen tauchte vor ihm der Weg entlang der Donau auf. Er wandte sich nach rechts. Fünfzig Meter weiter kam eine Gestalt aus den Büschen gekrochen. Saul wirbelte nach links herum. Noch eine dunkle Gestalt. Seine Hände umklammerten die Absperrung aus Metall, und dann schwang er sich über das Geländer.

Er tauchte in kaltes Wasser. Und als er, gegen das zunehmende Gewicht seiner sich vollsaugenden Kleider ankämpfend, unter Wasser in die Mitte des Stroms hinauschwamm, glaubte er nicht weit von sich eine Kugel in das Wasser einschlagen zu hören.

5

Im Dunkel der Straße am Park entlang verborgen, beobachtete Erika den Pavillon. Sie zuckte zusammen, als sie den pockennarbigen Mann Saul einen Schlag versetzen sah. Als sie mit gezogener Waffe losrannte, sah sie, wie Saul einem zweiten Schlag des Pockennarbigen auswich und diesen nun seinerseits mit einem gezielten Stoß zu Boden gehen ließ. Und dann ein Schuß. Saul sprang über die Brüstung des Musikpavillons. Chaos. Durch den dunklen Park hetzten erst einer, dann zwei und schließlich sogar *drei* bewaffnete Männer. Es fielen weitere Schüsse. In der Ferne heulten Sirenen auf. Erikas einziger Gedanke galt Saul – sie mußte ihm zu Hilfe eilen. Doch das Durcheinander wurde nur noch schlimmer, als Saul durch den dunklen Park stürmte, durch das dichte Gebüsch an dessen Rand brach und über die Absperrung in die Donau sprang. Ein Bewaffneter schoß ins Wasser. Als er sich darauf herumdrehte sah er, daß andere Gestalten auf ihn zurannten. Er eröffnete das Feuer auf die näherkommenden Angreifer - mehr um sie abzulenken, als um sie wirklich zu treffen – und eilte dabei über den Weg am Rand des Parks entlang davon, um schließlich im Dunkel unterzutauchen. Das Jaulen der Sirenen wurde lauter. Dunkle Gestalten verließen überstürzt in allen Richtungen den Park.

Auch Erika war eine von ihnen. Sie hatte keine Ahnung, an welcher Stelle Saul wieder ans Ufer schwimmen würde. Sie wußte, daß er sein Leben retten würde; entsprechend hatte sie

sich ihrer Aufgabe zuzuwenden. Sie ging davon aus, daß Saul sogar von ihr *erwartete*, daß sie das tat, was sie nun vorhatte. Sie rannte über die Straße und konnte gerade noch in einem dunklen Hinterhof verschwinden, bevor mehrere Polizeiautos am Eingang des Parks anhielten. In Erikas Kopf wiederholte sich immer nur ein und derselbe Gedanke, als sie zur nächsten Straße weiterlief und in einem weiteren Hinterhof verschwand. Saul verstand bestimmt, daß es jetzt keinen Sinn gehabt hätte, nach ihm zu suchen; er würde sich schon allein seiner Haut zu wehren wissen. Doch *sie* mußte sich jetzt um jemand anderen kümmern ...

Die Lichter eines Restaurants tauchten vor ihr auf. Sie stürzte in den Vorraum und steckte ein paar Münzen in den Fernsprecher neben der Garderobe.

Sie wählte die Nummer der Wohnung ihres Vaters. Piepen. Keine Antwort. Piepen...

Ihren Körper durchbebt ein Schauer der Erleichterung, als sich endlich die vertraute Stimme meldete. »Hallo?«

»Misha, ich bin's, Erika! Ich habe jetzt keine Zeit für lange Erklärungen!« Erika rang mühsam nach Atem. »Es wird ernst. Wecke Christopher! Verlaß sofort die Wohnung mit ihm! Du darfst keine Zeit verlieren! Zieh ihn also nicht erst noch an.«

Keine Antwort.

»Misha!«

»Wo soll ich dich treffen?«

»Dort, wo mein Vater auftauchen sollte«, stieß Erika hervor. »Verstehst du? Wo er jeden Morgen und Abend war.«

»Gut«, erwiderte Misha. »Ich werde den Jungen sofort wecken. Er hat nichts zu befürchten.«

»Möge Gott ihm beistehen.«

»Kümmere dich nur um deine eigene Sicherheit.«

»Beeil dich jetzt bitte!«

Erst nachdem sie den Hörer aufgehängt hatte, fiel ihr auf, daß ein paar Gäste sie verwundert anstarrten. Sie rannte wieder

nach draußen.

Doch was war mit Saul, fragte sie sich, als sie die Straße hinunterlief. Würde er sein Leben retten können, um sich an der vereinbarten Stelle mit ihnen zu treffen?

6

Gallaghers Wutausbruch gipfelte in der Frage: »*Waren das unsere Leute?*«

Der Pockennarbige zuckte zusammen und zupfte an der Schlinge, in der sein ausgerenkter Arm hing. »Nur dann, falls Sie noch ein anderes Team losgeschickt haben sollten. *Meine* Leute waren es zumindest nicht.«

»Allmächtiger.« Steif saß Gallagher am Kopfende des Konferenztisches. Zwei weitere Männer warteten in nervösem Schweigen. Gallagher trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. »Die Angreifer waren zu *dritt!*«

»Ja, unseren Mann nicht eingerechnet«, bestätigte ihm der Pockennarbige. »Wir sind genau so vorgegangen, wie Sie angeordnet hatten. Ich habe ihm einen Schlag versetzt, worauf er sich zur Wehr setzte. Daraufhin hat unser Schütze das Feuer eröffnet, als wollte er ihn erschießen.«

»Und was war mit den anderen?«

»Der erste war hinter einem Karussell verborgen. Die anderen beiden tauchten plötzlich aus dem Nichts auf. Sie haben Romulus in die Zange zu nehmen versucht.«

»Und Sie sind sicher, daß es ihnen ernst war? Sie wollten Romulus tatsächlich töten?«

»Jedenfalls hat Romulus dies geglaubt. Er hat das Feuer erwidert. Die Angreifer konnten allerdings fliehen, bevor die Polizei eintraf. Das gleiche gilt natürlich auch für uns.«

Gallaghers Lippen spannten sich. »Wenn Romulus wenigstens einen von ihnen hätte töten können. Dann hätten wir

jetzt zumindest eine Leiche, mit deren Hilfe wir feststellen könnten, wer außer uns noch in diese Angelegenheit verwickelt ist. Verdammt noch mal, Ihr Team hätte den Park und seine Umgebung besser im Auge behalten sollen.«

»Das ging doch nicht. Sie haben selbst gesagt, daß andere Geheimdienste Zeugen der Vorfälle werden sollten. Schließlich wollten Sie doch ihnen gegenüber den Anschein erwecken, als wollten wir nach wie vor nichts mit Romulus zu tun haben. Wir mußten also etwas leiser treten, um unser Publikum nicht zu verschrecken.«

»Großartig. Die ganze Operation hat so reibungslos geklappt, daß wir sie nun als fehlgeschlagen betrachten können.«

»Das würde ich nicht unbedingt behaupten«, bemerkte der Pockennarbige.

Gallagher hob fragend die Augenbrauen.

»Da Romulus tatsächlich um ein Haar ins Gras hätte beißen müssen«, fuhr der Pockennarbige darauf fort, »werden die anderen Geheimdienste umsomehr zu der Überzeugung gelangt sein, daß er nicht mehr mit uns zusammenarbeitet. Schließlich hat sich nichts an unserem Plan geändert. Er kann wie bisher seiner persönlichen Rache nachgehen, und danach ist er uns weiterhin zu dem versprochenen Gefallen verpflichtet.«

»Sind Sie sich dessen wirklich so sicher? Was ist, wenn Romulus glaubt, die anderen Angreifer waren unsere Leute? Angenommen, er gelangt zu der Überzeugung, Sie hätten die Lage nicht mehr im Griff gehabt und Ihre Männer hätten ihn umzubringen versucht? Unter diesen Umständen wird er sich uns gegenüber zu absolut nichts mehr verpflichtet fühlen. Im Gegenteil, er könnte sich sogar gegen uns wenden. Mein Gott, welch ein Chaos! Unter Umständen müssen wir ihm nun vielleicht doch helfen, um ihn nicht ganz zu verlieren und später für unsere Zwecke einspannen zu können.«

»Andererseits«, gab der Pockennarbige zu bedenken, »wissen wir noch nicht einmal, ob er überhaupt überlebt hat.«

Vor Kälte zitternd und erschöpft watete Saul ans Ufer. Er war etwa fünfzehn Minuten in der Flußmitte stromabwärts geschwommen, bevor er sich ans andere Ufer gewagt hatte. Kalt brachen sich die Lichter im Wasser. Er watete durch den schlammigen Untergrund, bis er eine betonierte Rampe unter seinen Sohlen spürte; drückte sich an einem Bootshaus vorbei und erreichte schließlich eine schmale Straße, die an einem Lagerhaus vorbeiführte. Niemand hatte ihn über den Fluß verfolgt. Für den Augenblick fühlte er sich in Sicherheit. Allerdings zermarterte er sich mit verschiedenen Fragen den Kopf. Wer waren die Männer gewesen, die ihn zu töten versucht hatte? Hatte sein ehemaliger Geheimdienst doch beschlossen, ihn aus dem Weg zu räumen? Ungläubig schüttelte Saul den Kopf. Gewiß hätte der Pockennarbige sich nicht selbst in die Schußlinie begeben. War der Pseudo-Anschlag demnach also etwas zu realistisch geraten? Oder hatten seine bislang unbekannten Feinde genau diesen Augenblick abgepaßt, um einen neuerlichen Anschlag auf sein Leben zu versuchen? Jedenfalls hätte alles darauf hingedeutet, daß die Verantwortlichen seine ehemaligen Auftraggeber gewesen waren, falls er tatsächlich erschossen worden wäre. Sie hätten die anderen Geheimdienste unmöglich von ihrer Unschuld überzeugen können. Und die eigentlichen Täter wären ungeschoren davongekommen.

Am ganzen Körper zitternd, wurde Saul nun jedoch von einem noch beängstigenderen Gedanken beschlichen. Er galt Erika und Christopher. Seine Frau war bestimmt Zeuge des Anschlags auf ihn geworden, und nachdem sie gemerkt hatte, daß sie ihm nicht würde helfen können, hatte sie bestimmt alles getan, um Christopher zu beschützen. Er *zählte* darauf, daß sie so handeln würde, wobei diese Gewißheit im Augenblick sein einziger Trost war. Als erstes hatte Erika bestimmt Misha

angerufen und ihn aufgefordert, Christopher unverzüglich in Sicherheit zu bringen. Saul ging mit neuem Mut weiter. Im Augenblick kannte er nur ein Ziel: Er mußte den Treffpunkt aufsuchen, den er mit Erika für Notfälle vereinbart hatte.

8

Christopher war unsanft aus dem Schlaf gerissen worden, seine Augen schmerzten von dem grellen Licht. Misha Pletz hatte ihm noch rasch einen Pullover über seinen Schlafanzug gestreift. Der Tabakqualm stach in seine Nase, aber gleichzeitig ließ ihm der Duft von Kaffee und süßem Kakao das Wasser im Mund zusammenlaufen. An den vielen Tischen um ihn herum saßen rotgesichtige Männer, die sich angeregt unterhielten und lachten. Ihm war keineswegs entgangen, wie eilig Misha es gehabt hatte, als er ihn die Treppe hinuntertrug. Dann die Fahrt im Taxi. Und schließlich waren sie nicht minder überstürzt in dieses »Kaffeehaus«, wie Misha es nannte, geeilt. Als dann seine Mutter unvermittelt aufgetaucht war, hatte sie ihn in die Arme geschlossen. Das alles war höchst beunruhigend gewesen.

Christopher saß zwischen seiner Mutter und Misha auf einer Bank an der Wand. Er verstand nicht recht, was die beiden redeten.

»Wenn er in fünfzehn Minuten nicht da ist«, sagte seine Mutter, »können wir auf keinen Fall riskieren, noch länger hier zu bleiben.«

Ein beliebter Mann mit einer weißen Schürze beugte sich zu seiner Mutter herab. »Kommen Sie doch in die Küche. Wir haben eine ganz außergewöhnliche neue Kaffeesorte bekommen.«

Weiteres Durcheinander. Seine Mutter trug ihn durch eine Schwingtür. Misha ging ihnen voraus. Plötzlich waren sie von

blitzenden Aluminiumtischen umgeben. Überall standen dampfende Töpfe. Gleichzeitig trat durch eine andere Tür sein Vater ein. Er war völlig durchnäßt. Misha lachte. Seine Mutter warf sich seinem Vater schluchzend in die Arme. »Gott sei Dank.«

9

»Schnell«, drängte Misha zur Eile. »Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Wohin willst du uns bringen?« fragte Saul.

»Zurück nach Israel.«

»Kommt gar nicht in Frage«, erklärte Erika entschlossen.

»Ohne uns.«

»Aber warum denn nicht?«

»Du kannst Christopher mit dir nach Israel nehmen, Misha. Sieh zu, daß ihm nichts zustößt.«

»Und was soll aus euch werden?« fragte Misha fassungslos.

»Christopher wird erst dann nichts mehr zu befürchten haben, wenn auch Saul und ich in Sicherheit sind. Falls uns etwas zustoßen sollte, bitte ich dich, Christopher in einem Kibbuz unterzubringen. Und sieh zu, daß er eine neue Identität bekommt.«

»Ich glaube nicht, daß die Leute vom CIA mich umbringen wollten«, meldete sich nun Saul zu Wort. »Das muß jemand anderer gewesen sein. Vermutlich die Leute, hinter denen wir her sind.«

»Auch wenn dem so sein sollte – kannst du deinen früheren Auftraggebern wirklich trauen?«

»Mir bleibt keine andere Wahl. Allerdings mußte ich mich auf einen Handel mit ihnen einlassen. Als Gegenleistung dafür, daß sie mir gestatten, mein Exil vorübergehend zu verlassen, habe ich mich bereiterklären müssen, keinerlei Hilfe von deiner

Seite anzunehmen. Wir müssen diese Sache ganz auf uns allein gestellt durchziehen.«

»Aber...«

»Wir haben immerhin die Informationen, die du uns gegeben hast. Aber wir müssen uns nun mal auf diese Bedingungen einlassen. Falls uns etwas zustoßen sollte, bitte ich dich jedoch, den Fall für uns zu übernehmen. Laß diese Schweine nicht ungestraft davonkommen.«

»Bist du sicher, daß es keine andere Möglichkeit gibt?«

»Damit wir überleben?« Saul schüttelte den Kopf. »Und damit wir wieder zu Christopher zurückkönnen? Nein.«

10

Sein Vater gab ihm einen Kuß. Warum weinte sein Vater?

»Wiedersehen, mein Junge. Misha wird sich um dich kümmern.«

»Und denk immer daran, Christopher...«

Warum weinte auch seine Mutter? Weitere Küsse. Ihre Tränen fühlten sich feucht an auf seiner Haut.

»Wir haben dich sehr, sehr lieb.«

Plötzlich wurden hinter der Schwingtür aufgeregte Rufe hörbar. »Dort haben Sie nichts zu suchen!«

»Sie haben euch entdeckt! Schnell, beeilt euch!« Misha drängte sie in Richtung Hinterausgang.

Sie stürzten in das Dunkel hinaus, in einen Hinterhof, scheinbar ohne Ende, in die Nacht. Doch als Christopher über Mishas Schultern spähte, stellte er zu seinem Entsetzen fest, daß seine Eltern in eine andere Richtung davonrannten als Misha mit ihm. Seine Augen füllten sich mit Tränen, so daß er sie nicht mehr sehen konnte.

Die Ewige Stadt

1

Als Priester und Nonne gekleidet, gingen Drew und Arlene inmitten zahlreicher echter Priester und Nonnen die dicht bevölkerte Via della Conciliazione hinunter. Obwohl die Straße keineswegs eng war, wirkte sie doch schmal im Vergleich mit dem Anblick, der sich nun vor ihnen auftat: Der Petersplatz. Wie ein Trichter mündete die Straße in den weiten Platz, der auf beiden Seiten von mächtigen Säulenreihen gesäumt war.

»Wie groß dieser Platz ist«, flüsterte Arlene ehrfürchtig, als sie den Obelisk in der Mitte des Platzes erreichten.

»Das ist einzig und allein eine Frage der Perspektive«, erklärte Drew. »Dieser Platz mitsamt dem Petersdom und dem gesamten Vatikanstaat nimmt nicht einmal ein Siebtel der Grundfläche des Central Parks in New York ein.«

Arlene wandte sich Drew mit einem ungläubigen Blick zu.

»Du kannst mir ruhig glauben«, lächelte Drew. »Das Ganze hat nur etwa eine Fläche von einem halben Quadratkilometer.«

»Jetzt verstehe ich endlich, warum der Vatikan als der Welt kleinster Stadtstaat gilt.«

»Und dabei ist er noch keineswegs so lange ein unabhängiger Stadtstaat«, antwortete Drew. »Seine Selbständigkeit wurde dem Vatikan erst 1929 zugestanden – und zwar von keinem anderen als Mussolini, der sich damit der politischen Unterstützung der Kirche versichern wollte.«

»Du hast doch gesagt, du wärst noch nie in Rom gewesen.«

»Das ist durchaus richtig.«

»Und woher weißt du das dann alles?«

»Ich habe einen Reiseführer gelesen, während du im Flugzeug geschlafen hast.«

»Das sieht dir wieder mal ähnlich«, lächelte Arlene. »Nachdem du dich hier also schon so gut auskennst – wie

kommen wir zu unserem Treffpunkt?«

»Sie brauchen mir nur zu folgen, Schwester.«

Er führte sie nach links, an der Treppe zum Petersdom vorbei. Nachdem sie ihre vatikanischen Pässe vorgezeigt hatten, passierten sie ein paar Wachen der traditionellen Schweizer Garde des Papstes, deren bunt gestreifte Uniformen mit den Hellebarden eher theatralisch als bedrohlich wirkten.

Sie überquerten einen weiten Platz. Zu ihrer rechten war der Petersdom zu sehen, doch zu ihrer linken, am Ende eines schmalen Gäßchens, ragten zwischen den Gräbern eines winzigen Friedhofs hohe Zypressen auf.

Sie gingen an dem Friedhof vorbei, erreichten den Gerichtshof des Vatikans, passierten die Rückseite des Petersdoms und betraten schließlich die vatikanischen Gärten – ihr Ziel. Plötzlich waren sie von Springbrunnen und Hecken, von Teichen und Blumen umgeben, die ein Bild des Friedens und der Ruhe vermittelten. Einer der Springbrunnen hatte die Form einer spanischen Galeone, aus deren Kanonen das Wasser sprudelte.

»Dachte ich mir's doch, daß Ihnen diese Gärten gefallen würden«, ertönte plötzlich hinter ihnen eine Stimme. »Sie lassen Rom – und überhaupt die ganze Welt – so unendlich weit entfernt erscheinen.«

Trotz ihres unvermuteten Ertönens hatte die Stimme sie nicht erschreckt. Drew hatte mit einer baldigen Kontaktaufnahme gerechnet. Er drehte sich zu Pater Sebastian herum. »Ist er hier gestorben?«

»Pater Viktor?« Der Pater trug einen schwarzen Anzug mit weißem Kragen. Er wirkte niedergeschlagen. »Um zwei Uhr früh. Dort drüben bei dem Seerosenteich. Neben dem Marmorengel. Zwei Schüsse in den Kopf.«

Drews Stirn legte sich in Falten. »Was hatte er hier so spät zu suchen?«

»Er traf sich mit jemandem. Pater Viktor war sehr gründlich.

Er führte einen genauen Terminkalender, über den er uns täglich in Kenntnis setzte, bevor er sich an die Arbeit machte. Seinen Eintragungen zufolge wußte er selbst nicht, wen er hier um diese späte Stunde antreffen würde. Allerdings geht eindeutig aus ihnen hervor, daß der Grund der Verabredung Kardinal Pavelics Verschwinden war.«

An den Bäumen des Gartens vorbei sah Drew zu der mächtigen Kuppel des Petersdoms und den anderen Bauten des Vatikans hinüber. »Können wir davon ausgehen, daß die Person, mit der er sich traf, im Vatikan gelebt hat? Dies würde zumindest erklären helfen, weshalb dieser Garten als Treffpunkt vereinbart wurde.« Drew schüttelte den Kopf. »Andererseits könnte gut möglich sein, daß wir genau das denken *sollten*. Vielleicht hat der Betreffende diesen Ort nur ausgesucht, um uns in dem Glauben zu bestärken, er würde im Vatikan leben.«

»Vielleicht ist die Person, die mit Pater Viktor verabredet war, gar nicht zu dem Treffen erschienen«, warf Arlene ein. »Oder vielleicht ist noch eine dritte Person aufgetaucht, nachdem das eigentliche Treffen bereits beendet war. Es gibt jedenfalls eine Vielzahl von Erklärungsmöglichkeiten. Wir tapfen demnach immer noch völlig im dunkeln.«

»Mit einer Ausnahme«, erklärte Pater Sebastian. »Aus Pater Viktors Verletzungen lassen sich einige Rückschlüsse ziehen.«

»Ja?« Mit einemmal war Drews Interesse erwacht.

»Er wurde zweimal ins Gesicht geschossen. Die Pulverrückstände deuten darauf hin, daß die Schüsse aus nächster Nähe abgefeuert wurden, wenn Sie verstehen, worauf ich hinauswill.«

»Allerdings. Nachts ist vieles möglich. Andererseits war Pater Sebastian Ihren eigenen Aussagen zufolge alles andere als ein Amateur. Selbst wenn man einmal davon ausgeht, daß auch einem echten Profi hin und wieder ein Fehler unterläuft, deuten die Pulverrückstände doch darauf hin, daß der Mörder

jemand war, der Pater Viktor kannte und dem er vertraute; sonst hätte er ihn nicht so nahe an sich herangelassen.«

Pater Sebastians Augen funkelten. »Möglicherweise handelte es sich dabei um einen Ordensbruder.«

Drew warf einen kurzen Blick auf den Rubinring am Mittelfinger von Pater Sebastians linker Hand. Er war aus Gold und trug die Insignien von Schwert und Kreuz.

»Vielleicht handelte es sich dabei um dasselbe Mitglied meines Ordens, das Sie zweimal daran zu hindern versuchte, mit uns zusammenzuarbeiten«, fuhr Pater Sebastian fort. »Vielleicht wird dieser Ordensbruder diesmal zu verhindern versuchen, daß Sie herausfinden, weshalb Kardinal Pavelic verschwunden ist. Seien Sie auf der Hut, Bruder MacLane. Ich habe ganz besondere Vorsicht walten lassen, um zu verhindern, daß mir jemand zu diesem Treffen folgen konnte. Von nun an halte ich es jedoch für nicht mehr länger vertretbar, daß wir uns noch weiter treffen. Benutzen Sie künftig das Bankschließfach in Zürich, wenn Sie mir eine Nachricht zukommen lassen möchten.«

»Wir haben doch noch gar keinen Schlüssel dafür – und auch nicht die Nummer meines Kontos und...«

»... die Waffen, die ich Ihnen versprochen habe.«

»Ja, die ganz besonders.«

»Gehen Sie zu diesem Marmorengel hinüber. Es ist die Stelle, an der Pater Viktor den Tod fand. Auf der Rückseite des Engels ist eine Metallplatte angebracht. Entfernen Sie diese Platte. Sie werden darunter den Wasserhahn für den Brunnen finden. Daneben ist ein Päckchen versteckt. Es enthält alles, was Sie brauchen.«

Das Päckchen war fünfundzwanzig Zentimeter lang und breit sowie zehn Zentimeter dick. Die Adresse auf dem braunen Packpapier war kaum mehr leserlich. Das Päckchen war wesentlich schwerer, als man aufgrund seiner Größe erwartet hätte. Drew hatte es mit gespielter Leichtigkeit unter seinen Arm geklemmt, als er mit Arlene den Vatikan wieder verließ. Bisher hatte sich ihre Tarnung als Nonne und Geistlicher als geradezu ideal erwiesen, doch für das, was sie nun vorhatten, traf dies nicht mehr zu.

Arlene sprach aus, was Drew dachte. »Wenn wir in unserer Verkleidung weiterhin so unzertrennlich bleiben, werden wir tatsächlich noch Aufsehen erregen. Wir werden einen richtigen Skandal verursachen.«

»Aber Schwester! Wie können Sie so etwas auch nur denken?«

Arlene schnitt eine Grimasse. »Wo sollen wir diese Dokumente durchsehen? Doch nicht in aller Öffentlichkeit. Und ein gemeinsames Zimmer können sich ein Priester und eine Nonne auch nicht nehmen. Selbst wenn wir getrennte Zimmer hätten, könnte ich unmöglich auf deines kommen. Und was sollen wir heute nacht machen? Wir können nicht riskieren, getrennt zu schlafen.«

»Riskieren? Dein Sinn für Romantik ehrt mich zutiefst.«

Arlene grinste. »Ich will dich ja nicht enttäuschen, aber...«

»Ja?«

»Dein Körper steht im Augenblick auf meiner Dringlichkeitsliste nicht unbedingt an erster Stelle.«

»Äußerst lobenswert, Schwester. Lassen Sie irgendwelche fleischlichen Gelüste gar nicht erst hochkommen.« Drew ließ seinen Blick über die Läden entlang der Via della Conciliazione gleiten. »Aber ein kleiner Garderobenwechsel könnte vielleicht nicht schaden.«

»Wo sollen wir uns umziehen? In einem dieser Läden können wir das doch kaum machen.«

»Wir werden schon einen passenden Ort finden. Das kann doch nicht so schwer sein.«

3

Oder etwa doch? Jedenfalls war sich Drew der Problemlosigkeit seines Vorhabens keineswegs mehr so sicher, nachdem er bereits eine Viertelstunde damit zugebracht hatte, sich auf einer Bahnhofstoilette die Hände zu waschen, bis endlich eine Kabine frei wurde. Zu allem Überfluß schien es in Italien ein ungeschriebenes Gesetz, daß man einem Geistlichen auch auf der Toilette seine Reverenz zu erweisen hatte. Und so hatte Drew immer wieder auf Italienisch »Ja, mein Sohn, sehr wohl, mein Sohn« zu antworten, während er sich weiter die Hände wusch.

Endlich wurde eine Toilette frei. Drew schloß die Tür hinter sich, legte seine schwarze Priesterkleidung ab und schlüpfte in eine graue Hose, ein blaues Hemd und einen marineblauen Blazer. Seinen schwarzen Anzug mit dem weißen Kragen stopfte er in die Tüte, in der er seine neuen Kleider hierher gebracht hatte. Als er damit und mit dem kleinen, schweren Päckchen mit den Waffen und den Dokumenten die Kabine wieder verließ, betrat ein Bahnbeamter die Toilette. Um ein Haar hätte Drew auch zu ihm gesagt: »Gott segne Sie, mein Sohn«, bevor er die Toilette verließ.

In der kirchenartigen Bahnhofshalle herrschte unglaublicher Lärm. Gewohnheitsmäßig ließ Drew seinen Blick über die Menschenmenge in seiner Umgebung wandern, ob irgend jemand seine Aufmerksamkeit erregte, weil er sich für diesen Ort etwas ungewöhnlich bewegte. Nachdem er sich auf diese Weise zu vergewissern versucht hatte, daß er nicht beschattet wurde, bahnte er sich einen Weg auf einen Pfeiler zu, hinter

dem Arlene wartete. Sie trug einen beigen Hosenanzug und eine türkise Bluse, die das Grün ihrer Augen unterstrich.

»Das hat aber gedauert«, empfing sie ihn. »Ich wollte schon fast nach dir suchen.«

»Ich habe zu meinen Schafen gesprochen. Sieh dir nur diese Hände an. Die saubersten in der ganzen Stadt.«

4

Die Vorhänge waren zugezogen. Dahinter nahm der Lärm des Abendverkehrs stetig zu. Auf dem Hotelbett lagen das geöffnete Päckchen, ein Schließfachschlüssel, italienisches Geld, zwei Mauser-Pistolen und ein Packen Dokumente.

Eine Hälfte der Dokumente gab Drew Arlene. Es handelte sich dabei um Fotokopien von Zeitungsausschnitten, schriftlichen Aufzeichnungen von Telefongesprächen, Informantenberichten, Akten von Laienagenten, die sich mit dem Fall befaßt hatten, und schließlich von Pater Viktors Terminkalender.

Beeindruckt sah Arlene nach einer Weile von den Unterlagen auf. »Pater Viktor verfügte über hervorragende Informationsquellen. Er hatte *Zugang* zu sämtlichen Daten, die Interpol und den lokalen Polizeibehörden vorlagen.«

»Und dank seiner Kontakte zu einflußreichen kirchlichen Kreisen wußte er sogar noch einiges mehr. Sieh dir das mal an. Er hatte sogar Informationen bei allen größeren Geheimdiensten, einschließlich des KGB.«

Es dauerte drei Stunden, bis sie sämtliche Unterlagen gründlich studiert hatten. Drew ließ sich auf das Sofa sinken. »Wie es scheint, hat die Bruderschaft keine Mühen gescheut, sämtliche zugänglichen Informationen zusammenzutragen. Allerdings enthalten sie bisher keinen einzigen brauchbaren Anhaltspunkt.«

Arlene rieb sich ihre müden Augen. »Pater Viktor ist genau so vorgegangen, wie auch ich das getan hätte. Er hat sämtliche Bereiche abgedeckt – den religiösen, den politischen und den kriminellen.«

»Und doch ist er auf keine brauchbare Spur gestoßen. Trotzdem ist er ermordet worden. Warum?«

»Vielleicht hing sein Tod gar nicht mit dem Verschwinden des Kardinals zusammen?«

»Auch das ist nicht auszuschließen. Andererseits deutet die Eintragung in Pater Viktors Terminkalender darauf hin, daß das Treffen in den vatikanischen Gärten mit diesem Fall in Zusammenhang stand. Da ist außerdem noch etwas, was mich stutzig macht. Die Bruderschaft ist eine der besten Geheimdienstorganisationen, die ich kenne. Woraus schließen sie, wir könnten in dieser Sache etwas erreichen, was ihnen trotz ihrer perfekten Organisation nicht gelungen ist?«

»Das hat uns Pater Sebastian doch vorhin zu erklären versucht«, sagte Arlene. »Offensichtlich will ein Mitglied der Bruderschaft seinen Orden sabotieren. Und angesichts dessen können zwei motivierte Außenseiter vielleicht eher herausfinden, weshalb Kardinal Pavelic verschwunden ist.«

»Du meinst, weil der Verräter in den eigenen Reihen der Bruderschaft nicht wissen kann, was wir vorhaben, und uns deshalb auch nicht in die Quere kommen könnte?« Drew ging nachdenklich im Raum auf und ab. »Findest du das wirklich einleuchtend? Warum sondert sich dann Pater Sebastian nicht selbst von der Bruderschaft ab und versucht auf eigene Faust herauszufinden, was wir für ihn in Erfahrung bringen sollen? Wieso das Ganze? Warum *ich*? Warum ausgerechnet *wir*?«

»Glaubst du, man will uns in eine Falle locken?«

»So sieht es zumindest aus. Der Hinterhalt in der Wüste. Die Bombe in Kairo. Der Verräter wußte offensichtlich, daß du mich zu Pater Sebastian bringen solltest. Vielleicht hat Pater Sebastian sich für uns entschieden, weil wir problemlos

ersetzbar sind. Anstatt sein Leben oder das eines anderen Bruderschaftsmitglied aufs Spiel zu setzen, schickt er uns vor und hofft, daß dem Verräter ein Fehler unterläuft, wenn er uns auszuschalten versucht.«

»Aber hierfür hätte er doch jeden beliebigen anderen außenstehenden Agenten heranziehen können«, gab Arlene zu bedenken. »Gegen das entsprechende Honorar hätte Pater Sebastian doch unter Dutzenden von unabhängigen Agenten wählen können.«

Arlenés grüne Augen leuchteten plötzlich auf, nachdem sie eine Weile nachdenklich geschwiegen hatte. »Nur hätte selbst alles Geld dieser Welt einen unabhängigen Agenten nicht dazu bewegen können, diesen Auftrag weiter zu übernehmen, nachdem bereits zwei Anschläge auf sein Leben unternommen worden waren. Sie haben sich für *uns* entschieden, weil wir stärker motiviert sind. Schließlich wird uns die Bruderschaft töten, wenn wir nicht mit ihr zusammenarbeiten.«

»Unsere Lage ist im Augenblick wirklich nicht gerade rosig.« Lächelnd drückte Drew Arlenés Hand. »Wir beide wollen unbedingt überleben. Das sind wir schon unserer Liebe schuldig.« Seine Stimme klang plötzlich heiser. »Wir haben die Wahl zwischen einem sicheren und einem nicht ganz sicheren Tod. Was bleibt uns also anderes übrig? Wir wissen zwar, daß man uns ganz bewußt in diese Zwickmühle gebracht hat, aber wir können nichts dagegen unternehmen.«

»Dann laß uns also unseren Auftrag ausführen.« »Damit wir künftig unbehelligt weiterleben können.« Drew griff nach der Fotokopie eines Zeitungsausschnitts.

VERSCHWINDEN EINES KARDINALS WEITERHIN UNGEKLÄRT

»ROM, ITALIEN, 28. Februar (AP) - Die zuständigen Stellen des Vatikans und die Polizeibehörden von Rom sind sich auch

nach fünf Tagen noch im unklaren über die Gründe des Verschwindens von Kurienkardinal Krunoslav Pavelic.

Der zweiundsiebzigjährige Pavelic wurde von einigen engen Vertrauten zum letztenmal gesehen, nachdem er in der Kapelle seiner Privatgemächer im Vatikan am Sonntagabend die Messe gelesen hatte. Der Kardinal sollte am darauffolgenden Montag die mit Spannung erwartete Abschlußerklärung zu einer katholischen Bischofskonferenz verlesen, welche die Beziehungen der Kirche zu den kommunistischen Regierungen des Ostblocks zum Gegenstand hatte.

Anfänglich mutmaßten die Behörden, Kardinal Pavelic wäre von rechtsextremistischen Kreisen entführt worden, die auf diese Weise gegen den nachgiebigeren Kurs der Kirche gegenüber all jenen kommunistischen Regimen protestieren wollten, die sich bereiterklärt hatten, kirchlichen Aktivitäten künftig einen größeren Spielraum zuzugestehen. Bisher hat sich jedoch keine der hierfür in Frage kommenden extremistischen Gruppen zu der Entführung von Kardinal Pavelic bekannt.«

Nachdem Drew den Artikel zu Ende gelesen hatte, drehte er sich zu Arlene um, die sich über seine Schulter beugte, um den Bericht ebenfalls zu studieren.

»Wie sollte ein simpler Zeitungsbericht aufschlußreichere Hinweise erhalten als Pater Viktors Unterlagen aus den Händen wesentlich besser informierter Kreise?« fragte sie.

»Im Augenblick interessiert mich viel mehr, was *nicht* in diesen Unterlagen steht«, entgegnete Drew. »Du hast doch vorhin gesagt, Pater Viktor hätte sämtliche Bereiche abgedeckt – den religiösen, den politischen und den kriminellen. Einen Bereich vermisste ich allerdings in dieser Aufzählung.«

»Und der wäre?«

»Es könnte sich dabei um den Grund handeln, weshalb Pater Sebastian ausgerechnet uns haben wollte. Oder genauer: *mich*.«

Drew brachte die Worte nur mit Mühe über seine Lippen. »Dabei handelt es sich sozusagen um meine Spezialität.« Wieder einmal durchlebte er in seiner Erinnerung unter unsäglichen Qualen die Explosion, die seine Eltern vor seinen Augen zerfetzt hatte. Seine Verbitterung darüber hatte ihn zu einem Werkzeug tödlicher Rache werden lassen.

»Terroristen.« Allein das Wort ließ ihm die Galle hochsteigen. »In der Zeitungsmeldung wird auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Kardinal Pavelic von Rechtsextremisten entführt wurde. Doch an welcher Stelle in diesen anderen Unterlagen wurde dieser Möglichkeit auch nur in irgendeiner Form Rechnung getragen? Sollen wir vielleicht unsere Nachforschungen in *diese* Richtung lenken?«

5

Die Morgensonne kämpfte sich durch einen dichten Smogschleier. Um dem ohrenbetäubenden Verkehrslärm zu entfliehen, betrat Drew eine Telefonzelle in der Nähe des Kolosseums und wählte eine Nummer, die er fast acht Jahre lang nicht mehr angerufen hatte. Das Telefonat rief unangenehme Erinnerungen in ihm wach.

Ein Mann, dessen rauhe Stimme Drew nicht kannte, meldete sich auf Italienisch. »Forum-Reinigung.«

Ebenfalls auf Italienisch antwortete Drew: »Könnte ich bitte Mr. Carelli sprechen?«

»Hier gibt es keinen Carelli.«

»Könnten Sie ihm wenigstens eine Nachricht zukommen lassen?«

»*Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, hier gibt es keinen Carelli. Ich habe diesen Namen nie gehört.*« Damit legte der Mann auf.

Drew hängte ebenfalls ein und lehnte sich gegen die

Glaswand der Zelle.

Arlene wartete draußen. «Deinem Gesicht nach zu schließen, hast du ihn nicht erreicht.»

»Offensichtlich hat sich in der Zwischenzeit einiges geändert.«

»Nach acht Jahren ist das doch nicht weiter verwunderlich. Oft werden Kontaktmänner sogar wöchentlich ausgewechselt.«

»Vermutlich habe ich mir das alles etwas zu einfach vorgestellt.«

»Wer ist überhaupt dieser Carelli?«

»Carelli ist nur der Deckname eines gewissen Gatto. Er hat als Vermittler fungiert, als ich noch als Agent tätig war. Gelegentlich haben wir ihn als Rückendeckung verwendet, wenn mal ein Auftrag schiefging. Aber in den meisten Fällen haben wir ihm nur Informationen abgekauft.«

Die Art, wie sie ihn ansah, gab Drew zu verstehen, daß sie begriffen hatte. Terroristen operierten in der Regel in kleinen, voneinander unabhängigen Gruppen. Auf diese Weise ließ sich eine bessere Geheimhaltung gewährleisten; zugleich war dieses Vorgehen jedoch auch mit gewissen Nachteilen verbunden: Sie konnten bei der Beschaffung von Waffen und Informationen auf keine übergeordnete Organisation zurückgreifen. Ein Mordanschlag bedurfte in jedem Fall sorgfältiger Planung und Vorbereitung, und hierfür waren diese kleinen, unabhängigen Gruppen auf die Hilfe von Vermittlern angewiesen, die ihnen gegen ein entsprechendes Honorar die für den jeweiligen Anschlag nötigen Waffen und Hintergrundinformationen beschafften, ohne lang Fragen zu stellen. Und Signore Carelli, alias Gatto, war ein solcher Vermittler gewesen.

»Er war ein absoluter Profi«, erklärte Drew.

»Das heißt, er war vorsichtig?«

»Ganz richtig. Die Informationen, die er uns zukommen ließ, bezogen sich nie auf einen seiner Kunden«, fuhr Drew fort.

»Aber er hatte keinerlei Bedenken, uns gegen die ent-

sprechende Bezahlung alles zu erzählen, was er über Terroristen wußte, die die Unklugheit begangen hatten, seine Dienste nicht in Anspruch zu nehmen.«

»Hört sich ja an wie ein ganz sympathischer Zeitgenosse.«

»Im Grunde genommen war er das tatsächlich, wenn man einmal davon abzusehen bereit war, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente.«

»Er war dir natürlich zutiefst zuwider.«

»Allerdings. Aber wenn irgend jemand wissen könnte, wer Kardinal Pavelic entführt hat, dann Gatto.«

»Aber leider wissen wir nicht, wie wir ihn erreichen können.«

Drew schüttelte den Kopf. »Es gab auch noch andere Wege, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Über andere Telefonnummern und andere Kontaktmänner.«

Er ging wieder in die Zelle zurück. Allerdings führten auch seine nächsten drei Anrufe zu keinem Ergebnis. Mit einem mutlosen Blick zu Arlene hinaus wählte Drew eine letzte Nummer.

»Arzneimittelversand Pontine«, meldete sich eine näselnde Frauenstimme.

»Könnten Sie bitte Signore Carelli eine Nachricht übermitteln?« fragte Drew.

Die Frau gab keine Antwort.

»Signore Carelli«, wiederholte Drew. »Könnten Sie...?«

»Diesen Namen habe ich schon über ein halbes Jahr nicht mehr zu hören bekommen«, sagte die Frau schließlich.

»Und noch länger ist es her, daß ich mit ihm gesprochen habe«, erklärte Drew.

»Falls ich ihn erreichen kann – wen...?«

»Mr. Haverford.« Drew nannte ihr den Decknamen, den er immer benutzt hatte, wenn er mit Gatto zu tun gehabt hatte.

»Ich werde mich mal umhören. Rufen Sie bitte in einer halben Stunde noch einmal an.«

Drew spazierte darauf mit Arlene zum Kolosseum. Genau eine halbe Stunde später ging er wieder zu der Telefonzelle zurück und wählte noch einmal dieselbe Nummer.

»Ich habe schon mal wegen Carelli angerufen.« »Haben Sie etwas zum Schreiben?«

6

Drew hatte ein ungutes Gefühl, als er seinen gemieteten Fiat die kurvenreiche, von Bäumen gesäumte Straße hinaufjagte. Nie zuvor hatte er sich mit Gatto in einem Privathaus getroffen. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, sich bei solchen Anlässen an öffentlichen Plätzen, in einem Lokal oder in einem Park zu verabreden. Auf diese Weise ließen sich die Spuren der an einem solchen Treffen Beteiligten von gegnerischen Organisationen wesentlich schwerer verfolgen. Jedenfalls war es absolut unüblich, sich in jemandes Wohnung oder Haus zu treffen. Gatto mußte also einen triftigen Grund haben, gegen diese Regel zu verstoßen.

Kaum hatte Drew den elegant eingerichteten Salon der schwerbewachten Villa betreten, wurde ihm der Grund hierfür klar. Gatto war zu krank, um sein Haus zu verlassen. Die Villa war auf einer Anhöhe fünfzehn Kilometer nördlich von Rom gelegen, von wo man einen herrlichen Ausblick auf die gesamte Umgebung hatte. Das Haus war außerordentlich luxuriös eingerichtet. Doch der ehemals so vitale Mann, der durch seine stillschweigende Beihilfe bei unzähligen Terroranschlägen zu Reichtum und Wohlstand gelangt war, war nur noch ein Schatten seiner selbst. Seine von Leberflecken übersäte Gesichtshaut hing in schlaffen Falten nach unten; sein schütterer Haarwuchs war durch einen breitkrepfigen Hut kaschiert. Er saß zusammengesunken auf einem Sofa.

»Ach, Haverford«, begrüßte ihn Gatto schwer atmend.

»Lange nicht mehr gesehen. Und welch ausnehmend hübsche Begleiterin Sie dabei haben.«

»Guten Tag, Signore Carelli.« Lächelnd ergriff Arlene die knochige Hand, die der todkranke Mann ihr entgegenstreckte. Ihr Lächeln verflog nicht, als Carelli seine eingefallenen Lippen auf ihren Handrücken drückte.

Im hinteren Teil des Raums standen zwei Leibwächter.

»Ja, es liegt schon einige Zeit zurück, daß wir uns das letzte Mal gesehen haben«, nickte Drew. »Ich habe aufgrund einiger tiefgreifender persönlicher Veränderungen meinen Beruf an den Nagel gehängt.«

»Genau, wie ich«, hustete Gatto. »Darf ich Ihnen eine kleine Erfrischung anbieten? Oder ein Glas Wein?«

»Sie wissen, daß ich Alkohol nie angerührt habe.«

»Natürlich kann ich mich noch erinnern. Aber wenn Sie gestatten...«

»Tun Sie sich bitte keinen Zwang an.«

Gatto schenkte sich eine purpurne Flüssigkeit in ein Glas. Das Schlucken schien ihm Mühe zu machen. Im Raum roch es nach Medikamenten. »Womit kann ich Ihnen dienen, Haverford? Der Höflichkeiten dürften wir inzwischen wohl genug ausgetauscht haben.« Carellis Grinsen war starr wie die Grimasse eines Toten.

»Früher bekam ich von Ihnen Informationen über all jene, die glaubten, es sich leisten zu können, auf Ihre Dienste zu verzichten.«

Gattos weite Kleider gerieten heftig in Bewegung, als er lachte. »Wie Sie das wieder treffend ausgedrückt haben, Haverford. Übrigens, haben Sie schon meinen neuen Matisse gesehen?« Er deutete auf eine Wand.

Drew drehte sich herum und begutachtete das Gemälde. »Großartig.«

»Das Bild hat mich eine Million Dollar gekostet, Haverford. Soviel habe ich manchmal an einem Auftrag verdient. Wieviele

Menschen, glauben Sie, mußten wohl sterben, damit Matisse dieses Bild malen konnte?«

»Keiner – außer daß Matisse vielleicht einen Teil seines eigenen Lebens dafür geopfert haben könnte.«

Gatto hustete neuerlich. »Jedenfalls könnte mir dieses Bild nicht das Leben retten, auch wenn ich es noch so teuer weiterverkaufen würde. Treten Sie doch näher, meine Teuerste. Nehmen Sie Platz.«

Lächelnd kam Arlene seiner Aufforderung nach.

»Was würden Sie an meiner Stelle tun, Haverford?«

»An Ihrer Stelle?«

»Wenn Sie sterben müßten.«

»Ach so. In diesem Fall würde ich beichten.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Einem Priester.«

»Tatsächlich?«

»Ich würde alles dran setzen, meine Seele zu retten.«

»Sie haben die Religion für sich entdeckt, Haverford?«

»Ja. Es hat allerdings etwas gedauert.«

»Und finden Sie darin Trost? «

Drew dachte kurz nach. »Nein. Ich sehe darin sogar eher eine Belastung. Aber sie hilft mir, mich mit dem Gedanken an den Tod abzufinden.«

»Das, mein Freund, ist unbezahlbar«, pflichtete Gatto ihm bei.

»Was halten Sie von folgendem Vorschlag? Ein Diener Gottes ist verschwunden. Können Sie mir helfen herauszufinden, warum?«

»Ein Diener Gottes?«

»Ein Kardinal. Krunoslav Pavelic.«

Gatto nickte. Offensichtlich sagte ihm der Name etwas.

»Wir glauben, einige seiner früheren Freunde könnten für sein Verschwinden verantwortlich sein. Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir helfen könnten, den

Kardinal zu finden. Und ich glaube auch, daß Ihnen das unser Vater im Himmel hoch anrechnen würde. Darüberhinaus würde ich mir Ihre Hilfe natürlich auch einiges kosten lassen.«

»Geld spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle, Haverford.«

»Was dann?«

»Ich will Rache!«

»An wem?«

»An denen, die mich angesichts meiner Krankheit im Stich gelassen haben!«

Drew breitete die Hände aus. »Aber Sie wissen doch selbst, wie diese Leute sind. Sie denken doch nur an ihr eigenes Überleben.«

»Aber ich werde nichts unversucht lassen, sie genau daran zu hindern!« Die Intensität seines plötzlichen Gefühlsausbruchs ließ Gatto gequält die Augen schließen. »Diese Schweine verbreiten zwar nur zu bereitwillig Tod und Schrecken um sich, aber sie wollen unter keinen Umständen mit jemandem zu tun haben, der bereits mit einem Bein im Grab steht.«

»Hat es Sie so sehr verletzt, daß sie sich vor Ihnen zurückgezogen haben?«

»Mein Beruf war das einzige, was meinem Leben einen Sinn gegeben hat.«

»Dann sollten Sie vielleicht zusehen, ihm einen anderen Sinn zu geben.«

»Denken Sie dabei etwa an Religion?« Gattos plötzliche Wut ließ nach. Seine Augen öffneten sich zu schmalen Schlitzten. »Nicht schlecht, Haverford. Ich soll Ihnen also helfen, den Kardinal zu finden, und täte damit gleichzeitig etwas für mein Seelenheil.«

»Etwas für sein Seelenheil zu tun, kann nie schaden.«

»Wenn es dafür nicht schon zu spät ist.«

»Die schwerste Sünde ist die Verzweiflung.«

»Ich meinte eigentlich, wenn es nicht schon zu spät ist, den

Kardinal zu finden. Sein Verschwinden liegt bereits mehrere Monate zurück. Gewissen Gerüchten zufolge, die mir über diese Affäre zu Ohren gekommen sind, nehme ich an, daß bereits intensive Nachforschungen angestellt wurden, sein Verschwinden aufzuklären. Wie wollen Sie nun nach so langer Zeit...«

»Ich bin an gewissen anderen Gerüchten interessiert«, fiel ihm Drew ins Wort.

»Über meine ehemaligen Kunden?« Mit zitternden Augenlidern kämpfte Gatto gegen seine Schmerzen an. »Glauben Sie nicht, Sie hätten es nicht schon längst an die große Glocke gehängt, wenn die Entführung des Kardinals tatsächlich auf ihr Konto gegangen wäre? Normalerweise gehen doch nach so einem spektakulären Entführungsfall bei den Zeitungen und bei der Polizei reihenweise Bekennerbriefe und anonyme Anrufe ein.«

»Da dem nicht so war, könnte die Sache doch auch so brisant gewesen sein, daß die Täter es vorzogen, ausnahmsweise kein großes Aufhebens davon zu machen.«

»Wollen Sie die Wahrheit hören?«

»Dagegen ist nie etwas einzuwenden.«

»Sie wird Ihnen allerdings kaum gefallen. Ich weiß nämlich absolut nichts über die ganze Sache. Meine Ärzte haben mir im Januar mitgeteilt, wie ernst mein Zustand ist. Und so etwas spricht sich natürlich schnell herum. Seit Februar sind mir keinerlei Insiderinformationen mehr zu Ohren gekommen. Es hat mir immer Spaß gemacht, mit Ihnen über die neuesten Ereignisse zu plaudern, Haverford, deshalb habe ich mich auch bereiterklärt, mich mit Ihnen zu treffen. Trotzdem fürchte ich, daß Sie sich umsonst hierher bemüht haben. Ich bin kaum der Mann, der Ihre Fragen beantworten könnte.« Gatto zuckte zusammen und hielt den Atem an. Als er ausatmete, hörte sich das an, als entwiche Luft aus einem Reifen.

Drew erhob sich. »Sie müssen entschuldigen, daß wir Sie so

lange beansprucht haben. Sie sind sicher müde.«

»Ich weiß allerdings, an wen Sie sich wenden könnten.«

Drew blieb reglos stehen. »An wen?«

»Die Ratte, die meinen Platz eingenommen hat. Die Wanze, die mir meine Kunden abgeluchst hat und die jetzt über alles Bescheid weiß. Der Kerl heißt Bonato.«

»Sein Deckname?«

»Medici.«

»Ein Name, den man mit politischen Intrigen und rücksichtsloser Durchsetzung seiner eigenen Interessen in Verbindung bringt. Also durchaus angemessen für einen Mann diesen Kalibers. Könnten Sie mich vielleicht bei ihm einführen?«

»Ich? Ausgeschlossen, Haverford. Sobald er meine Kunden für sich gewonnen hatte, wurde ich für ihn vollkommen uninteressant. Er duldet mich lediglich, weil ich sowieso schon ein todgeweihter Mann bin. Wenn ich ihm also sagen würde, ich hätte Sie zu ihm geschickt, könnte diese Art von Einführung Sie möglicherweise das Leben kosten. Aber ich kann Ihnen sagen, wie Sie an ihn herankommen können. Alles weitere bleibt Ihnen überlassen. Aber seien Sie vorsichtig. Mit Bonato ist nicht zu spaßen.«

»Keine Sorge. Ich werde auf der Hut sein. Erzählen Sie mir alles, was Sie über diesen Mann wissen.«

»Vielleicht haben Sie recht, Haverford. Vielleicht wird Gott doch Gnade walten lassen, wenn ich mich für seinen Kardinal einsetze.«

7

Ganz in Schwarz gekleidet lagen Drew und Arlene in einem dunklen Hinterhof auf der Lauer und beobachteten die Autos auf dem Parkplatz des Restaurants auf der anderen

Straßenseite. Es war kurz nach zwanzig Uhr. Sie warteten bereits fünfzehn Minuten, und falls Gattos Angaben richtig waren, mußte der Mann mit dem Decknamen Medici in den nächsten fünf Minuten in dem Restaurant auftauchen.

Das Restaurant gilt als neutrales Territorium, hatte Gatto gesagt. Geschäfte werden dort nicht abgewickelt. Medici verkehrt in dem Lokal lediglich aufgrund seiner hervorragenden Küche und seines gut bestückten Weinkellers. Er erscheint dort fünf nach acht, speist ausgiebig zu Abend, gibt den Kellnern großzügige Trinkgelder und kehrt Punkt zehn Uhr nach Hause zurück, wo er von einer Prostituierten erwartet wird; es ist übrigens jeden Abend eine andere. Sein Haus ist selbstverständlich schärfstens bewacht. Aber dieses Restaurant ist seine Schwachstelle. Andererseits ist diese Gewohnheit unter normalen Umständen auch mit keinerlei Risiken verbunden. Die einzelnen terroristischen Gruppen haben keine Veranlassung, ihn zu bedrohen. Und den Behörden ist vollkommen klar, daß sämtliche Terroristen, die mit Medici zusammenarbeiten, auf der Stelle alle ihre Pläne umwerfen würden, falls er verhaftet werden sollte.

Würde die terroristische Vereinigung, die den Kardinal entführt hat, nicht sofort auf uns aufmerksam werden, wenn wir Medici auf den Zahn fühlen, hatte Drew darauf seine Bedenken angemeldet.

Aber die Entführung des Kardinals gehört doch längst der Vergangenheit an, hatte Carelli ihn daraufhin beruhigt. Kein Mensch käme auf die Idee, Medici könnte, in Zusammenhang mit dem Verschwinden Kardinal Pavelics vor mehreren Monaten, entführt worden sein. Nein, Haverford, deswegen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.

Damit waren Drews Bedenken jedoch keineswegs zerstreut, zumal für das Gelingen seines und Arlenes Vorhaben ein gut eingespieltes Team von mindestens zehn Leuten erforderlich gewesen wäre. Natürlich konnten es auch zwei schaffen, wenn

alles glattging. Aber sobald auch nur die geringste Kleinigkeit schief lief, brauchten sie dringend Verstärkung, um ihr Vorhaben erfolgreich zu Ende führen zu können.

Im Dunkel ihres Beobachtungspostens legte Drew nun Arlene seine Hand auf die Schulter, um ihr Mut zu machen.

Sie strich darauf in einer liebevollen Geste über seine Finger. Und dann begann sie leise zu flüstern, als könnte sie seine Gedanken lesen. »Wir riskieren es nur, wenn die Umstände es erlauben. Da wir nur zu zweit sind, erregen wir zumindest weniger Aufsehen als ein ganzes Team. Und vor allem wird Medici nicht mit unserem Erscheinen rechnen.«

Drew pflichtete ihr bei. Schließlich blieb ihnen auch gar keine andere Wahl, wenn sie nicht auf eine wichtige Informationsquelle verzichten wollten. Und was hätten sie ohne ein paar Anhaltspunkte schon weiter unternehmen können? Sie hätten höchstens abwarten können, bis die Bruderschaft sie eines Tages aufgespürt und wegen ihres Versagens liquidiert hätte. Ein ungewisser Tod war mit Sicherheit besser als ein gewisser. Zu dieser Überzeugung waren er und Arlene bereits am Abend zuvor gelangt. Um sich von der Bruderschaft loszukaufen, mußten sie nun einmal gewisse Risiken auf sich nehmen.

Plötzlich tauchte links von ihnen eine Limousine auf. Drew nahm seine Hand von Arlenes Schulter. Sie zogen sich tiefer in das Dunkel des Hinterhofs zurück. Als die Limousine näherkam, konnte Drew den Chauffeur erkennen. Der Fond war vom Vordersitz durch eine getönte Scheibe abgetrennt. Und da auch die Seitenfenster aus getöntem und vermutlich kugelsicherem Glas waren, konnte Drew nicht sehen, wer auf dem Rücksitz saß. Das war jedoch auch nicht nötig. Die Autonummer stimmte mit der überein, die Gatto ihm genannt hatte. Der Wagen gehörte eindeutig Medici.

Er hielt vor dem Restaurant. Der Chauffeur stieg aus. Seine Uniformjacke wies dort eine leichte Wölbung auf, wo er seine

Pistole trug. Er öffnete die hintere Wagentür, um einen Mann aussteigen zu lassen. Dieser trug zwar anstatt einer Uniform einen Anzug, doch auch seine Jacke wies die gleiche leichte Wölbung auf. Nach ihm stieg ein zweiter Mann aus; er hatte ein schmales Wieselgesicht und trug einen Smoking. Gattos Beschreibung von Medici traf genau auf ihn zu.

Drews Plan sah folgendermaßen aus: Sie würden den Chauffeur überwältigen, während er darauf wartete, daß Medici vom Abendessen zurückkam. Wenn Medici dann um zehn das Lokal verließ, würden Drew und Arlene auch den Leibwächter im Anzug ausschalten und mit Medici in seinem Wagen fliehen. Der Plan hatte den Vorteil, sowohl einfach wie praktikabel zu sein. Drew wußte zwar, daß an Medici in seinem Haus schwer heranzukommen gewesen wäre – aber hier? Trotz seiner bewaffneten Begleiter fühlte Medici sich offensichtlich unangreifbar.

Der Mann, der mit dem Tod seine Geschäfte machte, ging vor seinem Leibwächter auf den Eingang des Restaurants zu. Der Chauffeur kehrte zum Wagen zurück. Drew holte tief Luft. Er wollte sich den Chauffeur vorknöpfen, sobald dieser die Limousine auf dem Parkplatz neben dem Lokal abstellte.

Doch unvermutet zischte ihm Arlene ins Ohr. »Achtung! Da kommt jemand!«

Das Ganze dauerte nicht lange. Höchstens zwanzig Sekunden. Alles ging jedoch so schnell, daß Drew unmöglich feststellen konnte, wieviel Zeit tatsächlich verstrichen war. Hinter Medicis Limousine hielt ein kleiner roter Wagen. Sein Fahrer stieg aus und überschüttete den Chauffeur mit wüsten Beschimpfungen. Der Mann trug eine Mütze, die sein rotes Haar fast zur Gänze verdeckte. Sein wutverzerrtes Gesicht war jedoch auffallend blaß. Er war zwar größer als der Chauffeur, aber sehr dünn, fast ausgemergelt. Er , schrie wütend auf den Chauffeur ein, er hätte ihm die Zufahrt zum Restaurant versperrt, worauf dieser ungehalten auf ihn zuging.

Im selben Moment tauchte aus dem Dunkel des Parkplatzes ein zweiter Mann auf. Er trug eine schwarze Wollmütze, die sein blondes Haar nicht ganz zu verbergen vermochte. Er war muskulös und hatte ein kantiges, sonnengebräuntes Gesicht. Er riß eine Spraydose aus seiner Windjacke und sprühte dem Leibwächter damit ins Gesicht, worauf dieser auf der Stelle zu Boden sackte und reglos liegen blieb. Gleichzeitig hatte der blonde Mann auch schon Medici einen Kinnhaken verpaßt und ihn im Niedersinken in seine Limousine geschoben.

Der rothaarige Mann wich indessen einem Schlag des Chauffeurs aus und hieb mit der Handkante gegen dessen Kehlkopf. Der Chauffeur ging zu Boden. Darauf sprang der blonde Mann zu seinem rothaarigen Begleiter und Medici in die Limousine. Der Rothaarige saß bereits an deren Steuer und stieß rückwärts auf die Straße zurück, überfuhr dabei den Chauffeur und raste davon.

Das alles hatte sich so blitzartig und lautlos abgespielt, daß die ersten Schaulustigen erst herbeieilten und entsetzt auf die Toten am Boden starrten, als die Limousine längst verschwunden war.

8

Drew trat fester auf das Gaspedal des gemieteten Fiat, den er mit quietschenden Reifen die kurvenreiche Straße hinaufjagte.

»Die Bezeichnung ›Profis‹ halte ich in diesem Fall eindeutig für eine Untertreibung«, stieß er mit zusammengepreßten Zähnen hervor. »Die Burschen waren richtige *Künstler*.«

Der Fiat schwankte in den Kurven so heftig hin und her, daß Arlene sich am Armaturenbrett festhalten mußte. »Offensichtlich hatten die beiden dasselbe vor wie wir. Allerdings haben sie sich Medici gleich geschnappt und nicht erst gewartet, bis er nach dem Essen das Lokal verließ. Wer sind

die beiden? Und was wollen sie von Medici?»

»Hoffen wir, daß wir das bald herausfinden.« Drew stieg auf die Bremse. Im Lichtkegel der Scheinwerfer tauchte Gattos Villa auf.

Beunruhigenderweise stand das Tor offen. Dahinter lagen zwei Wächter auf dem Boden. Ihre Oberkörper waren rot von Blut. Drew raste die Zufahrt zur Villa hinauf. Er ließ alle Vorsicht beiseite, da er annahm, daß die Mörder der Wachen längst über alle Berge sein mußten. Seine Vermutung wurde durch die Tatsache bestätigt, daß in der Villa kein Licht brannte. Der Überfall hatte noch bei Tageslicht stattgefunden.

Er hielt vor dem mächtigen Eingangsportal der Villa an, sprang aus dem Wagen und stürzte, von Arlene dichtauf gefolgt, auf die Eingangstreppe zu. Auf deren Stufen lagen drei tote Leibwächter. Er rannte nach drinnen, suchte nach einem Lichtschalter und starrte, nachdem er das Licht angeschaltet hatte, entsetzt auf mehrere weitere Leichen, die über den Boden der Eingangshalle verstreut lagen. Er hetzte von Raum zu Raum. *Tod. Überall Tod.*

Gatto lag auf einer Sonnenbank neben dem Swimmingpool. Seine Kehle war durchschnitten, sein Bademantel rot von Blut.

»Das können nur die zwei Männer gewesen sein, die wir eben vor dem Restaurant beobachtet haben«, sagte Arlene, »Sie müssen vorher hier gewesen sein.«

Drew nickte.

»Eine andere Erklärung fällt mir dazu jedenfalls nicht ein«, fuhr Arlene fort. »Sie haben Gatto gezwungen, ihnen von Medici zu erzählen. Genau wie wir waren sie über den idealen Zeitpunkt informiert, ihn in ihre Gewalt zu bringen.«

Vor Ärger schnürte sich Drews Kehle zusammen. »Ein Zufall? Wohl kaum. Die Vorfälle hier und vor dem Restaurant hängen auf jeden Fall zusammen.« Er starrte auf Gattos Leiche. »Wie bringt man einen Mann zum Sprechen, der weiß, daß er unheilbar an Krebs erkrankt ist?«

Drew schlug Gattos Bademantel ein Stück zurück, so daß die grausamen Verletzungen zum Vorschein kamen, die ihm zugefügt worden waren.

Sein Mund verzog sich zu einer bitteren Grimasse. »Die beiden sind wirklich Teufel.«

»Aber offensichtlich hat Gatto ihnen nichts von uns erzählt«, warf Arlene ein. »Sonst hätten sie sicher versucht, uns auszuschalten, bevor sie gegen Medici vorgingen.«

Drew nickte. »Ich hoffe nur, der Herr hat Gatto in Gnaden zu sich genommen. Ich muß sagen, er hat sich wirklich anständig verhalten.«

»Der Blonde und der Rothaarige«, sagte Arlene. »Was könnten sie von Medici gewollt haben?«

»Vielleicht dasselbe wie wir.«

»Glaubst du, auch sie suchen nach dem verschwundenen Kardinal?«

»Wenn ich das nur wüßte. Operieren die beiden parallel zu uns? Oder sind sie hinter uns her?«

»Die beiden sind so gut, Drew, daß sie uns sogar schon ein Stück *voraus* sein könnten.«

VIERTES BUCH

Auf Kollisionskurs

Grabesbilder

1

Mexico City. Vom Autotelefon in seinem Mercedes rief Aaron Rosenberg seine Leibwächter an, um sie aufzufordern, in der Umgebung des Hauses besonders sorgfältig nach verdächtigen Fremden Ausschau zu halten. Obwohl nichts passiert war, was auf einen drohenden Anschlag gegen ihn hingedeutet hätte, beschlich ihn doch zunehmende Unruhe, seit er und Holloway beschlossen hatten, ihren geschäftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Die Entführung seines Vaters hatte böse Vorahnungen in ihm geweckt. Und die Affäre seiner Frau mit ihrem Beschützer trug ebenfalls nicht gerade zu seinem Seelenfrieden bei. Trotz Holloways Zusicherungen, daß Seth und Eiszapfen dem Nacht-und-Nebel-Spuk ein Ende machen würden, waren bisher noch keinerlei Erfolgsmeldungen eingegangen. Holloways Zuversicht hinsichtlich des Gelingens ihrer Mission hatte jedoch den Ausschlag gegeben, daß Rosenberg der Lieferung der tödlichen Fracht zugestimmt hatte. Falls jedoch die Nacht-und-Nebel-Gruppe von dieser Lieferung wußte und falls dies wiederum ihren Kunden zu Ohren gekommen wäre, hätten sie sich plötzlich zweier Feinde erwehren müssen. Doch beide, dessen war sich Rosenberg sehr wohl bewußt, hätten aus unterschiedlichen Gründen zugeschlagen.

Der Mercedes blieb in einem Verkehrsstau stecken. Was tue ich eigentlich in dieser Stadt, in diesem Land? Für einen Augenblick hatte Rosenberg eine nostalgische Vision von Bergen, Bächen und Wäldern. Sein Kopf zuckte zu dem Leibwächter neben ihm herum, dann zu seinem zweiten Bewacher auf dem Beifahrersitz neben dem Chauffeur. Der nackte Wahnsinn, dachte er. Und bevor er sich seines Tuns bewußt war, hatte er auch schon die Tür der kleinen in den

Vordersitz eingebauten Bar geöffnet. Er nahm eine Flasche Tequila heraus, goß ein Glas voll und stürzte es in einem Zug hinunter. Langsam begann der Stau sich aufzulösen. Der Mercedes setzte sich wieder in Bewegung.

Trotz der Klimaanlage war die Luft im Innern des Wagens warm und stickig. Zusammen mit dem Tequila in seinem Magen verursachte sie ihm ein unangenehmes Würgen im Hals. Er hielt seine Hand vor den Mund, als wollte er ein Husten unterdrücken. Er sehnte sich nur danach, endlich nach Hause zu kommen.

Vielleicht war Maria noch immer ›in Fahrt‹, fantasierte er vor sich hin. Im Augenblick war ihm alles recht, was ihn von seinen Sorgen ablenkte. Und schließlich war sie ihm das ja auch schuldig, fand er. Überhäufte er sie nicht mit den Früchten seiner Arbeit? Hatte er es nicht diskret vermieden, sie wegen ihrer Affäre zur Rede zu stellen?

Als sie schließlich vor seinem Haus hielten, sprangen als erstes die beiden Leibwächter aus dem Wagen, um die nähere Umgebung nach möglichen Gefahrenquellen abzusuchen.

Offensichtlich war die Luft rein, denn einer der beiden Leibwächter nickte Rosenberg aufmunternd zu. Und während zwei weitere Leibwächter aus dem Haus kamen, sprang Rosenberg aus dem Mercedes und eilte die breite Eingangstreppe hinauf in die geräumige Vorhalle, wo er sich erleichtert gegen die Wand sinken ließ. Dies war zwar nicht gerade die würdevollste Rückkehr, aber dem Tod haftete gewiß auch nichts Würdevolles an, ganz gleich, welche Form er annahm. Seine Leibwächter mochten durchaus ihre Witze über seine Angst machen, aber er bezahlte sie gut, und solange sie ihre Arbeit taten, konnten sie so viele Witze über ihn machen, wie sie wollten.

Als er merkte, daß ihn das Dienstmädchen, das neben der geschwungenen Treppe stand, erstaunt beobachtete, löste Rosenberg sich von der Wand und straffte seine Schultern.

»Es geht mir schon wieder besser«, setzte er auf spanisch zu einer Erklärung an. »Mir hat nur die Hitze etwas zu schaffen gemacht. Ist die gnädige Frau oben?«

»Nein, Senor Rosenberg«, erwiderte das Mädchen. »Ihre Frau ist ausgegangen.«

»Ausgegangen?« Rosenberg runzelte die Stirn. »Wohin?«

»Das hat sie mir nicht gesagt, Senor.«

»Mit Esteban?«

»Aber natürlich hat ihr Leibwächter sie begleitet.«

Ihr Leibwächter, durchzuckte es Rosenberg verbittert. Ihr *Leibbenutzer* wäre wesentlich zutreffender!

Er stürmte die Treppe hinauf. Verdammt noch mal! Die beiden vergnügen sich den ganzen Tag im Bett, während ich den Kopf hinhalten kann!

Am Ende der Treppe blieb er abrupt stehen. Aus Estebans Zimmer am Ende des Flurs drangen Stimmen. Sie waren zu gedämpft, als daß Rosenberg sie erkennen hätte können. Aber es waren die Stimmen eines Mannes und einer Frau. Rosenberg beschlich sofort der Verdacht, daß das Mädchen sich entweder getäuscht hatte oder daß sie beauftragt worden war, ihn zu belügen. Er war zwar nicht imstande, seine anderen Probleme zu lösen, aber *dieses* würde er jetzt sofort aus der Welt schaffen.

Er stürmte in Richtung auf Estebans Zimmer los. Doch selbst als er sich ihm genügend weit genähert hatte, um hören zu können, daß die Stimmen aus dem Zimmer des Dienstmädchens kamen, wo der Fernseher lief, hatte er sich so in seine Wut hineingesteigert, daß er nicht mehr zurück konnte. Er stieß die Tür auf und platzte in Estebans Zimmer, wo er diesen und seine Frau eng umschlungen auf dem Bett anzutreffen glaubte.

Dem war jedoch nicht so. Das Zimmer war leer. Doch was Rosenberg auf dem Bett sah, brachte ihn noch wesentlich mehr aus der Fassung als die erwartete Treulosigkeit seiner Frau.

Seine Knie wurden weich, und er mußte sich an der Kommode festhalten. Und sobald er seine Beine wieder einigermaßen unter Kontrolle hatte, stürzte er auf das Bett zu und riß die Decke an sich. Seine Brust schien wie von einer stählernen Klammer zusammengeschnúrt. Er wirbelte herum, um sich zu vergewissern, daß das Dienstmädchen ihm nicht nach oben gefolgt war und gesehen hatte, was auf der Tagesdecke war. Sie konnte trotzdem jederzeit nach oben kommen. Deshalb mußte er die Decke unverzüglich wegschaffen.

Er raffte sie hastig zusammen und rannte damit auf den Flur hinaus zu seinem Schlafzimmer. Er hatte bereits keuchend dessen Tür hinter sich geschlossen und stürzte auf den Kleiderschrank zu, um die Decke darin zu verstecken, als er in der Spiegeltür des Schrankes sein eigenes Bett sah – und was auf seiner Tagesdecke zu sehen war.

Es war das Gleiche, was er auf der Tagesdecke in Estebans Zimmer entdeckt hatte. Riesig, schwarz, bedrohlich und so beängstigend, daß Rosenberg sich nicht die Zeit nahm, zu seinem ›Telefonierzimmer‹ zu fahren, nachdem er auch seine Tagesdecke vom Bett gerissen und im Schrank verstaut hatte. In einem Anfall von Panik stürzte er bedenkenlos an das Telefon neben dem Bett.

2

Halloway war entsetzt über Rosenbergs Unvorsichtigkeit, ein nicht abhörsicheres Telefon zu benutzen. In Zusammenhang mit Rosenbergs unkontrolliertem Wortschwall deutete dieser Lapsus darauf hin, daß Rosenberg offensichtlich die Kontrolle über sich verloren hatte. »So beruhigen Sie sich doch erst mal«, redete Halloway auf ihn ein. »Wovon reden Sie überhaupt? Was wollen Sie gefunden haben?«

»Einen Totenkopf! Einen gottverdamnten Totenkopf! Er

war mit schwarzer Farbe auf meine Bettdecke gepinselt. Und auf dem Bett des Leibwächters meiner Frau war auch einer.«

»Beruhigen Sie sich erst mal. Das muß noch lange nicht das bedeuten, was Sie denken. Es könnte sich dabei lediglich um eine Morddrohung handeln. Es besteht kein Grund zu der Annahme...«

»Wenn wir es hier mit einer Nacht-und-Nebel-Aktion zu tun haben, *muß* ich allerdings annehmen, daß es sich dabei um mehr als eine bloße Drohung handelt. Sie wissen ebensogut wie ich, was dieses Zeichen sonst noch zu bedeuten hat. Wer diese Totenköpfe gemalt hat, möchte uns daran erinnern, daß er alles über uns weiß!«

Halloway sprach betont leise, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Leibwächter draußen auf dem Flur auf sich zu lenken. »Na gut. Angenommen, sie wollen uns tatsächlich drohen – was sollte das schon groß ändern. Wir wußten doch bereits, daß sie uns auf die Schliche gekommen waren.«

»Und ob sich dadurch etwas ändert!« Rosenberg schien einer Hysterie nahe. »Es beweist, daß sie sich nicht damit zufrieden geben wollen, uns nur unsere Väter zu nehmen. Jetzt haben sie es auf uns abgesehen. Nun muß auch noch die nächste Generation für die Sünden ihrer Väter büßen. Und diesen Leuten ist alles zuzutrauen. Sie haben es trotz aller nur erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen geschafft, sich unbemerkt in mein Haus zu schleichen.«

»Wir können uns über dieses Thema unmöglich weiter über ein nicht abhörsicheres Telefon unterhalten«, warnte Halloway.

»Legen Sie jetzt auf und rufen Sie mich in einer Stunde...

»Und das ist noch keineswegs alles!« Rosenberg war nicht mehr zu bremsen. »Weshalb *zwei* Totenköpfe? Weshalb auf meinem Bett? Und weshalb auf dem Bett des Leibwächters meiner Frau?«

»Vermutlich um der gesteigerten Wirkung willen. Um...«

»So begreifen Sie doch endlich! Meine Frau hat eine Affäre mit ihrem Leibwächter. Ich dachte, niemand wüßte davon. Ich habe so getan, als ahnte ich nichts. Doch diese Leute wissen Bescheid. Deshalb haben sie auf beide Betten einen Totenkopf gemalt. Sie geben mir damit zu verstehen, daß sie alles über mich wissen. Sie brüsten sich ganz offen, alle meine Geheimnisse zu kennen. Und nicht nur die meinen, Halloway, auch die *unseren*. Sie wissen von einem Geschäft, von der Lieferung. Wenn sie auch erfahren haben ...«

»Sie lassen sich zu voreiligen Schlüssen hinreißen.«

»Zu voreiligen Schlüssen?« stöhnte Rosenberg. »Mein Gott, wie konnte ich nur so dumm sein, mit Ihnen Geschäfte zu machen. Sie sind so von sich eingenommen, daß Sie sich nicht einmal eingestehen können...«

»Seth und Eiszapfen werden alle nötigen Schritte unternehmen ...«

»Ach ja, werden sie das? Bis jetzt haben sie allerdings noch nicht das geringste erreicht. Und das ist alles, was mich interessiert! Während die beiden irgend welchen Schatten hinterherjagen, pinseln die mir ihre Totenköpfe aufs Bett. Hiermit steige ich auf der Stelle aus unserem Vertrag aus.«

»Sind Sie...?«

»Entweder das, oder Sie lassen mich die Lieferung zurückpfeifen. Ich möchte nicht von *zwei* Seiten bedroht werden, Halloway. Falls Ihre Kunden herausfinden, daß wir die Lieferung veranlaßt haben, ohne sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Nacht-und-Nebel-Gruppe möglicherweise davon weiß, werden sie uns das nicht ungestraft durchgehen lassen. Sie werden dafür sorgen, daß die Bedrohung durch die Nacht-und-Nebel-Gruppe noch das geringste Übel für uns wird.«

»Aber ich sage Ihnen doch...«

»Nein, jetzt sage *ich* Ihnen mal was! Sobald ich hier eingehängt habe, werde ich mit Rio telefonieren. Ich werde tun,

was ich von Anfang an hätte tun sollen. Ich werde die Leute in Rio zurückpfeifen. Und dann bleibt uns nur noch zu hoffen, daß ihre beiden Rabauken einen Weg finden, die Nacht-und-Nebel-Aktionen zu unterbinden.«

Halloways Mund fühlte sich plötzlich wie ausgedörrt an. Ihm war klar, daß Rosenberg meinte, was er sagte: Das Faß war zum Überlaufen gekommen. Sie hatten die Situation nicht mehr unter Kontrolle.

Er versuchte seinen trockenen Mund zu befeuchten. »Meinetwegen«, murmelte er dann. »Wenn Sie das für das Beste halten.«

3

Halloway legte den Hörer auf die Gabel zurück. Er hätte nie gewagt, Rosenberg davon zu erzählen, aber er hatte bereits von drei anderen Mitgliedern der Gruppe Anrufe wegen solcher Totenköpfe bekommen. Miller, der in St. Paul, Minnesota, lebte, hatte einen auf dem Boden seines leeren Swimmingpools vorgefunden. Im Fall von Culloden aus Bristol in England war er auf den Billardtisch im Salon gemalt worden. Und bei Svenson in Göteborg befand er sich auf dem Küchenboden.

Diese Übereinstimmungen führten zu höchst besorgniserregenden Schlußfolgerungen. In allen Fällen war das Zeichen des Totenkopfs im Haus der Betroffenen angebracht worden, als sollte damit zum Ausdruck gebracht werden: »Wir kommen überall an euch heran; auch dort, wo ihr euch am sichersten fühlt. Und wenn wir gewollt hätten, hätten wir die Totenköpfe auch an Stellen anbringen können, wo andere sie gesehen hätten – am Arbeitsplatz zum Beispiel oder an einer Stelle, wo ihn die Nachbarn hätten entdecken können. Wir wollen euch damit zu verstehen geben, daß wir euch jederzeit bloßstellen können, daß wir eure Frauen und Kinder demütigen und eure

Geschäftspartner kompromittieren können. Und dann? Glaubt ihr im Ernst, wir würden uns damit zufriedengeben? Oder werden wir auch euch holen, wie wir schon eure Väter geholt haben? Werdet dann auch ihr mit dem höchsten Preis bezahlen, mit dem auch schon eure Angehörigen bezahlt haben? Werdet ihr ebenso leiden, wie auch *wir* gelitten haben?«

Schauernd kam Halloway noch eine weitere Parallele zu Bewußtsein. Nachdem Miller, Culloden, Svenson und nun auch Rosenberg die Totenköpfe entdeckt hatten, hatten sie ihn alle unter Mißachtung der Sicherheitsbestimmungen direkt angerufen, ohne einen Mittelsmann einzuschalten. Die Nacht-und-Nebel-Gruppe hatte damit also ihr Ziel erreicht – die Mitglieder der Gruppe waren in Panik geraten, und entsprechend hatte auch die Disziplin nachgelassen. Wieviele andere Gruppenmitglieder würden ihn in nächster Zeit noch anrufen? Wann würde *er* einen Totenkopf entdecken? Er hatte seine Leute, die seine Familie in Kitchener beschützten, zu erhöhter Wachsamkeit aufgefordert. Gleichzeitig hatte er eine Reihe zusätzlicher Sicherheitskräfte eingestellt, um seinen Landsitz angemessen bewachen lassen zu können. Allerdings war nicht auszuschließen, daß er den herrlichen Landsitz seines Vaters früher oder später würde aufgeben müssen.

Er schüttelte den Kopf. Nein! Er setzte sein ganzes Vertrauen in Seth und Eiszapfen. Sie würden diesem Nacht-und-Nebel-Spuk ein Ende bereiten.

Und in der Zwischenzeit?

Er durfte sich einfach nicht unterkriegen lassen. Er durfte diesem Gesindel keine Chance lassen.

Dennoch fragte er sich, wann er wohl einen Totenkopf finden würde.

Verzweifelt kämpfte Halloway gegen seine Ängste und Befürchtungen an. Ihm wurde bewußt, daß er sich eben die falsche Frage gestellt hatte. Die richtige Frage lautete: Wann werden Seth und Eiszapfen diese Angelegenheit erfolgreich zu

Ende bringen?

4

Rio de Janeiro. Von seinem ringsum von riesigen Fensterfronten umgebenen Penthouse hatte der Geschäftsmann einen herrlichen Blick auf den Strand von Copacabana, wo sich unzählige Sonnenhungrige tummelten. Er hätte auch an die gegenüberliegende Fensterfront treten können, um einen Blick auf die gigantische Christusstatue oben auf dem Gipfel des Corcovado zu werfen. Doch er entschied sich nur äußerst selten für diesen Ausblick. Meistens fühlte er sich wesentlich stärker zu dem Fernrohr vor dem Fenster auf der Strandseite hingezogen, mit dem er die schönsten Frauen der Welt ins Visier nehmen konnte. Und sein Reichtum stellte für sie eine Versuchung dar, der nur die wenigsten widerstehen konnten.

Doch im Augenblick verspürte er nur maßlose Wut. Er preßte ein Funktelefon gegen sein Ohr. »Glauben Sie im Ernst, Rosenberg, ich hätte nichts Besseres zu tun, als meine Kunden zum Abschluß zu überreden und ihnen dann zu erzählen, das Ganze wäre ein Versehen gewesen? Sehen wir einmal davon ab, daß es sich hier um einen Hundert-Millionen-Dollar-Auftrag handelt, bei dem für mich fünfzehn Prozent abfallen, und sehen wir mal davon ab, daß ich von meinen Kunden bereits eine Anzahlung von zwanzig Prozent erhalten habe, die auf einer Züricher Bank einiges an Zinsen einbringt. Lassen wir das alles für einen Augenblick außer acht. Wir haben uns auf dieses Geschäft eingelassen, und meine Kunden können verdammt ungemütlich werden, wenn wir unsere vertraglichen Verpflichtungen nicht erfüllen. Außerdem können wir das Geschäft gar nicht mehr rückgängig machen, da die Lieferung bereits unterwegs ist und ich aus Gründen der Geheimhaltung nicht einmal weiß, auf welchem Schiff die Fracht an ihren

Bestimmungsort gebracht wird. Der Versand wird über so viele Mittelsmänner abgewickelt, daß es mir unmöglich wäre, die Lieferung rückgängig zu machen. Das hätten Sie sich früher überlegen müssen.«

Rosenberg brachte aufgeregt weitere Einwände vor.

Doch der Geschäftsmann unterbrach ihn schroff. »Wenn Sie leicht kalte Füße bekommen, sollten Sie sich lieber nicht in tiefes Wasser vorwagen. Oder steckt noch etwas anderes dahinter? Gibt es irgendwelche sicherheitstechnischen Gründe, die Lieferung rückgängig zu machen? Wenn das der Fall sein sollte, mein Freund, und wenn Sie uns nicht gewarnt haben sollten, könnten Sie sehr schnell erfahren, daß meine Kunden verdammt ungemütlich werden können. Wieso also Ihre plötzlichen Bedenken? Wo liegt das Problem?«

»Ach, nichts...«, flüsterte Rosenberg.

»Was? Ich kann Sie kaum hören.«

»Schon gut. Es gibt keinerlei Probleme.«

»Warum haben Sie mich dann angerufen?«

»Meine Nerven... ich...«, stotterte Rosenberg.

»Ihre Nerven?« Der Geschäftsmann zog die Stirn in Falten.

»Dieses Gespräch beginnt mich langsam zu langweilen, mein Bester.«

»Immerhin stehen beträchtliche Summen auf dem Spiel...«

»Das allerdings. Und fünfzehn Prozent davon stehen mir zu.«

»Die Risiken sind zu unabsehbar. Die Ware macht mir Angst. Die Kunden machen mir Angst. Von diesem Geschäft bekomme ich noch Magengeschwüre.«

»In diesem Fall kann ich Ihnen nur Kamillentee empfehlen. Was unsere Kunden betrifft, muß ich Ihnen übrigens durchaus recht geben. Jeder Verein, der auf dem schwarzen Markt Waffen im Wert von hundert Millionen Dollar einkauft, ist eindeutig mit Vorsicht zu genießen. Übrigens möchte ich nicht, daß Sie mich noch einmal anrufen. Ich will mit Ihnen nie mehr

ein Geschäft abschließen. Sie machen mich nervös.«

5

Rosenberg legte auf und starrte auf seine zitternden Hände. Er konnte sich nicht erinnern, sich je so hilflos gefühlt zu haben und ertappte sich dabei, wie er seine letzte Zuflucht in dem Gedanken an Seth und Eiszapfen suchte. Sie würden diesem Spuk ein Ende bereiten.

Doch sein plötzlicher Stimmungsumschwung hielt keine fünf Sekunden an. Er war gerade im Begriff, sein geheimes Telefonierzimmer zu verlassen, als er abrupt stehen blieb. Seine Hand krampfte sich um den Türgriff. Wenn die Nacht- und-Nebel-Leute genug über seine Vergangenheit wußten, um ihn mit einem Totenkopf zu terrorisieren, wenn sie genug über sein gegenwärtiges Leben wußten, um diesen Totenkopf nicht nur auf sein Bett zu malen, sondern auch auf das seines Leibwächters, der ein Verhältnis mit seiner Frau hatte – wenn sie all das wußten, bestand dann nicht auch die Möglichkeit, daß sie auch über andere Geheimnisse in seinem Leben im Bild waren?

Wie zum Beispiel über dieses Telefonierzimmer?

Schaudernd wurde ihm bewußt, daß er in seiner Eile nicht überprüft hatte, ob das Telefon abgehört wurde, bevor er in Rio angerufen hatte. Hatte er die Nacht- und-Nebel-Leute versehentlich sogar erst auf die Lieferung aufmerksam gemacht, indem er zu verhindern versuchte, daß sie davon erfuhren? Voller Wut über sich selbst warf er die Tür hinter sich zu, schloß sie ab und eilte die Treppe hinunter.

Eine Fensterscheibe überträgt die Schwingungen einer Stimme.

In einem offenen Fenster des kleinen Hotels gegenüber von Rosenbergs Telefonierzimmer stand ein Ventilator, in den ein Mikrowellensender eingebaut war, der die durch Rosenbergs Stimme hervorgerufenen Schwingungen seines Bürofensters auffing. Ein weiteres Gerät wandelte diese Schwingungen wieder in verständliche akustische Signale um, die wiederum auf einem Tonband aufgezeichnet wurden. Dieses Tonband wurde jeden Abend abgehört.

Auch Rosenbergs Haus wurde mit einem solchen Mikrowellensender überwacht, ebenso wie das von Halloway und den anderen Mitgliedern der Gruppe. Sie konnten sich noch so oft vergewissern, daß ihre Telefone nicht angezapft und keine Wanzen in ihren Häusern versteckt worden waren. Jedes Wort, das sie sprachen, wurde mitgehört. *Sie hatten keine Geheimnisse.*

Wie gebannt starrte William Miller auf den braunen Umschlag, den ihm seine Sekretärin in sein Büro brachte.

»Das kam eben per Eilboten«, erklärte sie dazu. »Ich wollte die Sendung schon mit der anderen Post öffnen, aber dann sah ich den Vermerk ›persönlich‹ – unterstrichen und mit einem Ausrufezeichen versehen! Daher wollte ich diesen Brief lieber Sie selbst öffnen lassen.«

Miller studierte den Umschlag eingehend. Er maß zwanzig auf dreißig Zentimeter und war mehrere Zentimeter dick. Ihm wurde plötzlich ganz heiß. »Besten Dank, Marge. Vermutlich handelt es sich nur um die Unterlagen für einen neuen Wettbewerb – oder die Bewerbung eines jungen Architekten,

der bei uns einsteigen möchte.«

»Natürlich«, erwiderte Marge mit einem schalkhaften Blick. »Für einen Augenblick dachte ich allerdings schon, sie hätten sich irgendwelche Pornohefte zuschicken lassen, von denen Sie nicht wollen, daß Ihre Frau sie zu Gesicht bekommt.«

Miller rang sich ein Lachen ab. »Ich habe keine Ahnung, was in dem Umschlag sein könnte.«

»Wollen Sie ihn denn nicht öffnen?«

»Das hat noch Zeit. Im Augenblick muß ich noch dieses Angebot fertigmachen. Die Stadtverwaltung ist sich offensichtlich noch nicht ganz schlüssig hinsichtlich der Vergabe des neuen Wohnungsbauprojekts.«

Er senkte seinen Blick auf die Blaupause vor sich und gab vor, als konzentriere er sich voll und ganz auf die Kostenberechnung.

»Wenn Sie mich brauchen, Mr. Miller, sagen Sie mir Bescheid.« Marge verließ das Büro und schloß die Tür hinter sich.

Der Umschlag lag auf seinem Schreibtisch. Die dicken schwarzen Lettern des Vermerks PERSÖNLICH! sprangen ihm bedrohlich in die Augen. Das Eilporto hatte neun Dollar und fünfzehn Cents betragen. Kein Absender.

Weshalb diese Aufregung, versuchte Miller sich zu beruhigen. Das ist doch nur ein Umschlag.

Er wandte sich wieder seinen Kostenberechnungen zu, doch es gelang ihm nicht, sich auf sie zu konzentrieren. Er konnte seinen Blick nicht von dem braunen Umschlag losreißen.

Vielleicht sollte er ihn einfach ungeöffnet in den Abfall werfen.

Nein, dort würde Marge ihn finden und öffnen.

Sollte er ihn beim Verlassen des Büros mitnehmen und unterwegs wegwerfen? Warum sollte Marge außerdem nicht sehen, was der Umschlag enthielt?

Allerdings war der Umschlag mit dem Vermerk PERSÖNLICH! versehen. Und nach dem, was er auf dem Boden

seines Swimmingpools vorgefunden hatte, hielt er es für angeraten, künftig auf der Hut zu sein, wenn ihm irgend etwas verdächtig erschien. Es war besser, wenn er diesen Umschlag öffnete, auch wenn er nicht wissen wollte, was er enthielt.

Er saß trotzdem noch eine Weile reglos da und starrte auf den Umschlag.

Schließlich stieß er einen schweren Seufzer aus und griff danach. Der Umschlag fühlte sich schwer und kompakt an. Er wollte ihn eben aufreißen, um jedoch im selben Moment schon wieder innezuhalten. In seinem Mund breitete sich ein säuerlicher Geschmack aus.

Wenn es sich dabei um eine Briefbombe handelte? Sein erster Impuls war, den Umschlag auf den Schreibtisch fallen zu lassen und aus dem Raum zu stürzen. Aber dann blieb er doch. Seine Neugier war stärker. Behutsam strich er mit einem Finger über den Umschlag. Sein Inhalt fühlte sich massiv an. Nichts deutete auf eine mit Pappe kaschierte Vertiefung hin, die mit Sprengstoff hätte gefüllt sein können. Vorsichtig riß er schließlich die Lasche auf und spähte in das Innere des Umschlags.

Er enthielt einen dicken Packen Fotografien. Sein Blick fiel auf das oberste Foto. Es war eine Schwarzweißreproduktion einer alten Aufnahme.

Das Grauen, das darauf abgebildet war, ließ seinen Atem stocken. Angewidert blätterte er in dem Packen, um auf weitere Abbildungen des Grauens zu stoßen – eine schlimmer und abstoßender als die andere. Seine Lungen verweigerten die Sauerstoff auf nähme.

Leichen. Das oberste Foto – und die unzähligen anderen darunter - zeigten nichts als Leichen, zu riesigen Haufen aufgeschichtet, aus denen grausig abgemagerte Arme und Beine abstanden. Die Gesichter der Toten waren schrecklich ausgemergelt, und die eingefallenen, oft weit aufgerissenen Augen starrten Miller selbst im Tod noch anklagend an. Die

Schädel waren kahl geschoren, die Lippen über die zahnlosen Kiefer heruntergezogen, die Gesichtszüge zu Grimassen der Angst und des Leids verzerrt. Alte Männer. Frauen. Kinder.

Es waren so viele, daß er nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken konnte.

8

»Ich sage die Wahrheit! Sie müssen mir glauben. Ich weiß es nicht!« beharrte Medici. »Bitte!«

Doch Seth versetzte ihm nur wieder eine Ohrfeige. Das war zwar weniger schmerzhaft als ein Faustschlag, aber dafür um so wirkungsvoller, als ließe sich Medicis Widerstand eher durch diese Verletzung seiner Würde brechen als durch die Zufügung körperlicher Schmerzen.

»Wer hat Kardinal Pavelic entführt?« fragte Seth. »Allmählich verliere ich die Geduld. Wer hat den Kardinal entführt?«

»Wenn ich das wüßte, hätte ich es Ihnen schon längst gesagt.«

Diesmal schlug Seth Medici mit dem Handrücken ins Gesicht. Sein Kopf zuckte heftig zur Seite, und auf seiner Wange blieben rote Striemen zurück. Seths Gesicht war inzwischen so rot wie sein Haar, und seine ansonsten völlig ausdruckslosen Augen leuchteten in wilder Freude auf.

Eiszapfen stand in einer Ecke der Küche des Bauernhauses, das sie gemietet hatten, und beobachtete die beiden.

Sein Hauptaugenmerk galt vor allem zwei Dingen: Seths Verhörmethoden und Medicis Reaktionen darauf. Seth hatte Medici an einen Stuhl gefesselt, ihm die Handgelenke auf dem Rücken zusammengebunden und eine Schlinge um seinen Hals gelegt. Das Ende der Schlinge war mit dem Seil verknüpft, mit dem Medicis Handgelenke gefesselt waren. Jedesmal, wenn

Medicis Kopf von einem Schlag zur Seite zuckte, schnitt die Schlinge in seinen Hals, und gleichzeitig wurden durch den Zug seine Handgelenke nach oben gerissen.

Nicht übel, fand Eiszapfen. So erzielt man mit einem minimalen Kraftaufwand eine maximale Wirkung. Der Verhörte wird sich bewußt, daß er sich seine Schmerzen zum größten Teil selbst zufügt. Er setzt alles daran, sich der Wucht des Schlags zu widersetzen, aber aufgrund der Art, in der er gefesselt ist, kann ihm das gar nicht gelingen. Sein eigener Körper wird zu seinem schlimmsten Feind. Und das wiederum hat verheerende Folgen für sein Selbstbewußtsein und sein Gefühl persönlicher Würde.

Eiszapfen war fest davon überzeugt, daß Medici jeden Moment klein begeben würde. In dieser Ansicht wurde er auch durch die Tränen bestärkt, die inzwischen über Medicis Gesicht strömten.

»Ich frage nur noch einmal«, fuhr ihn Seth an. »Wer hat den Kardinal entführt?«

Medici kniff die Augen zusammen, als er sich seine Antwort überlegte. Die Schmerzen hatten seinen Sinn für die Ausweglosigkeit seiner Lage geschärft. Keiner seiner Leute wußte, wo er sich befand. Niemand würde ihm zu Hilfe kommen. Sein Problem waren weniger die Schmerzen als die Frage, wie er die Begegnung mit diesen beiden Männern lebend überstehen sollte.

»Hören Sie mir doch bitte erst mal zu, bevor Sie mich wieder schlagen!«

Seth zuckte mit den Schultern. »Das Problem ist nur, daß ich auch etwas zu hören bekommen möchte, was mich interessiert.«

Medici versuchte zu schlucken, aber die Schlinge schnürte seine Kehle zusammen. »Ich bin doch nur ein Vermittler. Meine Kunden treten immer nur dann an mich heran, wenn sie von mir Waffen oder Informationen benötigen. Ich versuche

ihren Wünschen nachzukommen. Sie sagen mir allerdings nie, weshalb sie meine Dienste in Anspruch genommen haben. Und ich frage sie auch nicht danach.«

Seth wandte sich Eiszapfen zu und tat so, als müßte er gähnen. »Ich frage ihn nach dem Kardinal, und er erzählt mir seine Lebensgeschichte.«

»Sie wollen mir doch gar nicht zuhören!« fuhr Medici auf.

»Das werde ich sehr wohl, sobald Sie etwas Brauchbares vorbringen«, entgegnete Seth.

Überstürzt sprach Medici darauf weiter. »Meine Kunden weihen mich zwar nicht in ihre Pläne ein, aber ich halte selbstverständlich meine Ohren offen.«

»Wenn unser Freund nur endlich mal zur Sache käme«, wandte Seth sich an Eiszapfen.

»Ich muß mich schließlich auf dem laufenden halten, was sich in den einschlägigen Kreisen alles tut.«

»Als ob wir hier bei einem berufseinführenden Gespräch wären«, brummte Seth verächtlich.

»Ich weiß normalerweise durchaus über solche Dinge Bescheid, aber was die Entführung des Kardinals angeht, habe ich nicht ein Sterbenswörtchen zu hören bekommen – nicht einmal ein Gerücht. Und glauben Sie mir, daß ich sonst über so etwas auf jeden Fall Bescheid wüßte.« Als Medici sich nervös auf seinem Stuhl wand, schnürte sich die Schlinge um seinen Hals nur fester zusammen. Er begann zu würgen. »Die Entführer des Kardinals waren keine Extremisten; sie waren keine...«

»Terroristen«, fiel ihm Seth ins Wort. »Ihre Kunden sind ein übles Gesindel. Sie haben keinerlei Stil. Es sind Stümper und Feiglinge. Bomben auf Omnibusse.« Seth verzog verächtlich den Mund. »Verstümmelte Kinder.«

Einen Augenblick lang fragte sich Eiszapfen, ob er eben im Begriff war, völlig neue Charakterzüge an Seth zu entdecken. Doch dann wurde ihm klar, daß Seths Abscheu rein ästhetische und keineswegs moralische Gründe hatte. Gegen die

entsprechende Bezahlung hätte dieser Mann auch nicht davor zurückgeschreckt, unschuldige Kinder zu töten, wenn es die erfolgreiche Durchführung einer Mission erforderlich gemacht hätte.

Was ihn selbst betraf, war Eiszapfen jedoch felsenfest davon überzeugt, daß er nie ein Kind töten würde. Unter keinen Umständen. *Nie*.

Währenddessen war Medicis Redenschwall nicht mehr zu bremsen. »Natürlich wäre durchaus denkbar, daß Terroristen auch gegen die Kirche vorgehen und zum Beispiel einen Kardinal entführen, dessen Ansichten ihnen nicht ins Konzept passen. Schließlich wurde vor einigen Jahren sogar auf den Papst ein Anschlag verübt. Aber ich kann Ihnen nur immer wieder bestätigen, daß ich nichts darüber gehört habe, wer den Kardinal entführt hat. Meiner Meinung nach verfolgen Sie eine falsche Spur.«

»In diesem Fall«, entgegnete Seth und breitete in einer großzügigen Geste die Hände aus, »möchte ich Sie von Experte zu Experte fragen, was Sie uns demnach vorschlagen würden.« Seine Worte klangen zwar respektvoll, aber sein Tonfall war von unverkennbarem Spott geprägt.

Medicis Miene nahm einen verschwörerischen Ausdruck an. »Haben Sie schon mal ein Mitglied der Kirche selbst in Erwägung gezogen?«

Seth wandte sich Eiszapfen zu.

»Zumindest eine Möglichkeit«, erklärte Eiszapfen achselzuckend.

»Na, ich weiß nicht«, meinte Seth.

»Daß der Kardinal ein Opfer der Kirche geworden sein könnte?«

»Nein, daß dieser Angeber die Wahrheit sagt.«

»Das tue ich wirklich!« protestierte Medici.

»Das werden wir gleich herausfinden.« Seth wandte sich wieder Eiszapfen zu. »Jetzt sind Sie an der Reihe.«

»Besten Dank für Ihr etwas verspätetes Vertrauen.«

»Man darf eben nichts unversucht lassen. Gewalt allein führt manchmal zu durchaus überzeugenden Lügen. Chemikalien fördern manchmal programmierte Antworten zutage. Unter Anwendung beider Methoden lassen sich jedoch die jeweiligen Schwachpunkte jeder einzelnen wirksam ausschalten.«

»In diesem Fall«, erklärte Eiszapfen, »werde ich schon mal eine Spritze mit Sodiumamytal aufziehen. Platz gemacht, jetzt bin ich an der Reihe.«

9

Sie hatten Medici die Schlinge abgenommen, aber er war noch immer, halb bewußtlos in sich zusammengesunken, an den Stuhl gefesselt. Das Sodiumamytal hatte seine mentale Zensur ausgeschaltet, so daß Eiszapfen ihm nun Informationen entlocken konnte, die Medici selbst trotz heftigster Schmerzen nie preisgegeben hätte. Das Wahrheitsserum mußte jedoch so exakt dosiert werden, daß der Verhörte nicht völlig unzusammenhängend antwortete oder gänzlich das Bewußtsein verlor.

Nun war also Eiszapfen an der Reihe, sich Medici vorzuknöpfen. Er hielt die fast leere Spritze noch immer in seiner Hand, als er Medici die entscheidende Frage stellte, die ihn von Australien über Kanada nach Italien geführt hatte. »Sagt Ihnen der Begriff ›Nacht und Nebel‹ etwas?«

Medici antwortete erst nach einer Weile. Er hatte Mühe, seine Zunge zu bewegen. »Ja – aus dem Krieg.«

»Ganz richtig. Aus dem Zweiten Weltkrieg. Dabei handelte es sich um eine spezielle Einschüchterungstaktik der Nazis. Alle Gegner des Dritten Reiches riskierten, in Nacht und Nebel spurlos zu verschwinden.« Eiszapfen sprach betont langsam und deutlich. »Haben diese Nacht-und-Nebel-Aktionen wieder

begonnen? Sind Ihnen irgend welche Gerüchte zu Ohren gekommen, daß es damit nun von neuem losgehen soll?«

Medici schüttelte mechanisch den Kopf. »Keine Gerüchte. Kein Nacht und Nebel.«

»Versuchen Sie sich zu erinnern. Ist irgend eine terroristische Gruppe an Sie herangetreten? Hat irgend jemand Informationen über Kardinal Pavelic bei Ihnen zu erhalten versucht? Hat jemand Sie beauftragt, den Kardinal observieren zu lassen?«

»Niemand hat den Kardinal observieren lassen«, murmelte Medici. »Niemand hat sich über ihn erkundigt.«

»Wer hat Ihrer Meinung nach den Kardinal entführt?«

»Keine Ahnung.«

»Warum könnte er entführt worden sein?«

»Keine Ahnung.«

»Könnte ein Mitglied der Kirche dahinter stecken?«

»Keine Ahnung.«

Seth trat einen Schritt vor. »Die letzte Antwort finde ich außerordentlich interessant. Er weiß nicht, ob jemand aus der Kirche für die Entführung verantwortlich ist.«

Eiszapfen war klar, was Seth damit meinte. Vor vierzig Minuten hatte Medici ihnen vorgeschlagen, sie sollten ihre Nachforschungen in Kirchenkreisen anstellen. »Er hat diese Möglichkeit vorhin nur geäußert, um uns abzulenken. In Wirklichkeit weiß er tatsächlich nichts.«

»Je länger ich es mir überlege, desto einleuchtender erscheint mir sein Vorschlag.«

»Sie meinen, wir sollten uns mal die Kirche vornehmen? Warum nicht? Wir dürfen nichts unversucht lassen. Es ist durchaus möglich, daß irgendein Kirchenmitglied herausbekam, was der Kardinal wußte, und dieses Wissen an die Nacht-und-Nebel-Leute weiterleitete.«

»Vielleicht gehört die Nacht-und-Nebel-Organisation sogar zur Kirche?«

»Pavelic«, stieß Eiszapfen mit haßverzerrter Miene hervor. »Vierzig Jahre lang hat dieses Schwein unsere Väter unter seiner Knute gehabt. Er befand sich im Besitz ihrer Personalakten. Gott allein weiß, wieviel Geld unsere Väter ihm zahlen mußten, daß er diese Unterlagen nicht der Öffentlichkeit zugänglich machte. Pavelic war der einzige Außenstehende, der genauestens darüber Bescheid wußte, was unsere Väter miteinander verband. Diese neuerlichen Nacht-und-Nebel-Aktionen hätten sich unmöglich durchführen lassen, wenn die Organisation, die sie veranlaßt hat, nicht gewußt hätte, was die Unterlagen des Kardinals enthalten.«

»Das klingt zwar durchaus logisch«, nickte Seth, »aber ich halte diese Erklärungsmöglichkeit deshalb noch keineswegs für zwingend. Es könnte durchaus noch andere Fakten geben, die uns bisher lediglich entgangen sind.«

»Welche zum Beispiel?«

»Genau hierin liegt das Problem«, sagte Seth. »Wir wissen zu wenig. Aber dieser Mann kann uns auch nicht weiterhelfen. Deshalb würde ich vorschlagen, wir beschäftigen uns als nächstes ausführlich mit dem Privatleben des Kardinals.«

Eiszapfen lachte. »Ich wußte gar nicht, daß Geistliche auch so etwas wie ein ›Privatleben‹ haben.« Er überlegte kurz. »Und was machen wir...?« Er deutete auf Medici.

»Wir müssen ihn selbstverständlich beseitigen. Er ist für uns von keinerlei Nutzen mehr. Im Gegenteil, er stellt sogar eine Gefahr für uns dar. Eine zweite Spritze Sodiumamytal dürfte genügen. Er wird nichts spüren.« Seth zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist es sogar eine angenehme Erfahrung.«

»Damit blieben immer noch der Mann und die Frau, die wir in dem Hinterhof gegenüber von diesem Restaurant entdeckt haben. Die beiden lagen dort sicher nicht zufällig auf der Lauer. Sie haben sich für Medici aus genau denselben Gründen interessiert wie wir.«

»Wenn sie uns noch einmal in die Quere kommen, werden

wir sie aus dem Weg räumen.« Das kurze Aufleuchten in Seths Augen deutete darauf hin, daß ihm auch das eine Freude sein würde.

Hin und wieder Alpträume

1

In engen Serpentinien wand sich die Straße den Berg hinauf. Die starke Steigung machte dem Volkswagen ziemlich zu schaffen. Als Saul einen halben Kilometer weiter Benzingeruch in die Nase stieg, hielt er auf dem kleinen Parkplatz eines Aussichtspunkts neben der Straße. Er stellte den Motor ab.

Erika, die auf dem Rücksitz geschlafen hatte, wachte auf. Sie kniff wegen der hellen Morgensonne die Augen zusammen, als sie in das Tal unter ihnen hinabsah. Der Himmel über ihnen war strahlend blau, die Bergwiesen leuchteten in saftigem Grün. Gähmend sah Erika auf ihre Uhr. »Zehn Uhr sechsendvierzig schon?« Sie war plötzlich hellwach. »Du sitzt schon seit Morgengrauen hinterm Steuer. Sicher bist du müde. Jetzt kann ich dich mal ablösen.«

»Es sind doch nur noch fünfzehn Kilometer. Die schaffe ich auch noch.«

»Nur noch fünfzehn Kilometer? Warum hast du dann angehalten?«

»Der Motor wäre um ein Haar in Brand geraten.«

Erika schnupperte kurz. »Jetzt kann ich es auch riechen. Benzin.«

»Wahrscheinlich ist es der Vergaser.« Saul stieg aus und klappte die Kühlerhaube hoch. Der Motor war von einem Flüssigkeitsfilm überzogen und dampfte heftig. Erika erschien neben Saul und warf einen Blick unter die Motorhaube.

»Gib mir mal dein Taschenmesser«, forderte sie Saul auf.

Sie klappte das Messer auf und verstellte damit eine Schraube am Vergaser. Wegen der dünnen Höhenluft hatte der Motor zuviel Benzin geschluckt, und dem half Erika durch das Verstellen der Gemischschraube ab.

»Noch fünf Minuten länger, und wir hätten zu Fuß wei-

tergehen können«, bemerkte Saul.

»Wenn wir dazu noch in der Lage gewesen wären«, lachte Erika selbstkritisch. »Weil nämlich der Benzintank in die Luft geflogen wäre. Wir haben zu lange in der Wüste gelebt. Deshalb haben wir nicht mehr daran gedacht, welche Probleme die Höhenluft mit sich bringen kann.« Die Morgensonne brachte ihr langes, schwarzes Haar zum Leuchten. Ihre beige Jacke betonte das tiefe Braun ihrer Augen nur noch stärker.

Saul wurde von unbeschreiblicher Zuneigung für seine Frau erfüllt. »Hoffentlich ist das alles, was wir vergessen haben. Die Vorstellung, wir hätten bisher nur Glück gehabt, wäre mir äußerst unangenehm. Oder sollten wir doch etwas aus der Übung gekommen sein?«

»Vielleicht kann es gar nicht schaden, wenn wir hinsichtlich unserer Fähigkeiten von gewissen Selbstzweifeln geplagt werden. Das hindert uns jedenfalls daran, zu übermütig zu werden.«

»Diese Gefahr sehe ich bei mir sowieso nicht.«

Ungeduldig warteten sie daraufhin ab, bis das überschüssige Benzin verdampft war. Über den dicht bewaldeten Berghängen ragten in der Ferne schneebedeckte Gipfel auf. Unter anderen Umständen hätten sie diesen Ausblick sicher sehr genossen.

Saul klappte die Kühlerhaube zu. »Ich glaube, wir können jetzt wieder weiterfahren. Der Karte zufolge führt die Straße in das benachbarte Tal. Misha hat allerdings bereits sämtliche Personen auf seiner Liste überprüfen lassen. Seine Leute müssen also schon vor uns hier gewesen sein. Wenn sie etwas Wichtiges in Erfahrung gebracht hätten, wüßten wir bestimmt davon. Machen wir uns also lieber keine allzu großen Hoffnungen.«

»Aber irgendwo müssen wir doch anfangen.«

Sauls Stimme belegte sich. »Ganz richtig. Und wenn wir die Antwort nicht hier finden, dann eben anderswo... Jedenfalls werden wir so lange suchen, bis wir zum Ziel gekommen

sind.«

2

Das kleine Dorf in den Schweizer Alpen südlich von Zürich hieß Weißendorf. Die etwa hundert Häuser des Orts lagen inmitten grüner Almen auf einem kleinen Plateau.

Saul stellte den Volkswagen vor einem Gasthof in der Mitte des Dorfs ab. »Wer von uns soll reingehen und fragen, wo Ephraim Avidan wohnt?« wandte er sich Erika zu.

Sie wußten beide nicht, welche Sprache in diesem Teil der Schweiz gesprochen wurde. »Dein Deutsch ist zwar besser als meines«, entgegnete Erika deshalb, »aber vermutlich spricht man hier schon Italienisch...«

»Und das sprichst du besser. Außerdem sind die Leute hier einer Frau gegenüber vielleicht etwas gesprächiger, wenn du mir diese sexistische Bemerkung verzeihst. Gehst du also mal rein?«

Mit einem Lächeln, das ihre Besorgnis keineswegs zu vertuschen vermochte, öffnete Erika die Beifahrertür und betrat den Gasthof.

Saul blieb im Wagen sitzen. Bevor er seinem früheren Geheimdienst zugesichert hatte, auf jegliche Unterstützung von seiten anderer Organisationen zu verzichten, hatte Misha Pletz ihm und Erika bereits israelische Pässe besorgt. Die größte Hilfe stellte im Augenblick jedoch eine Fotokopie seines Notizbuchs dar, das die Liste mit den Namen der zu überprüfenden Personen enthielt. Und der erste Name auf dieser Liste war Ephraim Avidan gewesen. »Was *haben die Namen auf der Liste mit dem zu tun, was meinem Vater zugestoßen ist?*« hatte Erika damals Misha Pletz gefragt.

»Das *weiß ich nicht*«, hatte Misha geantwortet.

»Das *glaube ich nicht. Du hättest die Liste sicher nicht aufgestellt, wenn kein Zusammenhang zwischen den einzelnen*

Namen bestünde.«

»Ich habe nie behauptet, es bestünde kein Zusammenhang. Wir wissen genauestens Bescheid über die Vergangenheit, die Adressen, die Gewohnheiten und die früheren Berufe dieser Männer.«

»Die früheren Berufe?«

»Alle diese Männer sind ehemalige Mossad-Angehörige, die inzwischen pensioniert sind. Du hast mich jedoch gefragt, in welchem Zusammenhang sie mit dem Verschwinden deines Vaters stehen, und auf diese Frage habe ich bedauerlicherweise nach wie vor keine Antwort.«

»Behaupten sie, meinen Vater nicht zu kennen? Beantworten sie deine Fragen nicht? Oder worin liegt das Problem?«

»Ich hatte bisher noch nicht die Möglichkeit, sie irgend etwas zu fragen.«

»Jetzt fängst du schon wieder mit deinen lächerlichen Ausflüchten an.«

»Keineswegs. Diesen Männern sind zwei Dinge gemeinsam. Sie haben die Vernichtungslager der Nazis überlebt...«

»Und?«

»Sie sind alle spurlos verschwunden.«

Und zwar ebenso spurlos verschwunden wie Erikas Vater.

Endlich ging die Tür des Gasthofs wieder auf. Saul wurde nicht recht klug aus Erikas Gesichtsausdruck, als sie wieder in den Wagen stieg.

»Und?« fragte er sie schließlich.

»Sie waren nicht gerade gesprächig. Vermutlich sind wir nicht die ersten Fremden, die sich nach Avidan erkundigt haben, und offensichtlich sind die Einheimischen Fremden gegenüber nicht sonderlich wohlgesonnen, wenn sie nicht gerade als Touristen eine Menge Geld dalassen.«

Saul überlegte kurz. *»Demnach müssen also schon Mishas Leute hier gewesen sein.«*

»Durchaus möglich. Aber genau das werden wir gleich

herausfinden. Immerhin haben sie mir den Weg zu Avidans Haus erklärt.«

Saul fuhr weiter die enge Dorfstraße hinunter. »Sag mir, wenn ich abbiegen muß.«

»Es ist das dritte Haus nach dem Ortsschild.«

Saul trat aufs Gas.

Das alte, weiß getünchte Haus stand auf einer sanft geneigten Wiese. Als Saul den unbefestigten Weg zu dem Bauernhaus hinauffuhr, war die Luft vom Bimmeln der Kuhglocken erfüllt. Die Sonne tauchte das Tal in strahlendes Licht, doch Saul hatte keinen Blick für die herrliche Umgebung. Er konnte an nichts anderes denken als an die Liste, die Misha ihnen gegeben hatte.

Und an den ersten Namen auf dieser Liste.

Sie stiegen aus.

Eine Frau mit schönen, fast männlichen Gesichtszügen kam ihnen aus dem Haus entgegen. Sie war Anfang dreißig und hatte eine gesunde Gesichtsfarbe. Ihr sonnengebleichtes Haar war kurz geschnitten. Sie trug derbe, knöchelhohe Schuhe, wollene Kniestrümpfe, eine Lederhose und ein blauweißkariertes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln. Sie starrte sie mit argwöhnisch zusammengekniffenen Augen an.

Erika sprach die Frau auf Italienisch an. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber man hat uns gesagt, daß Ephraim Avidan hier gewohnt hat.«

»Sind Sie Amerikanerin?« erwiderte die Frau auf Englisch.

»Nein, ich stamme aus Israel«, erwiderte Erika, »aber ich habe lange in den Staaten gelebt. Eigentlich spreche ich Englisch sogar besser als meine Muttersprache. Möchten Sie lieber... ?«

»Daß wir Englisch sprechen?« Die Frau schüttelte den Kopf und fuhr auf Italienisch fort: »Ich würde zwar ganz gern meine Englischkenntnisse etwas auffrischen, aber nicht, wenn es um Ephraim Avidan geht. Er hat hier gewohnt, aber er ist nicht

mehr hier.« Sie machte einen verdrießlichen Eindruck.
»Gehören Sie zu den anderen Leuten, die sich schon mal nach ihm erkundigt haben?«

»Welche anderen?«

»Zwei Männer. Sie waren vor fünf Tagen hier. Sie haben behauptet, alte Freunde von Avidan zu sein. Allerdings waren sie mindestens dreißig Jahre jünger als er. Sie sagten ebenfalls, sie wären Israelis, und behaupteten, Avidan Geld zu schulden. Wirklich sehr gewissenhafte Schuldner, finden Sie nicht auch? Sie wollten wissen, wo er jetzt ist.«

»Und was haben Sie ihnen gesagt?«

»Das gleiche wie Ihnen – daß ich nämlich nicht weiß, wo er ist. Er ist ganz plötzlich abgereist. Im Februar. Eines Morgens war er einfach ohne Ankündigung verschwunden. Soweit ich das beurteilen kann, hat er nichts mitgenommen. Nach ein paar Tagen habe ich unseren Dorfpolizisten verständigt. Daraufhin wurde eine Suchaktion organisiert, aber wir haben seine Leiche nirgendwo gefunden.« Sie deutete den Berg hinauf.
»Allerdings hatten wir damit auch nicht gerechnet. Niemand bricht mitten im Winter nachts zu einer Wanderung in die Berge auf. Selbstmord war also nicht auszuschließen, zumal er häufig an Depressionen gelitten hatte. Aber nachdem nirgendwo eine Leiche gefunden worden war... Der Dorfpolizist hat den Vorfall nach Bern gemeldet, worauf man sich dort der Sache annahm. Wir haben Avidan immer wie einen von uns behandelt, als ob er zu uns gehört hätte. Und er war auch immer freundlich zu mir. Er hat die Miete bezahlt, bevor er verschwunden ist. Ich hatte nie Probleme mit ihm.«

»Wie schön für Sie.«

Die Frau verschränkte die Arme über der Brust. »Und was ist mit Ihnen? Sind Sie auch »alte Freunde« von Avidan, die ihm Geld schulden?« Diese Frage war an Saul gerichtet.

»Nein, wir kennen Avidan gar nicht.«

Die Frau lächelte. Offensichtlich hatte sie nicht mit einer so

aufrichtigen Antwort gerechnet.

Saul nickte in Richtung auf Erika. »Aber der Vater meiner Frau war mit Avidan befreundet.« Um der größeren Wirkung willen legte er eine kurze Pause ein. »Und ihr Vater ist ebenfalls verschwunden.«

Bei der Frau schienen sich Überraschung und Skepsis die Waage zu halten. »Und was ist, wenn Sie sich nur eine bessere Ausrede einfallen haben lassen als diese alten Freunde, die ihm angeblich Geld geschuldet haben?«

»Weshalb sind Sie eigentlich so mißtrauisch?« fragte Erika. »Wir wollen doch nichts weiter...«

»Mißtrauisch?« fiel ihr die Frau ins Wort. »Wären Sie das etwa nicht, wenn Ihr Mann Sie verlassen hätte..., wenn Sie sich plötzlich ganz allein um alles kümmern müßten...« Ihre Stimme wurde immer leiser. Sie starrte zu den Kühen auf der Weide hinüber. »Vermutlich wäre ich gar nicht mißtrauisch, wenn nicht dieser Geistliche gewesen wäre.«

Sauls Puls ging unwillkürlich schneller. »Welcher Geistliche?«

»Eigentlich hat er nicht gesagt, daß er ein Geistlicher ist. Er sah auffallend gut aus und gab sich als Wanderer aus. Er tauchte zwei Wochen vor den Israelis hier auf. Er hatte blaue Augen und blondes Haar. Für sein Abendessen hat er etwas Holz gehackt. Er war auffallend muskulös und kräftig gebaut. Vor allem sind mir jedoch seine Hände aufgefallen.«

»Was war mit ihnen?«

»Er ging außergewöhnlich sorgsam mit ihnen um. Als er zum Holzhacken Handschuhe anzog, dachte ich mir erst noch nichts. Aber als er dann die Handschuhe auszog und mit mir zu Abend aß, fiel mir auf, wie zart und gepflegt seine Hände im Vergleich zu seiner robusten Statur waren. Er war von der Sonne gebräunt, aber an seiner linken Hand – hier an seinem Mittelfinger – war ein weißer Streifen zu erkennen, als hätte er an dieser Stelle sonst immer einen Ring getragen. Ich verstehe

noch immer nicht, warum er diesen Ring abgenommen haben könnte. Wer weiß? Vielleicht hat er ihn auch nur verloren.«

»Aber weshalb schlossen Sie daraus, der Mann könnte Geistlicher gewesen sein?« entgegnete Erika verwundert.

»Lassen Sie mich doch erst zu Ende erzählen«, erklärte die Frau unwirsch. »Nach dem Essen zog er seine Handschuhe wieder an und erbot sich, mir noch im Stall zu helfen. Da es dort einiges zu tun gab, erklärte ich mich einverstanden und versprach ihm dafür ein ausgiebiges Frühstück.« Sie deutete auf den Stall, der sich an das Wohnhaus anschloß. »Er arbeitete länger, als ich erwartet hatte. Ich ging deshalb nach ihm sehen und ertappte ihn dabei, wie er ein kleines schwarzes Buch in seinem Rucksack verschwinden ließ. Und dann war mir alles klar.«

»Was?« fragte Erika perplex.

Saul verstand, was die Frau hatte sagen sollen. »Bei dem kleinen schwarzen Buch handelte es sich vermutlich um ein Brevier«, erklärte er Erika. »Es enthält die Gebete, die ein katholischer Geistlicher täglich lesen muß.« Er wandte sich der blonden Frau zu. »Aber haben Sie dieses schwarze Büchlein denn auch aus der Nähe gesehen?«

»Erst nicht«, antwortete die Frau. »Aber in der Nacht bin ich in sein Zimmer geschlichen und habe seinen Rucksack durchsucht. Das schwarze Büchlein war tatsächlich ein Brevier.«

»Sie haben seinen...?«

»Sie halten mich wohl für sehr unverschämt? Aber was sollte ich dann wohl erst von meinem Gast denken? Er hat nämlich heimlich sein Zimmer verlassen und ist zu Avidans Hütte dort oben hinaufgeschlichen, um sie zu durchsuchen.« Ihr Gesicht wurde rot vor Ärger. »Ich hatte in der Hütte nichts verändert, es bestand schließlich immer noch die Möglichkeit, daß er eines Tages wieder zurückkehren würde. Und da sonst niemand Interesse gezeigt hatte, die Hütte zu mieten, machte

ich mir nicht die Mühe, seine Sachen wegzuräumen. Wo hätte ich sie außerdem unterbringen sollen? Als ich also auch zu der Hütte hochschlich, hörte ich den Geistlichen in der Hütte rumoren. Er zog alle Schubladen heraus. Durch einen Spalt in den Fensterläden konnte ich den Lichtschein einer Taschenlampe erkennen.«

»Was haben Sie darauf getan?«

»Was hätte ich denn tun sollen? Ich, eine alleinstehende Frau? Ich schlich ins Haus zurück und tat so, als hätte ich nichts gehört und gesehen. Und auch mein seltsamer Gast ließ sich nichts anmerken, als er am nächsten Morgen zum Frühstück erschien. Ich weiß also nicht, ob er bemerkt hat, daß ich seinen Rucksack durchsucht hatte. Als ich ihm nach dem Frühstück sagte, daß ich seine Hilfe nicht weiter benötige, verabschiedete er sich, um seine Wanderung fortzusetzen. Während der nächsten Nächte behielt ich Avidans Hütte im Auge. Soweit ich das jedoch feststellen konnte, ist der Geistliche nicht mehr zurückgekehrt.«

»Und was könnte es mit dem Ring, den er abgestreift hat, auf sich gehabt haben?« fragte Erika.

»Es könnte der Siegelring seines Ordens gewesen sein«, sagte Saul. »Manche Mönche tragen Ringe mit dem Wappen ihres Ordens.«

»In seinem Rucksack habe ich jedenfalls keinen Ring gefunden«, erklärte die Frau.

»Vielleicht hatte er ihn in seine Hosentasche gesteckt.«

»Wahrscheinlich. Zwei Wochen später tauchten dann diese beiden Israelis hier auf. Sie baten mich, Avidans Hütte besichtigen zu dürfen. Sie hofften, dort irgendwelche Anhaltspunkte zu finden, wohin Avidan verschwunden sein könnte.«

»Und haben Sie es den beiden erlaubt?«

»Ja. Ich hatte nämlich das Gefühl, daß sie einfach in der Nacht wiedergekommen wären und die Hütte heimlich

durchsucht hätten, wenn ich es ihnen nicht erlaubt hätte. Ich wollte das Ganze nur möglichst rasch hinter mich bringen. Außerdem hatte ich nichts zu verbergen.«

»Hatte den Avidan etwas zu verbergen?« fragte Saul.

»Sie kommen hier einfach an und wundern sich, weshalb ich mißtrauisch bin. Wer war dieser Avidan überhaupt? Warum interessieren Sie und diese anderen Leute sich so brennend für ihn?«

»Was den Geistlichen betrifft, muß ich diesbezüglich leider passen«, erwiderte Saul. »Seine Gründe sind mir ebenso schleierhaft wie Ihnen. Bei den beiden Israelis dagegen dürfte es sich um Geheimagenten gehandelt haben. Mossadangehörige. Auch Avidan hat früher für den Geheimdienst gearbeitet. Wenn ein ehemaliger Mossadangehöriger – selbst wenn er längst pensioniert ist – verschwindet, will seine Organisation selbstverständlich die Gründe dafür erfahren, und dies um so mehr, wenn sein Verschwinden mit dem eines anderen ehemaligen Mossadagenten zusammenhängt. Der Vater meiner Frau hat nämlich auch für den israelischen Geheimdienst gearbeitet.«

Die Miene der Frau verdüsterte sich zusehends. »Mit Politik will ich hier nichts zu tun haben.«

»Wir wissen nicht, ob es sich dabei um etwas Politisches handelt. Vielleicht hängt das alles auch mit einer privaten Vergeltungsaktion zusammen. Im Grunde genommen wissen wir ebenso wenig wie Sie. Wir gehen jedoch davon aus, daß dabei persönliche Gründe eine wichtige Rolle spielen.«

»Sind Sie auch vom Geheimdienst?«

Erika zögerte. »Ja, ich habe früher für den Geheimdienst gearbeitet.«

»Also doch etwas Politisches.«

»Ich sagte doch, ich *habe* mal für den Geheimdienst gearbeitet. Hören Sie, wir haben Ihnen schon wesentlich mehr erzählt, als wir eigentlich sollten. Was könnten wir tun, daß Sie

uns vertrauen?«

»Was Sie tun könnten? Sorgen Sie dafür, daß hier keine Fremden mehr auftauchen und sich nach Avidan erkundigen.«

»Wenn Sie uns helfen, können wir vielleicht herausfinden, was Avidan zugestoßen ist. Und dann wird Sie niemand mehr belästigen.«

Die Frau sah sie prüfend an.

»Dürften wir vielleicht einen Blick in Avidans Hütte werfen?« fragte Saul.

Die Frau verharrte in reglosem Schweigen. Saul hielt den Atem an.

Schließlich nickte die Frau.

3

Die Hütte stand ein Stück hinter dem Haus am Waldrand. Die frische Bergluft war von würzigem Fichtennadelduft erfüllt.

Aus dem auffälligen Dach der kleinen Blockhütte ragte ein rostiges Ofenrohr. Saul ließ seinen Blick über das schmale Gebirgstal schweifen, auf dessen Sohle sich ein kleiner See ausbreitete. Dahinter, von hohen Fichten zum Teil verdeckt, waren die Häuser der Ortschaft zu erkennen.

Weshalb hatte Avidan sich wohl in diese Bergeinsamkeit zurückgezogen?

»Wie lange hat Avidan hier gelebt?« fragte Saul die Frau. »Er ist letzten Herbst hier aufgetaucht. Im Oktober.« »Wollte er den ganzen Winter über bleiben?« »Er sagte, er wäre Schriftsteller und brauchte die Ruhe und Einsamkeit, um seinen ersten Roman zum Abschluß zu bringen.«

Ein ehemaliger Mossad-Agent, der einen Roman schrieb? Auszuschließen war es zumindest nicht, fand Saul. Aber war es auch wahrscheinlich? Sobald einmal der Winter mit seinen heftigen Schneefällen eingesetzt hatte... Ruhe und

Abgeschiedenheit? Davon mußte Avidan hier oben wohl mehr als genug gefunden haben. Warum hatte er sich ausgerechnet für diesen Ort entschieden?

Sie betraten die Blockhütte, die in einen Schlafraum und eine Küche unterteilt war. Ein großer Holzofen diente sowohl zum Kochen wie zum Heizen. Die Hütte war spartanisch eingerichtet, die Wände mit Fichtenbrettern verkleidet. Als Tisch diente eine Platte auf zwei Böcken, davor stand eine Bank. Neben ein paar schlichten Schränken gab es in der Hütte noch einen Schaukelstuhl und eine zweite Bank, die an der Wand stand. Das einfache Holzbett hatte eine Matratze mit Strohfüllung. Über einer alten, windschiefen Kommode hing ein gesprungener Spiegel. Die Schubladen enthielten einige wenige Kleidungsstücke. Im Bücherregal neben der Kommode standen vorwiegend historische Werke, die sich mit der Geschichte Israels befaßten. An den Wänden waren mit Heftzwecken verschiedene Fotos von der israelischen Wüste und von Stadtszenen aus Tel Aviv befestigt. Im Küchenschrank fand Erika neben ein paar Plastiktellern und -tassen einen kleinen Vorrat an Lebensmittelkonserven. In dem Schrank unter der Spüle stand eine Flasche Geschirrspülmittel.

Wenn man hier oben den ganzen Winter zubrachte, konnte man leicht verrückt werden, dachte Saul.

Er wandte sich der Frau zu. »Sie sagten, Sie hätten Avidans Sachen nicht weggeräumt, falls er doch noch zurückkäme. Es sieht allerdings nicht so aus, als hätte er sehr viel besessen.«

»Falls er tatsächlich an einem Roman gearbeitet hat«, bemerkte Erika, »muß er das Manuskript wohl mitgenommen haben. Ich sehe auch nirgendwo eine Schreibmaschine.«

Von einem Strahlenkranz aus Sonnenlicht umgeben, stand die Frau in der offenen Tür. »Ich habe Avidan in der Zeit zwischen Oktober und November kaum gesprochen. Manchmal konnte ich wegen des dichten Schneetreibens nicht einmal die Hütte sehen. Ich bekam ein paarmal richtig Angst,

sie könnte eingeschnitten werden. Aber solange ich an klaren Tagen Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sah, machte ich mir keine Sorgen. Außerdem kam er an jedem Monatsersten herunter, um die Miete zu zahlen.«

Saul fiel wieder ein, daß die Frau gesagt hatte, sie wäre von ihrem Mann verlassen worden. Avidans monatliche Mietzahlungen waren ihr deswegen wohl wichtiger gewesen als die Eigenschaften ihres Mieters.

»Irgend etwas hat mit diesem Avidan nicht gestimmt«, erklärte sie. »Das stand für mich außer Zweifel. Ich habe auch nichts angerührt, als er verschwand. Ich dachte mir nämlich schon, daß sich bestimmt die Polizei einschalten würde.«

»Soviel Sie wissen, haben der Geistliche und die beiden Israelis jedoch nichts gefunden, was sie in irgendeiner Weise weitergebracht hätte«, sagte Saul. »Natürlich können wir jetzt noch einmal alles durchsuchen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir damit nur kostbare Zeit vergeuden. Avidan war gewiß kein Amateur.«

»Der Geistliche und die beiden Israelis dachten, sie könnten mich austricksen«, erklärte die Frau wütend. »Sie haben mir kein Geld gegeben.«

Sauls Haut begann zu prickeln. »Und wenn wir Ihnen Geld geben würden...?«

»Es ist wirklich nicht einfach, den Hof allein zu bewirtschaften.«

»Wir sind natürlich gern bereit, Ihnen zu helfen«, erklärte Erika. »Unsere Mittel sind allerdings begrenzt. Wir wurden erst vor kurzem aus unserer Heimat in Israel vertrieben. Aber wir würden Ihnen gern etwas unter die Arme greifen, soweit uns das möglich ist.«

Nachdenklich wiegte die Frau den Kopf, um schließlich einen ziemlich hohen Betrag zu nennen; er betrug fast die Hälfte des Geldes, das Saul und Erika von Misha bekommen hatten. Doch wenn das, was ihnen diese Frau zu sagen hatte, so

wichtig war, wie ihre ernste Miene andeutete, wäre das völlig bedeutungslos gewesen.

»Einverstanden«, nickte Saul. »Vorausgesetzt, Sie zeigen uns nicht nur ein altes Adreßbuch oder...«

»Es ist ein Tagebuch«, fiel ihm die Frau ins Wort. »Die Eintragungen erstrecken sich über den Zeitraum vom Oktober letzten Jahres bis zum Zeitpunkt seines Verschwindens. Er schreibt darin über die Hütte und über sich. Außerdem sind da noch die Fotos. Schreckliche Fotos.«

Sauls Brustkorb schnürte sich zusammen.

Erika trat einen Schritt vor. »Wo haben Sie das Tagebuch und die Fotos gefunden?«

»Er hatte sie versteckt.«

»Ja, aber wo?«

»Nachdem ich den Geistlichen dabei ertappt habe, wie er die Hütte durchsuchte, fragte ich mich natürlich auch selbst, wonach er wohl gesucht haben könnte. Deshalb habe ich die Hütte ebenfalls durchsucht, sobald er weg war. Ich habe überall nachgesehen. Sogar den Ofen habe ich zur Seite gerückt.«

»Und?«

»Ich habe nichts gefunden. Aber der Geistliche war nicht wirklich gründlich«, fuhr die Frau fort. »Er hat sich nicht richtig in Avidan hineinversetzt. Es gibt nämlich noch ein anderes mögliches Versteck – außerhalb der Hütte.«

»Das Aborthäuschen«, platzte Saul heraus.

»Ja. Er hatte das Tagebuch und die Fotos unter dem Sitzbrett befestigt.«

»Und dieses Tagebuch soll wirklich soviel wert sein?«

»Das müssen Sie wissen.«

Erika nahm einen Packen Geldscheine aus ihrer Tasche. »Das ist österreichisches Geld.«

»Meinetwegen könnte es auch japanisches sein. In der Schweiz ist jede Landeswährung willkommen.« Die Frau zählte die Scheine.

»Und bekommen wir jetzt, wofür wir bezahlt haben?«
»Folgen Sie mir ins Haus.«

4

Sie saßen am Küchentisch. Während ihnen die Frau Kaffee kochte, öffnete Saul das in Plastik gewickelte Päckchen, das sie ihnen gegeben hatte. Die Fotos ließen ihn zusammenzucken.

Konzentrationslager. Mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Männer, welche die Verladung von Juden in Viehwaggons überwachten. Halb verhungerte Häftlinge, die mit angstgeweiteten Augen durch Stacheldrahtzäune starrten. Endlose Gruben, gefüllt mit kalkbestreuten Leichen. Gaskammern, nackte Menschen - vorwiegend Kinder sowie alte Männer und Frauen. Die offenen Türen der Leichenverbrennungsöfen .

Saul ließ keines der Fotos aus. Erschüttert über dieses unvorstellbare Ausmaß an menschlicher Brutalität, legte er die Fotos beiseite. Er starrte auf das Tagebuch. »Ich möchte nicht wissen, was hier...« Seine Stimme erstarb.

»Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, nachdem ich das alles gesehen und gelesen hatte«, erklärte die Frau schauernd. »Ich wußte zwar von solchen Kriegsgräueln, aber sie Schwarz auf Weiß zu sehen, von ihnen zu lesen ...«

»Zu lesen?« Erika streckte zögernd ihre Hand nach dem Tagebuch aus, um sie dann jedoch wie vor etwas Schrecklichem abrupt wieder zurückzuziehen.

»Ja, ich habe das Tagebuch gelesen«, bestätigte ihr die Frau. »Avidan lebte mit seinen Eltern, seiner Schwester und seinen zwei Brüdern in München. 1942 wurden sie von der SS in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Es lag nur zwanzig Kilometer von ihrer Wohnung entfernt. Sie mußten in einer Munitionsfabrik arbeiten und erhielten kaum genügend zu

essen. Die hygienischen Bedingungen waren katastrophal. Avidan und die restlichen Mitglieder seiner Familie arbeiteten also zwei Jahre lang unter absolut menschenunwürdigen Bedingungen für Hitlers Kriegsindustrie. Und dann starben sie einer nach dem anderen. Die erste war Avidans Mutter; sie brach vor Entkräftung an ihrem Arbeitsplatz zusammen und starb kurz darauf. Als Avidans Vater eines Tages nicht mehr aus eigener Kraft aufzustehen imstande war, schleppten ihn ein paar SS-Männer ins Freie, um ihn vor den Augen der anderen KZ-Insassen zu erschießen. Seine Leiche wurde drei Tage lang liegen gelassen, bevor sie schließlich weggeschafft und in eine der Gruben vor dem Lager geworfen wurde. Als nächste starb Avidans zehnjährige Schwester. Sein älterer Bruder wurde von einem Posten mit einem Knüttel erschlagen, weil er diesem zu langsam arbeitete. Sein zweiter Bruder drehte durch und öffnete sich mit einem Holzsplitter die Pulsadern. Avidan selbst hatte jedoch einen unbezähmbaren Überlebenswillen. Im September 1944 mußte er mit einer Reihe anderer Häftlinge mit einem Lkw Spirituosen und Lebensmittel für eine SS-Feier holen. Als der Lkw unterwegs einen Reifendefekt bekam, konnten in dem allgemeinen Durcheinander mehrere Häftlinge entfliehen. Die SS-Männer fingen aber drei der vier Flüchtlinge binnen kürzester Zeit wieder ein und erschossen sie. Nur Avidan entkam und konnte sich in die Schweiz durchschlagen. Mein Mann und ich haben dieses Anwesen 1978 gekauft. Ich weiß nicht, wem es während des Krieges gehört hat. Jedenfalls fand der damalige Besitzer eines Nachts Avidan, der sich im Stall versteckt hatte. Er zeigte Verständnis für Avidans Lage und stellte ihm die Hütte zur Verfügung. Dort blieb er dann von Oktober 1944 bis zum Kriegsende im Mai des darauffolgenden Jahres, um anschließend nach Palästina auszuwandern.«

Die Frau hielt in ihrer Erzählung inne. Gespenstische Stille breitete sich über den Raum. Saul hatte so gebannt zugehört,

daß ihm erst nach einer Weile die Bedeutung eines Details bewußt wurde, das die Frau erwähnt hatte.

»Avidan ist hier also im Oktober 1944 aufgetaucht?« Saul wurde es plötzlich ganz heiß. »Haben Sie nicht auch gesagt, er wäre letztes Jahr ebenfalls im ...«

»Ja, er ist letzten Oktober hier aufgetaucht«, nickte die Frau. »Angesichts der schrecklichen Erlebnisse, die er in seinem Tagebuch aufgezeichnet hatte, kann es sich dabei eigentlich um keinen Zufall gehandelt haben. Offensichtlich ließ ihn die Vergangenheit nicht mehr los. Irgend etwas muß ihn dazu getrieben haben, hierher zurückzukehren. Die Eintragungen in seinem Tagebuch sind so packend und drastisch, als hätte er sich der Schrecken seiner Vergangenheit nicht nur erinnert, sondern als hätte er sie noch einmal *durchlebt*.«

»Er muß schrecklich unter seinen Erinnerungen gelitten haben«, warf Erika schauernd ein.

»Wie dein Vater«, nickte Saul.

»Aber Sie sagten doch eben, 1945 wäre Avidan im Mai von hier fortgegangen«, fuhr Erika fort. »Dieses Jahr ist er allerdings schon im Februar fort. In diesem Punkt gibt es also keine Übereinstimmung.«

»Es sei denn, daß er ursprünglich durchaus beabsichtigt hatte, bis Mai hier zu bleiben«, warf die Frau ein. »Vielleicht ist er durch besondere Umstände gezwungen worden, früher von hier zu verschwinden. Er war plötzlich weg und hat nichts mitgenommen. Vielleicht mußte er ganz abrupt aufbrechen.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, sagte Erika. »Vielleicht wurde er sogar abgeholt. Wie mein Vater.«

»Sie meinen, er wurde entführt?« fragte die Frau erstaunt.

»Es ist zumindest nicht auszuschließen«, seufzte Erika. »Wir wissen selbst noch zu wenig über die Hintergründe dieser Vorfälle.«

Durch das offene Fenster hörte Saul einen Wagen näherkommen. Plötzlich verstummte das Motorengeräusch.

Sauls Schultern spannten sich. Er schlich aus der Küche und spähte durch das Fenster des Wohnraums zur Straße hinunter. In der Zufahrt zum Hof stand ein schwarzer Renault. In seinem Innern konnte Saul die Silhouetten von drei Männern erkennen.

Erika folgte ihm ins Wohnzimmer. »Was ist denn?«

Als ihnen auch die Frau nachkam, fragte Saul sie: »Kennen Sie diesen Wagen?«

Die Frau trat auf das Fenster zu.

»Vorsicht!« warnte Saul sie. »Sie dürfen Sie nicht sehen.«

Gehorsam drückte die Frau sich neben dem Fenster an die Wand und spähte nach draußen. »Nein, nie gesehen.«

Die drei Männer stiegen aus. Sie waren groß und kräftig gebaut. Saul schätzte ihr Alter auf Mitte dreißig. Alle trugen kräftiges Schuhwerk, dunkle Hosen und Anoraks. Letztere waren ihnen etwas zu groß.

Weshalb liefen diese Kerle an einem warmen Junitag wie diesem mit dicken Anoraks herum, fragte sich Saul.

Als die Männer den Weg zum Haus hochgingen, zogen sie die Reißverschlüsse ihrer Anoraks nach unten.

Saul spürte Erika ganz dicht hinter sich.

»Sie hätten bis zum Haus hochfahren können«, flüsterte sie Saul ins Ohr.

»Statt dessen haben sie mit ihrem Wagen die Zufahrt zur Straße versperrt. Solange sie nicht wieder wegfahren, können auch wir mit unserem Wagen nicht mehr weg.«

Die Männer schritten nebeneinander auf das Haus zu. Ihre Mienen waren ausdruckslos, aber ihre Augen waren unablässig in Bewegung und tasteten aufmerksam ihre Umgebung ab. Jeder hatte seine linke Hand in Gürtelhöhe gehoben. Als sie etwa die Hälfte des Wegs zum Haus hinauf zurückgelegt hatten, konnte Saul die leuchtend roten Ringe erkennen, die sie an den Mittelfingern ihrer linken Hand trugen.

Er wirbelte zu der Frau herum. »Haben Sie ein Gewehr im Haus?«

Erschrocken wich die Frau vor ihm zurück. Doch dann erwiderte sie mit fester Stimme. »Aber sicher. Wir sind hier schließlich in der Schweiz.«

Saul wußte, daß in der Schweiz alle wehrpflichtigen Männer ihr Marschgepäck und ein Gewehr im Haus hatten.

»Schnell, holen Sie es«, forderte er die Frau auf. »Und sehen Sie zu, daß es geladen ist. Wir müssen sofort hier weg.«

»Aber weshalb...?«

»Los!«

Die Frau stürzte an den Schrank und holte ein Sturmgewehr daraus hervor. Dann nahm sie zwei Ersatzmagazine aus einem Fach und gab sie Erika, die sich kurz vergewisserte, daß sie gefüllt waren. Sie faßten jeweils zwanzig Patronen. Erika schob ein Magazin in das Gewehr, entsicherte es und stellte es auf Halbautomatik. Dann ließ sie eine Patrone in den Lauf gleiten. Das andere Magazin steckte sie sich in den Gürtel.

Die Frau sah sie verständnislos an. »Aber diese Männer werden Ihnen doch...«

»Wir haben jetzt keine Zeit für lange Erklärungen! Los, raus hier!« Saul stürzte an den Küchentisch und nahm das Tagebuch und die Fotos. Erika öffnete die hintere Küchentür. Saul packte die Frau am Arm und rannte mit ihr Erika hinterher.

Sie überquerten den Hinterhof und hasteten am Stall vorbei zu Avidans Hütte hoch.

Als Saul hinter sich einen Schrei hörte, preßte er den Karton mit dem Tagebuch und den Fotos fester an seine Brust und drehte sich im Laufen herum. Zwei der Männer tauchten auf der rechten Seite des Stalls auf, während der dritte um die linke Ecke kam und nach oben deutete. »*Ici!*« Alle drei zogen Pistolen unter ihren Anoraks hervor.

»Erika!« brüllte Saul.

Sie drehte den Kopf, sah die drei Männer auf sie zielen und wirbelte herum. Gleichzeitig ließ sie sich auf ein Knie nieder, stützte ihren Ellbogen auf dem anderen Knie auf und legte an.

Bevor einer der drei Männer einen Schuß abfeuern konnte, hatte sie zweimal abgedrückt. Und dann noch einmal. Die Entfernung betrug etwa fünfzig Meter, und Erika war eine ausgezeichnete Schützin. Da sie jedoch vom Laufen völlig außer Atem gewesen war, konnte sie das Gewehr nicht ganz ruhig halten. Sie traf einen Mann an der Schulter. Die anderen beiden Schüsse schlugen in die Stallwand.

Der Verletzte umklammerte seinen Arm und ging hinter dem Stall in Deckung. Seine Begleiter verschwanden ebenfalls dahinter. Wenn es ihr auch nicht gelungen war, sie auszuschalten, hatte sie sie zumindest aufhalten können. Erika sprang auf und rannte Saul und der Frau hinterher, die bereits die Hütte erreicht hatten. Und gerade als auch Erika hinter der Blockhütte Schutz suchen konnte, schlug die erste Kugel in einen der Holzbalken.

Schwer atmend warteten Saul und die Frau auf sie. Erika riskierte noch einmal, kurz die Deckung der Hütte zu verlassen, um weitere Schüsse auf ihre Verfolger abzufeuern, die hinter ihnen den Hang heraufkamen.

Die Männer warfen sich flach zu Boden.

»Sie kennen sich hier doch sicher gut aus« stieß Saul keuchend hervor. »Führen Sie uns in die Berge hinauf.«

»Aber wo sollen wir...?«

»Los, beeilen Sie sich.«

5

Die Frau zwängte sich durch dichtes Gebüsch, hinter dem sich ein schmaler Weg einen bewaldeten Hang hinaufschlängelte. Sie schritt mit ihren muskulösen Beinen so kräftig aus, daß Saul und Erika Mühe hatten, ihr zu folgen. Auf der Anhöhe führte der Weg nach links und zwischen zwei brusthohen Felsblöcken hindurch wieder nach unten. Aufgrund des dichten

Baumbestands drang kaum Sonnenlicht zu ihnen durch. Die Waldluft roch würzig frisch, und der von abgefallenen Nadeln bedeckte Boden federte unter ihren Schritten, aber Sauls ganze Aufmerksamkeit galt dem Knacken der Zweige hinter ihm und dem gedämpften Echo aufgeregter Stimmen.

Die Frau führte sie den Pfad hinunter zu einem kleinen Gebirgsbach. Saul durchquerte ihn, ohne sich darum zu kümmern, daß seine Schuhe und Hosenbeine von dem eiskalten Wasser völlig durchnäßt wurden. Er hörte, wie Erika hinter ihm laut spritzend den Bach durchquerte, während er bereits den Hang vor ihm hinaufhetzte.

Schließlich erreichten sie eine grasbewachsene Lichtung. Hundert Meter dahinter erstreckte sich, wie es schien, endloser, dichter Wald. Sie rannten weiter. Das hohe Gras zerrte an Sauls Beinen. Sein Rücken begann sich zu verkrampfen, als er sich vorstellte, daß die drei Männer nun bald die Lichtung erreichen mußten. Doch kein Schuß krachte und keine Kugel bohrte sich in seinen Rücken. Sobald er das Ende der Lichtung erreicht hatte, warf er sich hinter einem Strauch flach zu Boden. Erika folgte seinem Beispiel und legte das Gewehr an. Die Frau rannte noch ein Stück weiter und blieb erst stehen als sie merkte, daß ihre Begleiter ihr nicht mehr folgten. Sie sank hinter einem Baum in die Knie.

Im Gegensatz zu der Frau, deren Gesicht von panischer Angst verzerrt war, wurde Saul nun von wilder Genugtuung durchpulst. Wir haben es geschafft, schoß es ihm durch den Kopf. Wir haben die Lichtung überquert, bevor sie uns gesehen haben. Sie haben uns nicht in offenem Gelände eingeholt. Und jetzt sind wir an der Reihe.

Erikas Atem ging zunehmend ruhiger. Sie hatte das kleine, am Gewehrlauf befestigte Stativ heruntergeklappt, und nun bewegte sich der Lauf keinen Millimeter mehr, als sie anlegte.

Jetzt dauert es nicht mehr lange, dachte Saul. Er wischte sich den Schweiß aus den Augen und konzentrierte sich auf die

gegenüberliegende Seite der Lichtung. Jeden Augenblick konnten sich dort nun die Büsche teilen. Und dann würden die Männer auftauchen.

Aus fünf Sekunden wurden zehn. Dann fünfzehn, dreißig. Nach etwa zwei Minuten begann Erika rückwärts davonzukriechen. Irgend etwas stimmte nicht. Die drei Männer hätten die Lichtung längst erreichen müssen. *Sie hätten längst auftauchen sollen.*

Saul kroch hinter Erika auf die Frau zu. Als diese gerade die Lippen öffnen wollte, um etwas zu sagen, legte Saul ihr die Hand auf den Mund und deutete energisch den Hang hinauf. Sauls verzweifelter Gesichtsausdruck veranlaßte die Frau unverzüglich aufzuspringen und zwischen den Bäumen weiter nach oben zu laufen.

Für Saul gab es nur eine Erklärungsmöglichkeit, weshalb die Männer nicht aufgetaucht waren. Als sie sich der Lichtung näherten, hatten sie offenbar die damit verbundene Gefahr sofort erkannt, worauf sie sich getrennt hatten, um zu versuchen, ihre Opfer zu umkreisen und von hinten anzugreifen.

In diesem Moment fiel links von Saul ein Schuß. Er konnte die Kugel ganz dicht an sich vorbeipfeifen spüren.

Doch welchem Zweck sollte dieser Schuß dienen? Sollte er sie einem anderen der drei Männer entgegentreiben, der bereits ein Stück weiter oben auf der Lauer lag? Oder sollte er sie an Ort und Stelle in Deckung gehen lassen, während die drei Verfolger sie umzingelten?

Saul ließ sich ganz von seinen Instinkten leiten. Jetzt zählte nur noch Bewegung, Flucht. Saul begriff sofort, weshalb Erika das Feuer nicht erwiderte. Sie sah nirgendwo ein Ziel, und selbst wenn dem so gewesen wäre, hätten ihr die Bäume das Zielen wesentlich erschwert.

Die Luft hatte sich abgekühlt. Wolken waren aufgezogen. Und dann klatschten die ersten Regentropfen auf die Ärmel

von Sauls Hemd. Er preßte den Karton mit Avidans Hinterlassenschaft fester an sich. Zum Glück war er in Plastik gewickelt. Binnen kürzester Zeit war Saul vom Regen bis auf die Haut durchnäßt. Er zitterte vor Kälte. Inzwischen türmten sich schwarze Gewitterwolken über dem Tal auf.

Sie erreichten ein Plateau, hinter dem es jedoch weiter nach oben ging. Die Wolken wurden immer dunkler und bedrohlicher, der Regen immer stärker. Fast wäre der Schuß, der nun von rechts fiel, im Prasseln des Wolkenbruchs untergegangen. Die Kugel schlug dicht hinter Saul in einen Baumstamm.

Von panischer Angst vorangetrieben, hetzte die Frau weiter nach oben. Saul hatte Mühe, ihr zu folgen. Sie führte sie immer weiter den Berg hinauf. Der Hang wurde steiler. Saul schätzte, daß sie sich inzwischen in mindestens zwei-einhalbtausend Metern Höhe befanden. Die dünne Luft erschwerte ihm das Atmen. Er bekam nicht mehr genügend Sauerstoff, so daß ihn ein leichtes Schwindelgefühl befiel. Zweimal stürzte er und mußte sich von Erika aufhelfen lassen. Als kurz darauf auch Erika hinfiel, mußte er ihr helfen. Sein Schädel drohte zu zerspringen. Aber die Frau eilte ihnen, flink wie eine Bergziege, weiter voraus.

Nach einer Weile begann sich der Baumbestand zu lichten; der Boden wurde zunehmend steiniger. Und dann wurde Saul in seinem leicht benebelten Zustand bewußt, daß sie die Baumgrenze hinter sich gelassen hatten. Über ihnen befanden sich nun nur noch nackter Fels und schneebedeckte Berggipfel.

Wir sitzen in der Falle, dachte Saul. Wir können nicht mehr höher hinauf. Wir werden wegen Sauerstoffmangels umkippen.

Oder erfrieren. Der Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßt hatte, war inzwischen in Schnee übergegangen. In dieser Höhe war ein Schneesturm auch im Juni keine Seltenheit. Und sie trugen nur leichte Sommerkleidung. Tief unter ihnen, im Tal, würde dieser plötzliche Wettersturz die Berge

nur um so wilder und malerischer erscheinen lassen, während dem Unwetter hier oben, wo sie Wind und Wetter schutzlos preisgegeben waren, eindeutig etwas Lebensbedrohliches anhaftete. Sein Hemd war bereits von Schnee bedeckt, seine Augenbrauen waren vereist, und seine Hände wurden von der Kälte zunehmend gefühlloser.

Wir werden hier oben sterben, durchzuckte es Saul. Selbst wenn es uns gelingen sollte, den Abstieg ins Tal zu schaffen, lauern uns diese drei Männer irgendwo im Wald auf, um uns aus dem Hinterhalt zu erschießen.

Das Grau der Felsen über ihnen war inzwischen unter einer dünnen Schneeschicht verschwunden. Doch trotz des schneidenden Winds kletterte die Frau unbeirrbar weiter nach oben. Sie muß verrückt geworden sein, dachte Saul. Sie hat solche Angst vor diesen drei Männern, daß sie immer weiter den Berg hinaufsteigt, bis sie irgendwann zusammenbricht und nicht mehr weiterkann. Währenddessen werden sich unsere Verfolger irgendwo im Schutz der Bäume auf die Lauer legen und warten, bis das Unwetter vorbei ist und wir hier oben erfroren sind. Sie werden unsere Leichen einfach an Ort und Stelle liegen lassen und wieder ins Tal hinabsteigen. Im Juli, wenn der Schnee geschmolzen ist, werden uns dann irgendwann ein paar Bergsteiger finden und denken, daß der Berg wieder einmal ein paar Opfer gefordert hat.

Diese Vorstellung ließ in Saul erbitterte Wut aufsteigen, die ihn anstachelte, der Frau weiter zu folgen. Das Schneetreiben ließ vorübergehend so weit nach, daß er erkennen konnte, daß sie ein weiteres Felsplateau erreicht hatten. Die Frau ging immer weiter.

Doch plötzlich blieb sie vor einer massiven Holztür in einer Felswand stehen.

Als die Frau die Tür öffnete, tat sich dahinter eine dunkle Höhle auf, die vom Wetter überraschten Bergsteigern als Unterschlupf dienen sollte.

Als Saul zögerte, durch die Tür zu treten, drängte die Frau: »Die Tür ist fünf Zentimeter dick. Sie hält jede Kugel ab. Diese Männer werden hier oben erfrieren, wenn sie denken, sie könnten so lange warten, bis wir hier wieder rauskommen.«

Saul konnte ihre Überlegung sehr gut verstehen. Sie war in dieser Umgebung aufgewachsen und betrachtete die Höhle als einen sicheren Unterschlupf. Er sah darin jedoch nur eine Falle. Und was war, wenn das Unwetter plötzlich nachließ? Was war, wenn die drei Männer ihren Spuren im Schnee nach hier oben folgten und die Höhle unter Beschuß nahmen? Schließlich war keineswegs auszuschließen, daß sie unter ihren weiten Anoraks nicht nur Pistolen hatten.

Sondern zum Beispiel auch Sprengstoff.

Nein! Er mußte sich dem Gegner auf offenem Gelände stellen, wo er genügend Bewegungsfreiheit hatte. Aber er konnte Erika unmöglich unbewaffnet hier zurücklassen. Er war bereits instinktiv versucht gewesen, die Arme nach dem Gewehr in ihren Händen auszustrecken. Doch er ließ sie wieder sinken. »Ich bin bald wieder zurück. Schieße auf jeden, der die Tür zu öffnen versucht, wenn du meine Stimme nicht erkennst.«

Der Schnee peitschte in Erikas Gesicht, das von der Kälte gerötet war. Sie drückte Sauls Arm. »Ich liebe dich.«

Der Schnee fiel immer dichter.

»Wenn ich nur eine andere Möglichkeit wüßte...«, stieß Saul zwischen den Zähnen hervor. »Aber es gibt keine.«

Erika wollte etwas erwidern.

Doch Saul kam ihr zuvor, indem er sie durch die Tür drängte. Erika bückte sich und folgte der Frau nach drinnen. Dunkel umfing sie. Und als die Tür zufiel, ging ihr Knallen fast im Heulen des Sturms unter.

Saul drehte sich um. Nun hatte er den Wind im Rücken und konnte besser sehen. Felsblöcke, die bisher seinen Blicken entzogen gewesen waren, ragten nun gespenstisch aus dem Schneetreiben auf. Wenn er nach unten ging, hatte er seinen Verfolgern gegenüber einen leichten Vorteil, da sie wegen der Schneeflocken, die ihnen der Wind beim Aufstieg ins Gesicht peitschte, kaum etwas erkennen konnten. Vielleicht würde dieser kleine Vorteil sogar den Umstand wettmachen, daß er unbewaffnet war. Andererseits waren sie zu dritt gegen ihn allein. Das ausgleichende Element war die lähmende Kälte, unter der sie alle vier zu leiden hatten.

Er wollte seine Lage erst gar nicht einer genaueren Analyse unterziehen. Er mußte handeln. Die Schneeflocken peitschten in sein Gesicht. Der felsige Untergrund war nun überall von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, die es ihm zunehmend erschwerte, festzustellen, wohin er trat. Er durfte sich jetzt auf keinen Fall den Fuß verstauchen. Dennoch mußte er weiter nach unten klettern, um die schützenden Bäume zu erreichen, bevor seine Verfolger ihn entdeckten.

Er hielt sich ein gutes Stück von den Spuren fern, die Erika, die Frau und er im Schnee zurückgelassen hatten. Obwohl der Sturm die Spur rasch wieder verwehte, waren ihre Fußabdrücke noch deutlich genug zu erkennen, um den Verfolgern den Weg zu ihrem Versteck zu weisen. Natürlich würden die drei Männer keine Gruppe bilden. Unten im Wald waren sie von ihnen eingekreist worden. Die Schüsse waren aus verschiedenen Richtungen gefallen. Saul mußte sich also möglichst von seinen Verfolgern fernhalten und versuchen, sich ihnen von hinten zu nähern, um dann einen nach dem anderen auszuschalten.

Wenn er nur nicht so gezittert hätte. Sein Hemd und seine Hose waren völlig durchnäßt, und der Wind drang er-

barmungslos durch seine dünne Kleidung. Seine Hände waren halb erfroren, er hatte kein Gefühl mehr in ihnen. Er glitt auf einer vereisten Felsplatte aus und rutschte den Hang hinunter, um erst vom Stamm einer Fichte am Fuß des Abhangs aufgehalten zu werden. Die weit ausladenden Äste des Baums boten ihm Schutz vor dem Schneetreiben. Erschöpft blieb Saul auf dem Rücken liegen und rang nach Atem. Heftiges Schwindelgefühl befiel ihn, doch er zwang sich unter Aufbietung seiner letzten Energiereserven, sich an dem Stamm der Fichte hochzuziehen. Er richtete sich mühsam auf...

Und erstarrte plötzlich mitten in der Bewegung, als er eine dunkle Gestalt unter den Bäumen hervorkommen und den Abhang hinaufklettern sah.

Der Mann – Saul konnte seinen Anorak inzwischen deutlich erkennen – blieb immer wieder stehen. Dann starrte er eine Weile auf einen bestimmten Punkt, wo sich vermutlich einer seiner Begleiter befand. Saul konnte wegen des dichten Schneetreibens jedoch niemand sehen. In der Kälte mußten die Finger des Mannes völlig klamm sein, dachte Saul. Vermutlich war er gar nicht mehr in der Lage, den Abzug zu drücken, wenn er einen Schuß abfeuern wollte.

Doch dann ließ das Schneetreiben gerade lange genug nach, so daß Saul erkennen konnte, daß der Mann Handschuhe trug. Saul mußte an die Beschreibung denken, welche die Frau ihm von dem Geistlichen gegeben hatte, der als Wanderer aufgetaucht war. Ob der helle Streifen an seinem Mittelfinger wohl auch von einem leuchtend roten Rubinring hergerührt hatte, wie er ihn an der linken Hand eines jeden der drei Männer aufblitzen hatte sehen, als sie sich dem Bauernhaus näherten?

Und ihm fiel noch etwas ein, das die Frau gesagt hatte. Der mysteriöse Wanderer hatte mit ungewöhnlicher Sorgfalt auf seine Hände geachtet und fast immer Handschuhe getragen. Ganz offensichtlich hatten auch diese drei Männer mitten im

Sommer Handschuhe in ihren Anoraks einstecken gehabt. Gehörten die drei Männer und der Wanderer zusammen? Waren auch sie Geistliche, wie das die Frau von dem Wanderer angenommen hatte?

Geistliche, die bewaffnet waren? Die ihn wie echte Profis gejagt hatten? Die ihn offensichtlich umzubringen beabsichtigten? Das alles schien schwer vorstellbar. Die Frau mußte sich getäuscht haben. Was sollten Geistliche mit dem Verschwinden von Erikas Vater und Avidan zu tun haben? Religion und Gewalt? Diese beiden Dinge waren doch unvereinbar.

Plötzlich änderte der Wind seine Richtung. Er fuhr durch die Fichtenzweige und stach in seine Augen. Saul zitterte vor Kälte. Er beneidete seine Verfolger um ihre Anoraks und Handschuhe. Von dem Sturz den Abhang hinab schmerzten seine Glieder. Seine dünnen Kleider waren schnee- und eisverkrustet. Doch jetzt war keine Zeit zum Nachdenken. Er mußte handeln!

Der Mann kam näher. Saul verbarg sich hinter dem Baumstamm. Bäuchlings auf dem Boden liegend, sah er Hosenbeine und Schuhe des Mannes ganz dicht an der Fichte vorbeigehen. Er stellte sich vor, wie der Mann mit seinen Blicken die Umgebung absuchte.

Und dann blieben die Schuhe stehen. Sie drehten sich, als betrachtete der Mann den Baum, hinter dem Saul auf der Lauer lag. Voller Angst biß Saul die Zähne zusammen und wartete darauf, daß der Mann unter den Zweigen hindurchspähte und feuerte.

Statt dessen drehten sich die Schuhe wieder und setzten ihren Weg in der bisherigen Richtung fort. Saul kroch dem Mann hinterher. Das Schneetreiben war jetzt so stark, daß er ihn nicht mehr sehen konnte.

Jetzt oder nie! Saul richtete sich in die Hocke auf und schnellte nach vorn. Die Wucht seines Sprungs schleuderte den

Mann zu Boden, und Saul landete mit einem Knie in seinem Rückgrat. Dann packte er den Kopf des Mannes, riß ihn mit aller Kraft nach hinten und brach so die Nackenwirbel seines Verfolgers. Selbst das Heulen des Sturms vermochte das knackende Geräusch nicht zu übertönen. Den Körper des Mannes durchlief ein kurzes Beben, er keuchte und sackte dann leblos zusammen.

Hastig zerrte Saul den Toten den Hang hinunter und unter die Zweige der Fichte. Mit klammen Fingern zog er ihm die Handschuhe aus. Noch mehr Mühe bereitete es ihm, sie sich selbst überzustreifen. Er klemmte seine Hände unter seine Achselhöhlen, um sie etwas zu wärmen, doch auch unter seinen Achselhöhlen war es eisig kalt. Wenn seine Körpertemperatur noch mehr absank, würde er das Bewußtsein verlieren.

Für einen bedrohlich langen Augenblick fantasierte Saul von der Hitze in der israelischen Wüste und schwelgte in der wohligen Wärme einer eingebildeten Sonne. Doch er wurde abrupt in die rauhe Wirklichkeit zurückgeholt, als ihn ein plötzlicher Windstoß vor Kälte erschauern ließ. Hastig machte er sich daran, dem Toten den Anorak auszuziehen und sich selbst überzustreifen. Er bot zwar nur wenig Schutz gegen die eisige Kälte, aber im Vergleich zu seinem dünnen Hemd stellte er doch eine enorme Verbesserung dar.

Vorsichtig spähte er zwischen den Fichtenzweigen hindurch zu der Stelle hinüber, wo die anderen beiden Männer vermutlich auftauchen würden, und rannte dann zu der Stelle, wo er seinen Verfolger überwältigt hatte. Er tastete mit beiden Händen den Schnee ab, bis er das kalte Metall der Pistole, die der Mann hatte fallen lassen, zwischen seinen Fingern spürte. Doch sein Zeigefinger wollte den Befehlen aus seinem Kopf nicht nachkommen; er weigerte sich, sich um den Abzug zu legen. Verzweifelt schlug Saul mit seinen Armen gegen seinen Oberkörper, um seine Hände zu wärmen. Doch trotz aller

seiner Bemühungen blieben sie vom Handgelenk abwärts völlig taub.

Er steckte die Pistole in seinen Gürtel und zog sich wieder in den Schutz der Bäume zurück. Dann schlich er im Wald nach rechts, um sich den anderen beiden Verfolgern von hinten nähern zu können. Sicher würden sie bald feststellen, daß der Mann an ihrer linken Flanke fehlte. Sie würden nachsehen kommen, was aus ihm geworden war. In seinem geschwächten Zustand und ohne den Vorteil des Überraschungseffekts hatte Saul kaum eine Chance, sie dann gleichzeitig überwältigen zu können. Er mußte sie einzeln angreifen, und zwar bevor ihnen bewußt wurde, daß nun plötzlich sie die Gejagten waren.

Die Schneeflocken stachen in sein Gesicht. Nach etwa fünfzig Metern stieß er auf frische Fußspuren im Schnee.

Sie führten nach oben. Um ihnen zu folgen, mußte er den Schutz der Bäume verlassen und sah gleich darauf ganz verschwommen über sich im Schneetreiben den Rücken einer schemenhaften Gestalt. Unter Aufbietung aller seiner Kräfte stürzte er sich auf sie. Inzwischen hatten seine Hände sich unter den Handschuhen so weit erwärmt, daß er imstande war, die Pistole aus dem Gürtel zu ziehen, wenn seine Finger auch noch nicht so beweglich waren, daß er sie hätte abfeuern können. Daher schmetterte er die Waffe mit aller Kraft gegen den Hinterkopf des Mannes vor ihm. Der Lauf grub sich tief in dessen Schädeldecke ein, und als Saul ein zweites Mal mit noch größerer Wucht zuschlug, stürzte der Mann zu Boden und blieb bewegungslos liegen.

Hastig drehte Saul sich nach rechts, um nach dem dritten Mann Ausschau zu halten. Angestrengt durch das Schneetreiben spähend, tastete er sich den Hang entlang. Doch nach fünfzig Metern hatte er noch immer keine Spur von seinem letzten Verfolger entdeckt.

War er bereits ein Stück weiter den Abhang hinaufgeklettert?

Saul schaute nach oben, ohne etwas erkennen zu können.

Außerdem hätte er die Spuren des Mannes kreuzen müssen, wenn dieser bereits über ihm gewesen wäre. Nein, er mußte noch weiter unten sein.

Als er nach zwanzig Metern noch immer keine Spur von dem dritten Mann entdeckt hatte, ließ ihn plötzlich ein schrecklicher Gedanke abrupt stehen bleiben.

Die drei Männer konnten unmöglich einen so großen Abstand eingehalten haben. Ihm war ein Fehler unterlaufen. Der erste Mann, den er getötet hatte, war keineswegs die linke Flanke gewesen. *Er war in der Mitte gegangen!* Und der dritte Mann, der in Wirklichkeit die linke Flanke gebildet hatte, mußte inzwischen längst bemerkt haben, daß er allein war. Sicher hatte er im Schnee die Spuren des Überfalls auf seine beiden Partner entdeckt und vermutlich deren Leichen gefunden. Und nun würde er nach Saul suchen.

Saul wirbelte herum. Mit unerbittlicher Deutlichkeit stachen ihm die Spuren, die er im Schnee zurückgelassen hatte, in die Augen. Der dritte Mann brauchte nichts anderes zu tun, als seinen Spuren zu folgen. Sie würden ihn direkt ...! Ein Schuß krachte, eine Kugel zerrte an Sauls Ärmel. Er warf sich zu Boden und rollte den Abhang hinunter, ohne den spitzen Felsvorsprüngen Beachtung zu schenken, die sich schmerzhaft durch seine Kleidung bohrten. Ein zweiter Schuß hallte. Die Kugel wirbelte Schnee auf. Am Fuß des Abhangs richtete Saul sich auf, und gleichzeitig hörte er einen dritten Schuß. Er durfte nicht stehen bleiben, durfte sich von seinem Angreifer nicht festnageln lassen, zumal er mit seinen klammen Fingern das Feuer nicht erwidern konnte. Der Angreifer würde ihm so lange folgen, bis er freies Schußfeld hatte. Und dann...

Saul hastete weiter. Der Baumbestand wurde allmählich dichter. Der dritte Mann würde ihm nicht direkt in seinen Spuren folgen, sondern etwas seitlich, um Saul nicht in die Hände zu laufen. In Anbetracht dessen brach Saul zur Seite aus und zwängte sich durch einen Spalt zwischen zwei

Felsbrocken. Als er aus einer Schneewehe einen abgestorbenen Ast ragen sah, brach er ihn ab. In der Hoffnung, ein paar Büsche würden ihn verdecken, rannte er darauf wieder in der Richtung, aus der er gekommen war, den Hang hinauf, um schließlich in weitem Bogen wieder nach unten zu laufen. Damit beabsichtigte er, sich seinem Verfolger von hinten zu nähern und ihn, seinen Spuren folgend, überraschend angreifen zu können. Eben hatte er seine eigene Spur gekreuzt. Wegen des Schneetreibens betrug die Sichtweite maximal zehn Meter. Von Baum zu Baum schleichend, stieß er schließlich auf die Fährte seines Verfolgers.

Er überlegte sich seine nächsten Schritte genau. Inzwischen hatte sein Gegner vermutlich seine eigene Spur entdeckt und daraus geschlossen, daß Saul sich ihm von hinten zu nähern versuchen würde. Er würde also zurückrennen, um Saul zuvorkommen.

Saul umklammerte den abgebrochenen Ast fester und spähte in die Richtung, in der die Spur des anderen Mannes im Wald verschwand. Als er ein paar Felsen entdeckte, an denen sein Verfolger vorbeigegangen war, schlich er sich, seine Schritte genau in die Fußstapfen seines Verfolgers setzend, auf sie zu. Als er sie erreichte, sprang er mit einem mächtigen Satz hinter sie. Er hoffte, daß sein Verfolger diese neue Spur spät genug bemerken würde, um Saul genügend Zeit zu lassen, sich hinter den Felsen hervor auf ihn zu stürzen.

In den Spalt zwischen zwei Felsen geklemmt, stellte Saul sich vor, wie alles ablaufen mußte. Sein Verfolger würde nicht auf seine eigenen Spuren achten, sondern nur nach denen Sauls Ausschau halten. Und wenn er dann diese Felsen erreichte, würde er entdecken, daß Sauls Spuren sich mit den seinen deckten. Diese Entdeckung konnte ihn vielleicht so lange ablenken, daß er für einen Moment nicht auf Sauls Angriff gefaßt sein würde.

Jedenfalls hoffte Saul, daß es so kommen würde. Allerdings

gab es auch unzählige andere Möglichkeiten, wie sich das Ganze abspielen konnte. Angenommen, der andere Mann folgte seiner Spur nicht direkt, sondern ein Stück seitlich davon und passierte die Felsgruppe nicht auf der rechten Seite, sondern auf der linken... Oder angenommen, der Mann folgte Sauls Spuren den Hang hinauf und dann in weitem Bogen wieder nach unten, so daß er sich den Felsen von vorne und nicht von hinten näherte und Saul schon von weitem sehen konnte...

Ich hätte weiterlaufen sollen, dachte Saul.

Aber wohin? Das Bauernhaus war zu weit entfernt. Außerdem hätte er sich in dem Unwetter bestimmt verlaufen. Und er konnte Erika und die Frau nicht allein dort oben zurücklassen.

Andererseits waren die beiden in der Höhle in Sicherheit. Und sie hatten ein Gewehr, während er nur eine Pistole hatte, die er wegen seiner klammen Finger nicht einmal abfeuern konnte.

Und dann war da noch dieser abgebrochene Ast.

Gewiß keine sehr wirkungsvolle Waffe. Außerdem zitterte er inzwischen so heftig, daß er zu fürchten begann, er würde noch erfrieren, bevor sein Verfolger sich den Felsen näherte. Ihm war übel und er fühlte sich völlig entkräftet.

Im selben Augenblick wurde ihm bewußt, daß auch sein Verfolger unter der Kälte leiden mußte. Er fror sicher nicht weniger als er. Und auch ihm unterliefen vielleicht Fehler, die er unter normalen Umständen nicht begangen hätte. Vielleicht war Saul seinem Gegner also keineswegs unterlegen.

Schleppend verstrichen bange Sekunden, wurden zu Minuten. Saul wurde mehr und mehr eingeschneit. Seine Glieder fühlten sich vollkommen starr an. Er war nicht mehr sicher, ob er sich überhaupt noch würde bewegen können, selbst wenn ihm sein Verfolger in die Falle lief.

Im Wald wurde es dunkler. Bald würde er nichts mehr sehen,

und er würde weder seinen Verfolger ausschalten noch den Weg zurück zur Höhle finden können. Allerdings erschien es ihm in seiner augenblicklichen Verfassung eher müßig, sich über diese Probleme den Kopf zu zerbrechen. Wenn er noch länger in dieser starren Reglosigkeit verharrte, würde er lange vor Einbruch der Dunkelheit erfroren sein.

Die Spuren seines Verfolgers waren mittlerweile fast wieder zugeschnitten. Und wenn der andere Mann seine Spuren nicht mehr erkennen konnte, bestand kaum Aussicht, daß er an dieser Stelle vorbeikommen würde. Zudem war inzwischen so viel Zeit verstrichen, daß Saul davon ausging, daß sein Gegner eine andere Richtung eingeschlagen hatte. Oder vielleicht hatte er wegen der Kälte den Rückzug hinunter ins Tal angetreten.

Saul mußte sich unbedingt Bewegung verschaffen; er mußte seine Muskeln bewegen, damit sein Kreislauf nicht vollends einschlief.

Schließlich riß ihm die Geduld. Er trat aus dem Spalt zwischen den zwei Felsen hervor, wandte sich nach rechts...

Und stand Auge in Auge seinem Verfolger gegenüber. Dieser hatte gerade die Felsen erreicht und spähte vorsichtig den Hang hinauf. Die beiden Männer standen sich für einen Moment wie gelähmt gegenüber; die Kälte hatte ihre Reflexe erheblich verlangsamt. Bis der Mann herumwirbelte und seine Pistole hochriß. Gleichzeitig schlug Saul mit dem abgebrochenen Ast zu. Von dem Ast stand ein etwa fingerlanges Stück eines abgebrochenen Zweiges ab, das sich in das rechte Auge des Mannes bohrte, der einen markerschütternden Schmerzensschrei ausstieß. Blut quoll aus der Augenhöhle, der abgebrochene Zweig mußte tief eingedrungen sein. Der Mann schlug mit den Armen um sich, als versuchte er zu fliegen. Sein Schrei dauerte noch eine Weile an, um schließlich abrupt abubrechen. Sein Mund blieb offen stehen. Er ließ seine Pistole fallen und umklammerte mit beiden Händen den Ast. Und dann stellte er sich kurz auf die

Zehenspitzen, ließ die Hände sinken, starrte Saul mit seinem weit aufgerissenen gesunden Auge an und sackte zu Boden.

Bei Saul machten sich jetzt die Folgen des Grauens, der Angst, der Erschöpfung und der Kälte bemerkbar. Er mußte sich übergeben und konnte es kaum fassen, daß der Inhalt seines ausgekühlten Magens so stark dampfte. Taumelnd sank er gegen die Felsen zurück, hinter denen er sich versteckt hatte. Er umklammerte seinen Bauch, sackte würgend vornüber und sank in die Knie. Der verschneite Waldboden begann vor seinen Augen heftig zu wanken.

Ich werde sterben, dachte Saul. Ich habe es geschafft, aber ich werde sterben.

Sein Abscheu vor dem, was er eben zu tun gezwungen gewesen war, machte plötzlich unbändiger Wut Platz – über sich selbst, die Umstände, die Kälte und seine Schwäche. Er hob den Kopf und stieß einen wilden Schrei aus.

Nein! Wenn ich wirklich sterben soll, dann auf keinen Fall, weil ich aufgegeben habe!

Er richtete sich mühsam auf, stieß sich von den Felsen ab und kämpfte sich durch hohe Schneeverwehungen wieder den Berg hoch. Dabei hatte er ständig Erikas Gesicht vor Augen. Zeitweise verwandelte es sich in das seines Sohnes. Er war wild entschlossen zu überleben. Aber nicht um seiner selbst willen.

Für seine Frau und sein Kind.

Seine Schultern und Beine fühlten sich bleiern schwer an, aber er gab nicht auf. Er kämpfte sich den ersten Abhang hinauf und nahm sofort den nächsten in Angriff. Der Schnee stach in seinen Augen. Er verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden, rappelte sich mühsam hoch, stürzte wieder...

Und kroch schließlich auf allen Vieren weiter.

Höher hinauf.

Immer weiter.

Obwohl er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte

spürte er, daß der Wind plötzlich heftiger über ihn hinwegfegte. Demnach mußte er längst die Baumgrenze hinter sich gelassen und das ungeschützte Felsplateau erreicht haben.

Doch das Plateau schien kein Ende zu nehmen. Je mehr er sich anstrengte, desto weniger schien er voranzukommen. Er stieß mit dem Kopf gegen einen Felsblock, und als er vergeblich darüber hinwegzuklettern versuchte, merkte er plötzlich, daß er auf eine Felswand gestoßen war.

Die Felswand am hinteren Ende des Plateaus.

Die Tür. Wenn seine Erinnerung ihn nicht täuschte, mußte die Tür irgendwo in dieser Wand angebracht sein. Aber in welcher Richtung? Links oder rechts? Sein Überleben hing davon ab, daß er zu einer raschen Entscheidung gelangte. Auf's Geratewohl entschied er sich für links.

Und fast hätte er die Tür übersehen, als er sie endlich erreichte. Seine Erschöpfung ließ keinerlei Freude in ihm aufkommen. Mit letzter Kraft scharfte er an der Tür. »Erika, ich bin's, Saul. Erika, mach mir auf.«

Der Schnee umhüllte ihn wie eine wärmende Decke. Er stürzte vornüber, als die Tür aufging, landete unsanft auf felsigem Untergrund.

Und hörte Erika aufschreien.

7

Erst dachte er, Erikas entsetztes Gesicht, das über ihm schwebte, wäre lediglich seiner Einbildung entsprungen, ähnlich der Vision von ihr, die ihm wie ein Leuchtfeuer den Weg durch den Schneesturm zur sicheren Höhle gezeigt hatte. Doch bevor er endgültig das Bewußtsein verlor, vermochte er gerade noch wahrzunehmen, daß er die Höhle erreicht hatte und eingelassen worden war.

Und dann bemerkte er ein schwaches, zischendes Licht. Es

rührte von einer Petroleumlampe her. Ihr geradezu magischer Lichtschein fiel auf ein Regal mit Lebensmittelkonserven und Wasserflaschen, auf einen weißen Blechkasten mit einem roten Kreuz darauf und auf Pullover, Hemden, Hosen und Socken sowie ein Funkgerät.

Und zuletzt nahm er das wichtigste wahr – die Wärme. Doch sie schmerzte ihn. Er wand sich unter lautem Stöhnen, als Erika ihn auf die Lampe zuzerrte. Neben der Lampe stand ein Kerosinofen, dessen Dämpfe durch ein Loch in der Decke abzogen. Die Wärme auf seiner Haut ließ ihn zusammenzucken, Erikas Umarmung war mit kaum erträglichen Schmerzen verbunden. Er versuchte sich zu wehren. Doch ihm fehlte die Kraft.

Die Frau warf die Tür zu, so daß der Wind nicht mehr in die Höhle fuhr. Sie eilte auf Saul zu und legte ihm die Hand auf die Stirn. »Seine Temperatur ist zu niedrig. Sein Körper kann nicht mehr genügend Wärme erzeugen.«

Saul begriff sofort. Sobald das Feuer in seinem Körper, das ihn von innen wärmte, erloschen war, gab es nichts mehr, was ihn noch von außen hätte aufheizen können. Die Wärme mußte von innen kommen. Das Feuer in seinem körpereigenen Ofen mußte neu entfacht werden.

»Er wird sterben, wenn Sie nicht sofort...«

»Decken«, stieß Erika aufgeregt hervor.

»Das wird nicht genügen.«

»Wir machen ihm eine Kanne heißen Kakao.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Das hilft alles nichts. Außerdem hätte er gar nicht mehr die Kraft, die heiße Flüssigkeit zu schlucken.«

»Aber was soll ich denn tun? Wie können wir meinen Mann retten?«

»Mit Ihrer Körperwärme.«

»Wie? Das verstehe ich nicht.«

»Nur mit Ihrer Körperwärme können Sie ihm das Leben

retten.«

Und nun verstand Erika, was die Frau meinte. Sie zog Saul seine durchnässten Kleider aus, nahm einen Schlafsack aus dem Regal, breitete ihn neben Saul auf dem Boden aus und öffnete den Reißverschluß. Dann packte sie ihn hinein und zog den Reißverschluß zu.

Der Schlaf sack war dick und weich.

Aber kalt. »Diese Kälte«, murmelte Saul gequält.

Und dann sah er im Schein der Lampe, wie Erika aus ihren Kleidern schlüpfte. Sie warf alles – Jacke, Bluse, Hose, Schuhe, Strümpfe und Unterwäsche – in eine Ecke und kroch zu ihm in den Schlafsack.

Sie schlang ihre Arme um ihn und preßte sich mit Brüsten, Bauch und Oberschenkeln fest an ihn. Der Schlafsack war fast zu eng für sie beide. Obwohl ihn Erikas Umarmung schmerzte, spürte er doch, wie die dicke Daunenfüllung ihre Körperwärme speicherte. Ihre Wärme ging auf ihn über. Sie zwängte ein Knie zwischen seine Schenkel und küßte ihn auf Wangen, Hals und Schultern. Immer wieder atmete sie gegen seine Brust aus, um ihn optimal mit Wärme zu versorgen.

Nie hatte Saul eine Umarmung intimer empfunden. Ihr verzweifeltes Bemühen, seinen Körper mit ihrem eigenen zu umschließen, mit ihrer Körperwärme in ihn einzudringen, ihren Körper mit dem seinen zu verschmelzen, stellte eine intensivere Vereinigung dar, als er es je für möglich gehalten hätte. Ihre Körper verschmolzen zu einem. Saul wußte nicht, wie lange Erika sich so - Haut an Haut, Seele an Seele – an ihn gepreßt hatte, doch allmählich spürte er, wie sein Körper sich von innen heraus wieder zu erwärmen begann. Zuerst wurde sein Magen warm, gefolgt von seinen Lungen und schließlich seinem Herz. Und als sein Rückgrat vor Wärme zu prickeln begann wußte er, daß seine eigene Körperwärme zu neuem Leben erwacht war.

Das Atmen fiel ihm zunehmend leichter. Sein Brustkorb

weitete sich. Er hörte zu zittern auf. Lächelnd berührte er Erikas Gesicht, das plötzlich vor seinen Augen zu verschwimmen begann. Und dann verlor er das Bewußtsein.

8

Als er wieder zu sich kam, lag er noch immer in dem Schlafsack. Er war jedoch nicht mehr nackt, sondern hatte warme, trockene Kleider an. Er fühlte sich zwar schwach, aber doch erstaunlich ausgeruht. Er streckte die Beine, wühlte seine Arme aus dem Schlafsack und rieb sich die Augen. Sein Blick fiel auf Erika und die Frau, die im Schein der Lampe gegen die Höhlenwand gelehnt standen und ihn beobachteten. Auch Erika war inzwischen wieder angezogen.

»Wie lange habe ich...?«

»Es ist zehn Uhr früh«, sagte Erika. »Aufstehen. Die Sonne scheint.« Sie öffnete die Höhlentür.

Saul hielt sich schützend eine Hand vors Gesicht. Draußen war es blendend hell. »Die Sonne scheint?« stöhnte Saul. »Das kann nicht die Sonne sein. Das ist ein Laserstrahl.«

»Du kannst doch nicht dein ganzes Leben verschlafen.«

Saul stöhnte erneut. Vor der Tür tropfte Schmelzwasser von der Felswand. Das Sonnenlicht wurde durch das Weiß des Schnees tausendfach verstärkt. Saul zog sich einen Zipfel des Schlafsacks vors Gesicht.

»Wenn du unbedingt meinst«, brummte er schließlich.

Als er unter seinem Schlafsackzipfel hervorspähte, bemerkte er ein belustigtes Aufblitzen in Erikas Augen. Sie schloß die Tür bis auf einen schmalen Spalt.

»Du verstehst dich verdammt gut darauf, einen zum Schlafen zu bringen«, knurrte Saul.

»Es war mir ein Vergnügen.«

Sauls Körper durchlief ein leichtes Beben, dessen Ursache

diesmal nicht die Kälte war, sondern die Intensität seiner Gefühle. »Ich liebe dich.«

Der Bäuerin schien die Intimität ihres Wortwechsels peinlich zu sein. Sie hüstelte verlegen. »Haben Sie Hunger? Wir haben Suppe gekocht.«

»Ich sterbe vor Hunger.«

Er war bereits wieder soweit zu Kräften gekommen, daß er die Suppe allein essen konnte.

»Was ist eigentlich gestern dort unten passiert?« fragte Erika nach einer Weile.

»Ich habe sie alle drei getötet.«

Die Frau erbleichte. Doch Erika nickte nur.

Die Einzelheiten ersparte er den beiden Frauen. »Es gibt noch eine Menge zu tun.« Er kroch aus dem Schlafsack, wartete, bis der Schmerz in seinem Rücken nachließ und sein Gleichgewichtsgefühl zurückgekehrt war, dann richtete er sich vollends auf.

Erika packte Sauls Kleider zusammen und händigte sie ihm zusammen mit dem Päckchen mit Avidans Tagebuch aus. Sie selbst nahm das Gewehr an sich. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß Heizofen, Lampe und Herd nicht mehr brannten, verließen sie die Höhle.

Die Frau schloß die Tür. »Ich muß alles ersetzen, was wir aufgebraucht haben.«

»Sie bekommen dafür Geld von uns«, erklärte Saul.

»Nein. Sie haben mir schon genug gegeben. Damit meine ich nicht nur das Geld. Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Aber Ihr Leben wäre doch gar nicht in Gefahr gewesen, wenn wir nicht in Ihr Haus gekommen wären. Wir stehen nur um so tiefer in Ihrer Schuld.«

Die grelle Sonne stach in ihre Augen, als sie im schmelzenden Schnee den Abstieg antraten. Saul wurde zunehmend unruhiger, je mehr sie sich dem Mann näherten, den er als ersten umgebracht hatte.

Alles in ihm sträubte sich gegen das, was er nun tun mußte.
Doch es mußte getan werden.

»Wartet hier.«

Während Erika zurückblieb, um die Frau abzulenken, stieg Saul weiter nach unten. Zögernd duckte er sich unter den tief herabhängenden Zweigen einer Fichte hindurch, wo der Mann lag, dem er das Rückgrat gebrochen hatte. Mit angehaltenem Atem zog er dem Toten den Ring vom Mittelfinger seiner linken Hand.

In den großen, leuchtend roten Rubin waren ein Schwert und ein Kreuz eingraviert.

Saul durchsuchte die Leiche gründlich, ohne jedoch mehr als einen Paß und eine Geldbörse zu finden. Der französische Paß war auf Jean Lapierre ausgestellt; vermutlich handelte es sich dabei um einen Decknamen. Die hinteren Seiten des Passes wiesen Einreisestempel für Österreich und die Schweiz auf. Durch dieselben Länder waren er und Erika gereist. Hatten ihn diese Männer bereits in dem Park in Wien angegriffen?

Die Geldbörse enthielt Scheine verschiedener europäischer Währungen in einem Gesamtwert von tausend Dollar. Die zwei Kreditkarten und der französische Führerschein wiesen dieselben Unterschriften auf wie der Paß. Als Wohnort war eine Adresse in Paris angegeben. Ein Foto von einer attraktiven Frau mit einem netten kleinen Mädchen sollte vermutlich nur dazu dienen, diese perfekt gefälschten Papiere noch echter erscheinen zu lassen.

Nach vierzigminütiger Suche fand Saul schließlich auch die anderen zwei Leichen. Er streifte ihnen ebenfalls die Ringe ab und sah sich ihre Pässe und Geldbörsen an. Allerweltsnamen. Adressen in Lyon und Marseille. Familienfotos. Die Papiere wirkten täuschend echt, waren aber mit Sicherheit gefälscht.

Saul kehrte zu Erika und der Frau zurück, die sich auf einem von der Sonne aufgeheizten Felsen niedergelassen hatten. »Die Frage ist, ob wir die Leichen begraben sollen oder einfach

liegen lassen?«

Beunruhigt fragte die Frau: »Sie begraben? Aber weshalb...?«

»Ihretwegen«, kam Saul ihrer Frage zuvor. »Damit Sie nicht in diese Sache verwickelt werden. Wie weit ist es von hier bis zum Hof? Eine Stunde? Wie die Höhle dort oben vermuten läßt, kommen hier öfter Bergsteiger vorbei. Sie werden die Leichen entdecken, und dann werden Sie ganz bestimmt von der Polizei verhört werden. Glauben Sie, Sie können der Polizei überzeugend klarmachen, daß Sie keine Ahnung von den Vorgängen hier oben haben?«

»Wenn es sein muß, bin ich zu allem imstande.«

»Das haben Sie tatsächlich bereits bewiesen. Aber überlegen Sie sich noch einmal in Ruhe, was ich gesagt habe. Sie müssen allerdings zu einer Entscheidung gelangen, bevor wir die Toten hier zurücklassen.«

Zitternd stieß die Frau nach einer Weile hervor: »Ein Stück weiter oben gibt es eine Schlucht. Die Bergsteiger machen einen weiten Bogen um sie herum. Sie ist fast das ganze Jahr über mit Schnee gefüllt. Dort wird sie niemand finden.«

»Sie brauchen uns nicht dabei zu helfen.«

Die Frau machte keinerlei Anstalten zu widersprechen. Sie starrte lediglich zu der Schlucht hinauf.

Saul warf Erika einen kurzen Blick zu, worauf sie aufstand. Nach neunzig Minuten und drei Märschen zu der Schlucht kehrten sie zu der Frau zurück.

Mit gepreßter Stimme erklärte Saul: »Das wäre geschafft.«

Die Frau saß noch genauso da, wie sie sie verlassen hatten. Sie starrte unverwandt zu der Schlucht hinauf. Als erwachte sie aus einer Trance, sah sie Saul schließlich blinzeln an. »Mein Mann und ich sind oft hier heraufgekommen. Es war mein Lieblingsplatz.«

Sie traten den Abstieg ins Tal an.

Schon aus einiger Entfernung drang ihnen aus dem Stall das laute Muhen der Kühe entgegen, die dringend gemolken werden mußten. Die Frau rannte ihnen das letzte Stück voraus. Saul entging keineswegs, daß ihr Bedürfnis, sich von ihnen zu entfernen, nur zum Teil auf der Sorge um ihr Vieh beruhte. Wir sind für sie Mörder, dachte er. Er warf einen letzten Blick zu den Bergen hoch, von denen sie gerade herabgestiegen waren. Die schneebedeckten Gipfel erinnerten ihn an gigantische Grabsteine. Zusammen mit Erika ging er auf den Volkswagen zu, den er vor dem Haus abgestellt hatte.

Im Gehen holte Saul einen Zündschlüssel aus seiner Tasche. Er hatte ihn in der Tasche eines der Toten gefunden. »Fahre mir einfach immer hinterher«, wandte er sich an Erika. »Ich werde den Renault nehmen. Wir fahren nach Zürich. Das ist weit genug entfernt, um den Wagen nicht mit den Leichen in Verbindung bringen zu können – falls sie gefunden werden sollten. Vorher will ich mir den Renault noch genauer ansehen. Ich nehme zwar an, daß der Wagen gemietet ist, aber dann muß irgendwo, vermutlich im Handschuhfach, eine Quittung der Leihwagenfirma herumliegen. Außerdem möchte ich mich im Kofferraum etwas umsehen und mir sowohl das Kennzeichen wie die Motor- und Fahrgestellnummer notieren. Ganz gleich, wie sorgfältig diese drei ihre Spuren auch verwischt haben mögen, muß doch irgend jemand die Leihwagengebühren bezahlt haben. Und sobald wir herausgefunden haben, wer das war, werden wir weitersehen.«

»Aber dazu wären wir doch auf die Hilfe eines Geheimdienstes angewiesen. Und darauf zu verzichten, hast du dich doch ausdrücklich bereiterklärt.«

»Gewiß, aber ich glaube inzwischen eine Möglichkeit gefunden zu haben, mir die Unterstützung des CIA zu sichern.«

»Wie willst du das bewerkstelligen?«

»Damit.« Saul zog einen der Rubinringe aus seiner Hosentasche. »Ich wollte dir diese Ringe erst zeigen, sobald die Frau nicht mehr in der Nähe war.«

Erika sah sich den Ring genau an. »So einen Ring habe ich noch nie gesehen. Und dieses mittelalterliche Wappen?«

»Die Oberfläche weist noch kaum Abnutzungsspuren auf. Demnach können die Ringe auf keinen Fall sonderlich alt sein.«

»Schwert und Kreuz.«

»Gewalt und Religion. Jeder der drei Männer trug einen solchen Ring am Finger. Offensichtlich handelt es sich bei diesen Ringen um das Erkennungszeichen einer Geheimorganisation. Vermutlich hat der mysteriöse Wanderer auch so einen Ring am Finger getragen, bevor er auf dem Hof auftauchte.«

Als Saul an dem funkelnden Stein rieb, klappte dieser unvermutet hoch und gab den Blick auf eine kleine Vertiefung frei, die eine kleine gelbe Kapsel enthielt. Erika griff nach ihr und hielt sie sich unter die Nase.

»Zyanid?«

»Oder etwas, das noch schneller wirkt.« Saul klappte den Rubin wieder über die Kapsel zurück. »Wenn ich die drei Männer am Leben gelassen hätte, hätten sie vermutlich diese Kapseln geschluckt, bevor ich sie hätte verhören können. Ich glaube, wir haben es hier mit einem Geheimkult zu tun. Sehr alt und sehr geheim, wie es scheint. Wir beide können zusammen auf dreißig Jahre Agententätigkeit zurückblicken, und doch ist uns in dieser Zeit nie ein solcher Ring unter die Augen gekommen. Es muß demnach eine Geheimdienstorganisation geben, von der wir nicht das geringste wissen – und vermutlich auch sonst niemand.«

»Aber wie sollte so etwas möglich sein?«

»Ich weiß nicht, wie diese Organisation so lange unentdeckt bleiben konnte und weshalb sie nun plötzlich ihre Aufdeckung

riskiert. Aber eine solche Organisation existiert zweifellos. Und ebenso sicher handelt es sich bei ihren Mitgliedern um absolute Könner ihres Fachs. Glaubst du also nicht, daß ich dem CIA bereits einen enormen Gefallen erweisen würde, wenn ich ihnen diese Information zukommen ließe?«

»Mir soll alles recht sein, solange wir nur herausfinden, was aus meinem Vater geworden ist – und wir wohlbehalten wieder zu meinem Sohn zurückkehren können.«

»Zu unserem Sohn«, korrigierte Saul seine Frau. Er mußte plötzlich an blutigen Schnee denken. »Und wenn sie auf mein Angebot eingehen, werde ich vielleicht nie wieder töten müssen.«

Eine unnatürliche Verbindung

1

Zürich. Als Agent hatte Drew hier oft Zuflucht gesucht, Zürich war eine seiner Lieblingsstädte. Doch als er an diesem warmen, klaren Sommermorgen mit Arlene an der Limmat entlangging, welche die Stadt in zwei Hälften teilt, achtete er kaum auf die Kais und die Ausflugsboote oder auf die Gärten und Patrizierhäuser am anderen Ufer. Statt dessen sah er fast unablässig die toten Sicherheitsbeamten in der Villa außerhalb Roms und Gattos verunstaltete Leiche neben dem Swimmingpool vor sich.

Nachdem Drew und Arlene am Abend zuvor dieses grausige Blutbad entdeckt hatten, waren sie mit der nächsten Maschine von Rom nach Zürich geflogen. Nun bogen sie von der Uferpromenade in die Straße, welche zur Zürichsee-Bank führte. Hier hatte Pater Sebastian ein Schließfach für sie gemietet. Der Schlüssel dafür befand sich in Drews Hosentasche. Zusammen mit dem Kennwort »Mutter Gottes« würde er ihm Zugang zu dem Schließfach verschaffen.

Als sie den Eingang des Bankgebäudes erreichten, verengten Arlenes grüne Augen sich besorgt. »Angenommen, das Kennwort stimmt nicht. Oder der Schlüssel paßt nicht. Vielleicht hatte Pater Sebastian gar nicht vor, uns zu helfen.«

»Bisher hat er zumindest sein Wort gehalten. Er hat sich in den vatikanischen Gärten mit uns getroffen. Er hat uns Waffen, Pässe und Geld besorgt, und vor allem hat er uns Pater Viktors Unterlagen über seine Nachforschungen zukommen lassen. Auch mir erscheint diese ganze Geschichte höchst schleierhaft, aber auf Pater Sebastian ist meines Erachtens durchaus Verlaß.«

»Das wird sich gleich zeigen.«

Sie betraten die Bank. Der Marmorboden, die mächtigen

Pfeiler und das hohe Deckengewölbe erinnerten Drew an eine Kirche. Sie erkundigten sich nach den Schließfächern und stiegen schließlich wie in eine Krypta ins Kellergeschoß hinab.

»Mutter Gottes«, nannte Drew einer Frau mit strenger Miene das Kennwort. Zugleich zeigte er der Hüterin des Allerheiligsten die Nummer seines Schließfachschlüssels.

Nachdem die Frau kurz eine Liste mit Nummern und Kennwörtern überflogen hatte, richtete sich ihr strenger Blick wieder auf Drew. »Geht in Ordnung, mein Herr.«

Drew versuchte sich seine Anspannung nicht anmerken zu lassen, als die Frau sie in einen Tresorraum führte und mit Drews Schlüssel und einem eigenen ein Schließfach aufsperrte. Sie zog eine Stahlkassette aus der Öffnung und händigte sie Drew mit der Feierlichkeit eines Priesters beim Verteilen der Kommunion aus.

Drei Minuten später waren Drew und Arlene in einem engen Raum allein. Drew klappte den Deckel der großen Kassette hoch und fand darunter zwei Pistolen, zwei Pässe und ein Kuvert, das, wie Pater Sebastian ihnen versprochen hatte, Geld enthielt.

»Er hat sich an die Abmachungen gehalten«, sagte Drew. »Es ist gut zu wissen, daß man sich auf einen Geistlichen, der der Bruderschaft angehört, verlassen kann.«

»Zumindest bis jetzt«, meldete Arlene ihre Bedenken an.

Sie verbargen die Schußwaffen unter ihren Jacken. Die Pistolen, die Pater Sebastian ihnen in Rom ausgehändigt hatte, hatten sie in einem Schließfach deponiert, bevor sie die Metalldetektoren im Flughafen von Rom passiert hatten. Nachdem Drew auch das Geld und die Pässe eingesteckt hatte, schrieb er auf ein Blatt Papier: WIR MÜSSEN SIE BALDMÖGLICHST TREFFEN. HINTERLASSEN SIE UNS EINE NACHRICHT HINSICHTLICH DES ORTS UND DES ZEITPUNKTS. DER BÜSSER.

Er legte den Zettel in die Kassette und verschloß sie wieder.

Als er darauf die Tür des Raums öffnete, nahm die Bankangestellte die Kassette mit einer Ehrfurcht entgegen, als händigte Drew ihr eine kostbare Reliquie aus. Nachdem die Kassette wieder sicher in dem Schließfach verstaut war und der Schlüssel in Drews Hosentasche klimperte, folgte er Arlene aus dem Tempel der Geldwechsler. Prüfend ließ er seine Blicke über die belebte Straße gleiten. Als er sich vergewissert hatte, daß er und Arlene nicht beschattet wurden, gingen sie wieder zum Fluß zurück.

»Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig als zu warten«, wandte er sich an Arlene. »Wir werden heute nachmittag und morgen früh in die Bank zurückkehren, ob Pater Sebastian uns schon eine Nachricht zukommen hat lassen. Mal sehen, wie lange es dauert, bis er sich meldet. Vielleicht haben wir Glück, und wir hören nie wieder etwas von ihm. Dann wären wir aus dem Schneider.«

»Aber du weißt doch ganz genau, daß es nicht so kommen wird«, entgegnete Arlene.

Drew nickte niedergeschlagen. »Die Bruderschaft läßt mich bestimmt nicht so einfach aus ihren Klauen. Solange wir nicht erfolgreich zum Abschluß bringen, was sie von uns erwarten, werden wir nie von ihnen loskommen. Mir sind die Fähigkeiten, die ich mir angeeignet habe, inzwischen zwar zutiefst zuwider, aber ich werde mich ihrer dennoch bedienen, um diese Angelegenheit zu Ende zu bringen, damit wir danach ein gemeinsames Leben beginnen können.«

Arlene drückte seine Hand. »Wir haben doch längst angefangen, ein gemeinsames Leben zu führen. Das einzige, worauf wir zählen können, ist das Jetzt.«

Um vier Uhr nachmittags öffnete Drew die Schließfachkassette zum zweitenmal an diesem Tag. Statt der Nachricht, die er darin zurückgelassen hatte, fand er nun einen Zettel mit einer fremden Handschrift vor. Die Instruktionen waren von professioneller Knappheit und Genauigkeit. Anstelle einer Unterschrift entdeckte Drew einen Tropfen Siegelwachs auf dem Papier, in den das Zeichen des sich mit dem Kreuz überschneidenden Schwerts eingedrückt war. Diesmal hatte er die Bank allein aufgesucht. Als er sie verließ, ging er zur Bahnhofstraße weiter. Er erreichte Zürichs Geschäftsviertel und blieb vor dem Schaufenster eines Blumenladens stehen. Kurz darauf tauchte Arlene neben ihm auf. Er sah ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe. Sie war ihm gefolgt, als er die Bank verlassen hatte.

»Kein Mensch hat sich für dich interessiert«, erklärte sie.

Das hieß jedoch nicht, daß sie nicht beschattet wurden. Dennoch wäre es unverantwortlich gewesen, diese Sicherheitsvorkehrungen nicht zu treffen. Sie reihten sich in den Strom der Passanten entlang der belebten Einkaufsstraße ein.

»Sie haben uns bereits eine Nachricht zukommen lassen.« Drew konnte ihr den Zettel jedoch nicht zeigen, da er ihn in dem kleinen Raum im Keller der Bank in kleine Stückchen zerrissen und in seine Hosentasche gesteckt hatte. Und auf dem Weg zur Bahnhofstraße hatte er dann verstohlen immer wieder ein paar Schnipsel weggeworfen.

»Falls die Nachricht wirklich von Pater Sebastian ist«, fuhr Drew fort, »hat er uns darin einen Zeitpunkt und einen Ort genannt, an dem wir uns heute abend mit ihm treffen sollen. Für den Fall, daß wir seine Nachricht heute nicht mehr erhalten hätten, hat er uns außerdem zwei Ausweichmöglichkeiten für morgen angegeben.«

»Sehr gründlich.«

»Aber genau das war doch von einem Mitglied der Bruderschaft zu erwarten.«

Arlene kniff besorgt die Augen zusammen. »Wo werden wir ihn treffen?«

3

Um ein Uhr nachts verließen sie den dunklen Hinterhof, überquerten die schmale Rathausbrücke und blieben vor einem Zierbrunnen stehen. Vom Fluß stieg Nebel zu ihnen herauf.

»Ich könnte mir geeignetere Orte für ein geheimes Treffen vorstellen«, bemerkte Arlene besorgt.

»Andrerseits müßte jeder, der uns heimlich zu folgen versucht hätte, über diese Brücke kommen«, entgegnete Drew. »Und da um diese Zeit kaum mehr jemand unterwegs ist, wäre uns ein Verfolger auf jeden Fall aufgefallen. So schlecht ist dieser Ort also gar nicht gewählt.«

Ihren Instruktionen zufolge hätten sie sich fünf nach eins vor dem Brunnen einfinden sollen. Ihnen war jedoch klar, daß Pater Sebastian möglicherweise erst eine halbe Stunde nach diesem Zeitpunkt erscheinen würde. Mit Sicherheit würde er sich erst vergewissern wollen, daß niemand ihm gefolgt war, bevor er sich zeigte.

Doch eine halbe Stunde später war der Pater noch immer nicht aufgetaucht.

»Das gefällt mir gar nicht«, äußerte Drew schließlich seine Bedenken. »Ich würde vorschlagen, wir verschwinden lieber und versuchen es noch einmal an einem der für morgen angegebenen Termine.«

Arlene bedurfte keiner langen Überredung. Gefolgt von Drew entfernte sie sich von dem Brunnen. Sie ging jedoch nicht auf die Brücke zu, sondern zu der Straße, die das diesseitige Ufer des Flusses entlangführte.

Der Nebel lichtete sich. In einer schmalen Nebenstraße

passierten sie ein Restaurant, in dem jedoch kein Licht mehr brannte. Vor ihnen überquerte ein junger Mann auf einem Motorrad eine Kreuzung. Das Motorrad war so laut, daß Drew den Wagen hinter ihnen nicht hörte. Erst als er von dessen Scheinwerfern erfaßt wurde, wirbelte er herum. Der Wagen raste direkt auf sie zu. Drew drängte Arlene in einen Hauseingang und zog seine Pistole. Inzwischen hatte der Wagen neben ihnen angehalten.

Durch das offene Fenster rief ihnen Pater Sebastian zu: »Steigen Sie ein. Schnell.«

Sie sprangen in den Wagen. Drew hatte noch nicht die Tür hinter sich zugeworfen, als Pater Sebastian bereits aufs Gas stieg und davonschoß.

»Warum kommen Sie erst so spät?« wollte Drew wissen.

Pater Sebastian bog mit quietschenden Reifen um eine Ecke. »Ich habe Sie aus ein paar hundert Metern Entfernung beobachtet. Für den Fall, daß Sie beschattet worden wären, wollte ich den Anschein erwecken, als wäre das Treffen nicht zustandegekommen. Und dann habe ich einen Zeitpunkt abgepaßt, zu dem niemand mehr mit einer Kontaktaufnahme gerechnet hätte und uns auch kaum mehr hätte folgen können.«

Der Pater trug eine schwarze Hose, einen dunklen Anorak und Lederhandschuhe. Der Mittelfinger seines linken Handschuhs wölbte sich an der Stelle, wo er seinen Ring trug, deutlich vor.

»Ich war ziemlich überrascht, daß Sie unsere Nachricht so schnell erhalten haben«, sagte Drew. »Wir haben sie erst heute früh in dem Bankschließfach hinterlegt. Halten Sie sich ebenfalls hier in Zürich auf?«

»Nein, in Rom.«

»Aber wie...?«

»Sobald ich Ihnen den Schließfachschlüssel übergeben und das Kennwort genannt hatte, wurde mein zuverlässigster Assistent in ein Züricher Kloster versetzt. Er sieht täglich in

dem Schließfach nach. Als er dort Ihre Nachricht vorfand, hat er mich in Rom angerufen. Ich trug ihm auf, Ihnen verschiedene Termine für ein Treffen vorzuschlagen. Und dann habe ich einen Platz in der nächsten Maschine nach Zürich gebucht. Ich bin heute abend hier angekommen.«

»Demnach wußte Ihr Assistent also von Ihren Plänen...«

»Ganz richtig. Obwohl ich dem jungen Mann großes Vertrauen entgegenbringe, hielt ich es doch für angebracht, mich entsprechend abzusichern. Diese Vorsicht hat es der Bruderschaft erlaubt, ihr Bestehen über die Jahrhunderte hinweg geheimzuhalten. Schließlich dürfen wir bei all dem eines nicht vergessen: Ich habe Sie – einen Außenseiter, dem gar keine andere Wahl blieb, als mir zu helfen – vor allem aus dem Grund für diese Aufgabe herangezogen, weil alles darauf hindeutet, daß sich ein Saboteur in unseren Orden eingeschlichen hat.« Der Pater jagte um eine weitere Ecke und warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel. »Niemand hinter uns. Wir sind also unbeobachtet. Was halten Sie von einer kleinen Spazierfahrt?«

Der Pater lenkte den Wagen nach Norden in das bewaldete Hügelland vor der Stadt.

4

»Ihre Bitte um ein Treffen kam sehr unerwartet. Unter sicherheitstechnischen Gesichtspunkten betrachtet, war sie sogar äußerst besorgniserregend.« Pater Sebastian überholte einen Lkw. »Was wollen Sie?«

»Informationen«, erwiderte Drew.

»Warum haben Sie Ihre Fragen nicht schriftlich in dem Bankschließfach hinterlassen?«

»Damit Ihr Assistent vor *Ihnen* erfahren hätte, was ich wissen wollte? Wie hätten Sie sich dagegen absichern kön-

nen?«

»Das ist allerdings richtig.«

»Außerdem ist einiges passiert, seit wir Sie im Vatikan getroffen haben.«

»Sollten Sie etwa schon ein Stück bei Ihren Nachforschungen vorangekommen sein?«

»Wir haben lediglich festgestellt, daß sich noch andere für diese Angelegenheit interessieren.«

Pater Sebastians Kopf fuhr ruckartig zu Drew herum.
»Wer?«

»Wenn ich das wüßte, hätte ich Sie nicht um dieses Treffen ersucht. Ich bin auf Ihre Organisation und Ihre Informationsquellen angewiesen, um das herauszufinden.«

Der Pater konzentrierte sich wieder auf die Straße.
»Schießen Sie los.«

Zuerst erzählte Drew dem Pater von seinem Entschluß, der Möglichkeit nachzugehen, daß Kardinal Pavelic von Terroristen entführt worden war. »Der internationale Terrorismus war einmal mein Spezialgebiet«, erklärte er nicht ohne eine gewisse Verbitterung. »Pater Viktors Unterlagen deuteten jedoch darauf hin, daß er bei seinen Nachforschungen diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen hatte.«

»Sie meinen, Kardinal Pavelics Verschwinden könnte die erste Phase eines terroristischen Schlags gegen die Kirche sein? Meinen Glückwunsch. Auf diese Idee bin auch ich bisher noch nicht gekommen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich recht habe. Jedenfalls haben zwei andere Männer dasselbe vermutet.« Drew erzählte Pater Sebastian von seinem Gespräch mit Gatto, der ihn an Medici weiterverwiesen hatte. »Doch als wir auf der Lauer lagen, um Medici in unsere Gewalt zu bringen, kamen uns zwei Männer zuvor. Und als wir dann noch einmal Gatto aufsuchen wollten, um ihn wegen dieser Männer zu fragen, trafen wir ihn nur noch tot an. Man hatte ihn gefoltert und ihm dann die Kehle

durchgeschnitten. Außerdem waren bei dem Überfall auf seine Villa sämtliche Leibwächter ums Leben gekommen.«

Pater Sebastians Finger krampften sich um das Lenkrad. »Daraus schlossen Sie also, daß diese beiden Männer Gatto zwangen, ihnen zu sagen, was er vorher bereits Ihnen verraten hatte?«

»Ja. Ich glaube, daß diese zwei Männer Gatto gefoltert haben, um aus ihm herauszubekommen, ob der Kardinal von Terroristen entführt wurde. Ich nehme an, daß diese Männer derselben Spur folgen wie wir. Deshalb muß ich unbedingt wissen, wer sie sind.«

»Können Sie die beiden beschreiben?«

Drew hatte aus dem dunklen Hinterhof heraus beobachtet, wie die beiden Männer Medicis Leibwächter und den Chauffeur überwältigt und dann Medici in seine Limousine gedrängt hatten. Das Ganze hatte höchstens zwanzig Sekunden gedauert. Aber obwohl alles so schnell gegangen war, konnte Drew sich an die einzelnen Details noch so deutlich erinnern, als liefe ein Film von dem Überfall vor seinem geistigen Auge ab.

»Sie waren Anfang vierzig«, begann er mit seiner Personenbeschreibung. »Sie trugen beide Mützen. Trotzdem konnte ich ihr Haar darunter hervorstehen sehen. Ein Mann war blond, der andere rothaarig. Der Blonde war etwa eins achtzig groß, gebräunt, kräftig gebaut wie ein Bodybuilder, mit breiten Schultern und mächtigem Brustkorb. Außerdem hatte er eine breite Stirn und ein kantiges Gesicht. Der Rothaarige war etwas größer, vielleicht eins fünfundachtzig, und extrem hager und blaß. Sein Gesicht war eingefallen und auffallend schmal.«

»Zwei reizende Zeitgenossen«, bemerkte Pater Sebastian dazu. »Ich halte es allerdings für ziemlich ausgeschlossen, die beiden allein aufgrund dieser Angaben zu identifizieren. Ein muskulöser Blonder und ein käsiger Rothaariger ... Irgendwelche Vermutungen hinsichtlich ihrer Nationalität?«

»Ich hatte zumindest den Eindruck, daß sie keine Italiener, Franzosen oder Spanier wären. Aber da gibt es noch ein wichtiges Detail.«

»Ach?«

»Diese zwei Männer waren Profis. Damit meine ich nicht nur, daß sie etwas von ihrem Geschäft verstanden. Diese beiden waren einsame Spitze. Ich habe in meinem früheren Beruf, weiß Gott, mit einer Menge von Könnern zu tun gehabt, aber jemanden wie diese beiden habe ich selten gesehen. Sie müssen in einschlägigen Kreisen auf jeden Fall bekannt sein. Ich würde sagen, daß ihre Haarfarbe bei ihrer Identifizierung eine wichtige Rolle spielen dürfte. Erkundigen Sie sich bei ihrer Organisation nach absoluten Topagenten. Versuchen Sie herauszufinden, ob es darunter einen Blonden und einen Rothaarigen gibt. Und da wäre noch etwas. Wenn ich einmal davon ausgehen darf, daß sie keine Italiener sind, müssen sie eine italienische Paßkontrolle passiert haben. Hören Sie sich also diesbezüglich beim italienischen Geheimdienst, bei Interpol und beim CIA um. Möglicherweise sind unsere beiden Freunde erst vor kurzem in Italien eingetroffen. Vielleicht sind sie jemandem aufgefallen.«

»Das sind immer noch recht spärliche Anhaltspunkte.«

»Jedenfalls ist es alles, was wir haben«, erklärte Drew achselzuckend. »Oder genauer – was *Sie* haben. Vorläufig muß ich nämlich alles weitere Ihnen überlassen.«

»Wirklich nur vorläufig? Oder soll das heißen, Sie wollen den Fall ganz abgeben? Sie haben doch hoffentlich nicht unsere Abmachung vergessen? Wenn Sie uns nicht helfen, werden wir Ihnen auch Ihre Sünden nicht vergeben.«

»Ich habe unsere Abmachung nicht vergessen. Ich möchte nur eine Chance bekommen, künftig unbehelligt mit Arlene zusammenleben zu können. Und ich weiß sehr wohl, daß ich diese Chance nie bekommen werde, wenn ich Sie hintergehe. *Doch wie soll ich Ihnen ohne die Informationen helfen, um die*

ich Sie eben gebeten habe?»

Pater Sebastian überlegte kurz. »Wie Sie ganz richtig bemerkt haben, liegt bis auf weiteres alles wieder in meinen Händen. Sehen Sie jeden Tag um zehn Uhr und um fünfzehn Uhr in dem Schließfach nach.«

Erschöpft ließ Drew sich in seinen Sitz zurücksinken. Er spürte, wie Arlene ihn durchdringend anstarrte.

»Ich werde mir Mühe geben«, versicherte ihm Pater Sebastian, »Ihren Wünschen nachzukommen.«

5

Im Langenberg-Naturpark im Südwesten von Zürich konnten die Besucher Gamsen, Murmeltiere, Hirsche und Wildschweine aus nächster Nähe beobachten. Drew und Arlene fuhren von dem Naturpark weiter nach Süden, um als nächstes auf dem Albis-Paß Halt zu machen. Aus achthundert Metern Höhe hatte sie einen herrlichen Ausblick auf das Schweizer Voralpenland. Vor allem konnten sie jedoch von hier oben feststellen, ob ihnen auf dem Weg vom Naturpark hierher jemand gefolgt war.

Zehn Minuten später kam Pater Sebastian in seinem Wagen nach und hielt neben ihnen. Nachdem Drew und Arlene in seinen Wagen gestiegen waren, fuhr der Pater die Paßstraße wieder hinunter. Nach kurzer Zeit bog er in eine Seitenstraße, die durch dichten Wald führte. Er sah in den Rückspiegel. Es war der Nachmittag nach ihrem nächtlichen Treffen in Zürich. Der Himmel war bedeckt. Es sah nach Regen aus.

»Eiszapfen und Seth.«

Drew verstand erst nicht. »Eiszapfen und...?«

»Seth«, wiederholte der Pater. »Das sind ihre Decknamen. Ich muß gestehen, daß ich nicht gedacht hätte, irgend etwas über die zwei Männer in Erfahrung bringen zu können. Aber

sobald ich von einem Blondem und einem Rothhaarigen zu erzählen begann, hat es bei meinen Informanten bei Interpol sofort gefunkt. Es ist mir richtig peinlich, daß ich von den beiden noch nie etwas gehört, habe. Als einzige Entschuldigung für meine Ignoranz ließe sich bestenfalls anführen, daß die beiden noch nie an einer Mission beteiligt waren, die sich gegen die Kirche gerichtet hat. Und da sie keine Terroristen sind, konnten auch Sie nichts über sie wissen.«

»Und was ist mit ihnen?« wollte Drew wissen.

»Sie sind extrem teuer, extrem gut ausgebildet und extrem gefährlich. Sie übernehmen nicht viele Aufträge, und wenn, dann nur wichtige Fälle. Und danach sind sie wie vom Erdboden verschluckt. Kein Mensch weiß, wo sie leben.«

»Das dürfte auch gut für sie sein«, warf Drew ein. »Sonst wären sie wohl kaum mehr am Leben.«

»Bei Interpol nimmt man an, daß sie einen Großteil ihres Einkommens für ihren Schutz aufwenden. Trotzdem unterlaufen ihnen hin und wieder Fehler. Unter anderem wurden sie gefilmt, als sie auf dem Flughafen von Rom durch die Paßkontrolle kamen. Einer allein hätte vermutlich kaum Aufsehen erregt, aber beide zusammen in einer Maschine. ...«

»Sie haben ganz bewußt die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Sie wollten gesehen werden.«

»Aber es gibt noch einen anderen Grund, weshalb ihr gemeinsames Auftreten höchst ungewöhnlich ist«, fuhr Pater Sebastian fort. »Vor vierzig Jahren waren die beiden Männer mit diesen Decknamen Todfeinde.«

»Aber vor vierzig Jahren müssen die Männer, die ich gesehen habe, kleine Kinder gewesen sein.«

»Ich spreche ja auch von den Vätern der beiden. Sie haben die Decknamen ihrer Väter übernommen. Im Zweiten Weltkrieg waren Eiszapfen und Seth Hitlers gefürchtetste Killer. Jeder versuchte den anderen durch die Zahl seiner

Morde zu übertreffen – um sich beim Führer beliebt zu machen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs bekämpften die beiden sich gegenseitig. Sie haben bei mehreren Gelegenheiten versucht, sich umzubringen. Gut unterrichteten Kreisen zufolge soll der Grund hierfür eine Frau gewesen sein. Und nun tun sich plötzlich die Söhne zweier unversöhnlicher Todfeinde zusammen. Sie reisen im selben Flugzeug. Entführen gemeinsam einen wichtigen Informanten. Sie können sich gewiß denken, daß das Interpol hellhörig gemacht hat. Diese ganze Geschichte muß jedenfalls noch wesentlich brisanter sein, als ich befürchtet hatte. Eiszapfen und Seth! Diese Verbindung ist vollkommen widernatürlich.«

6

Der Himmel verdüsterte sich. Es begann leicht zu regnen, als Pater Sebastian sie auf dem Albis-Paß wieder aussteigen ließ. »Damit gebe ich alles weitere wieder in Ihre Hände«, verabschiedete sich der Pater. »Ich weiß allerdings nicht, ob Sie mit diesen Informationen etwas anfangen können. Aber ich will doch hoffen, daß Sie allmählich mit Erfolgen aufwarten können.« Pater Sebastian warf Drew einen finsternen Blick zu und fuhr los.

Drew sah ihm nach, wie er die Paßstraße hinunter verschwand. Von dem Nieselregen war sein Gesicht in kürzester Zeit völlig durchnäßt. Mutlos stiegen er und Arlene schließlich in ihren Wagen.

»Und was nun?« wollte Arlene wissen. »Ich finde nicht, daß uns die Informationen des Paters viel weitergebracht haben. Was sollen wir jetzt tun?«

»Ich denke, wir sollten nach Rom zurückkehren.« Drew gab sich Mühe, seiner Stimme einen zuversichtlichen Unterton zu verleihen. »In Rom ist Kardinal Pavelic verschwunden. In Rom

wurde Pater Viktor erschossen. Und in Rom haben sich Seth und Eiszapfen Medicis und Gattos bemächtigt.«

Arlen's Miene wurde etwas hoffnungsvoller. »Aber worin soll der Zusammenhang bestehen?«

»Zwischen den Söhnen von Hitlers Killern und dem Verschwinden von Kardinal Pavelic? Ich weiß gar nicht, ob überhaupt ein Zusammenhang besteht. Jedenfalls ist bisher noch kein direkter ersichtlich. Zumindest wissen wir jetzt, daß Seth und Eiszapfen den Kardinal nicht entführt haben können, da sie sonst nicht nach ihm fahnden würden. Sie suchen die Antworten auf dieselben Fragen wie wir. Aber warum? Warum ist diese Sache für sie so wichtig? Was konnte die Söhne zweier Nazikiller, die noch dazu bis aufs Blut verfeindet waren, dazu bewegen, gemeinsame Sache zu machen, um einen verschollenen Kardinal zu finden? Wir haben von Anfang an das Offensichtlichste außer acht gelassen: Der Kardinal muß in dieser Sache die entscheidende Schlüsselrolle spielen. Allerdings haben wir uns bisher mit ihm nur als kirchlichem Würdenträger beschäftigt, nicht als Privatmann. Was für ein Mensch war Kardinal Pavelic? Welche Vergangenheit hatte er? Im Grunde genommen wissen wir so gut wie nichts über ihn.«

Drew drehte den Zündschlüssel und rangierte aus der Parklücke. Und dann sah er einen Renault mit einem Mann am Steuer in Richtung Zürich vorbeifahren. Der Renault wurde von einem Golf gefolgt, in dem eine Frau saß, die wie gebannt auf den Renault vor ihr starrte, als könnte es für sie nichts Schlimmeres geben, als den Wagen vor ihr aus den Augen zu verlieren. Obwohl sich Drew absolut sicher war, daß er die beiden nie zuvor gesehen hatte, fühlte er sich sofort auf höchst seltsame Weise zu ihnen hingezogen. Er fuhr los und folgte den beiden den Paß hinunter. Aber wohin die beiden auch unterwegs sein mochten, er und Arlene würden zum Züricher Flughafen fahren, um mit der nächsten Maschine nach Rom zu

fliegen.

7

Saul stellte den Renault auf einem überfüllten Parkplatz unweit des Züricher Hauptbahnhofs ab. Seine Gesichtshaut spannte vor Müdigkeit. Er mußte nach den Entbehrungen seines Einsiedlerlebens in der Wüste erst wieder zu Kräften kommen. Er stieg aus dem Renault und schloß ihn ab. Es regnete noch immer. Er warf einen kurzen Blick auf den verriegelten Kofferraum des Renault, der, wie er festgestellt hatte, neben einigen Maschinenpistolen und einer größeren Menge Plastiksprengstoff auch jeweils drei Pässe, Kreditkarten und Führerscheine enthielt, mit denen die drei Männer, denen der Wagen gehört hatte, andere Identitäten hätten annehmen können.

Saul war fest davon überzeugt, daß sie damit nicht die Grenze überquert hatten. Sie waren damit erst nach ihrer Einreise in die Schweiz versorgt worden, demnach hatten sie also auch eine größere Organisation hinter sich. Offensichtlich hatten sie nicht damit gerechnet, daß Saul Verdacht schöpfen und die Flucht ergreifen würde, da sie sich ihn und Erika sonst sicher früher vorgeknöpft hätten.

Ihr Pech.

Der Golf mit Erika am Steuer hielt neben ihm. Er stieg ein.

»Du bist ein paarmal in Schlangenlinien gefahren«, erklärte Erika besorgt. »Du bist ja ganz blaß, und deine Augen sehen müde aus. Bist du krank?«

Er mußte husten. »Darüber können wir uns Gedanken machen, nachdem ich telefoniert habe.«

»Aber dann werde ich dich nach allen Regeln der Kunst verwöhnen.«

»Dieses Angebot werde ich auf keinen Fall ausschlagen«,

erwiderte Saul lächelnd. »Fahren wir.«

Er hätte natürlich im Bahnhof telefonieren können, aber aus alter Gewohnheit benutzte er keine Fernsprecher auf Bahnhöfen und Flughäfen, da diese häufig von den Geheimdiensten abgehört wurden. Auf halbem Weg die Bahnhofstraße hinunter deutete er plötzlich auf eine Telefonzelle. »Halte mal kurz an. Von hier zu telefonieren, dürfte eigentlich mit keinerlei Risiken verbunden sein.«

Erika hielt am Straßenrand.

»Fahr einfach währenddessen ein paarmal um den Block!« rief Saul über seine Schulter zurück, als er aus dem Wagen sprang. Er betrat die Telefonzelle, nahm den Hörer ab und steckte zwei Münzen in den Schlitz.

Eine mürrische Stimme meldete sich. »Züricher Blumenversand.«

»Es handelt sich um einen außerordentlich eiligen Auftrag. Stellen Sie mich zu Ihrem internationalen Lieferanten durch.«

»Ist das Ihr erster Auftrag an uns? Um die Lieferung zu veranlassen, brauche ich erst Ihre Kontonummer.«

»Mein Konto ist unter einem Namen aufgeführt.«

»Und wie lautet der?«

»Romulus.«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung zögerte nur kurz. »Ich werde mal in dem Ordner mit Ihren bisherigen Aufträgen nachsehen und mich dann vergewissern, ob unser Lieferant gerade verfügbar ist.«

»Richten Sie ihm aus, ich hätte einen Blumenladen entdeckt, von dem er vermutlich noch nichts weiß.«

»Das wird ihn bestimmt interessieren – vorausgesetzt, ich kann ihn erreichen.«

»Das werden Sie sicher.«

Saul sah auf seine Uhr. Vierzig Sekunden später meldete sich ein anderer Mann. Er sprach Englisch.

»Welche Sorte Blumen wünschen Sie zu verschicken?«

»Rosen. Ich rufe von einer Telefonzelle in Zürich an. Die Rosen sollen an die Schwarzbrotbäckerei in Wien geschickt werden, und zwar an einen Herrn mit auffallenden Pockennarben. Die Telefonzelle, in der ich mich gerade befinde, hat folgende Nummer.« Saul gab sie dem Mann durch. »Leider kann ich den Rückruf nicht an einem anderen Apparat entgegennehmen. Sagen Sie dem Pockennarbigen also, er soll sich etwas beeilen. Und richten Sie ihm aus, daß ich gern wegen des Gefallens, den ich ihm schuldig bin, mit ihm gesprochen hätte.«

»Das wird aber eine Weile dauern.«

Saul war sich sicher, daß der Mann mit Hilfe der Telefonnummer die Zelle ausfindig machen würde, von der er anrief, um sich dann mit eigenen Augen zu vergewissern, daß er auch tatsächlich der war, für den er sich ausgab. »Gut. Aber sehen Sie auf jeden Fall zu, daß der Pockennarbige mich anruft.«

Darauf hängte Saul ein und spähte durch das regennasse Fenster der Telefonzelle. Als Erika in dem Golf an ihm vorüberfuhr, winkte er ihr aufmunternd zu.

Er wartete.

Zehn Minuten später - er hatte Erika mehrmals an der Telefonzelle vorbeifahren sehen - klingelte es. Er nahm den Hörer ab.

Diesmal meldete sich wieder eine deutsche Stimme, die jedoch einen unverkennbaren New-England-Akzent aufwies. »Ich rufe wegen einer Lieferung Rosen an, die Sie mir schicken wollen.«

»Ihr Akzent ist kaum auszuhalten.«

»Und Sie sind so unverschämt wie eh und je. Sie hatten sich doch bereiterklärt, sich nicht mehr mit uns in Verbindung zu setzen.«

»Ich hätte mich gerne mit Ihnen über diesen eigenartigen Zwischenfall in Wien unterhalten.«

»Damit hatten wir nichts zu tun«, beeilte der Pockennarbige

sich zu erklären.

»Ich weiß. Weil ich nämlich herausgefunden habe, auf wessen Konto diese kleine Störaktion ging. Sie werden sich wundern. Sollen wir das Gespräch hier fortsetzen, oder sollen wir zu einem anderen Apparat überwechseln?«

Darauf wurde es erst einmal still.

Und schließlich: »Romulus?«

»Ich höre.«

»Sind Sie auch sicher, daß ich mich wundern werde?«

»Sie werden geradezu begeistert sein.«

»Was würden Sie davon halten, sich ein Hotelzimmer zu nehmen? Auf unsere Kosten, versteht sich.«

»In welchem Hotel?«

»Inzwischen dürften die Leute vom Blumenversand die Zelle ausfindig gemacht haben, von der Sie sprechen.«

»Mir fällt schon seit einiger Zeit ein Mann auf, der seit mindestens fünf Minuten an der nächsten Straßenecke steht. Muß ganz schön kalt sein in dem Regen.«

»Ich werde Sie heute abend noch einmal zu erreichen versuchen.«

Damit wurde die Verbindung unterbrochen. Saul trat aus der Zelle. Ein Stück die Straße hinunter drängte sich ein grauhaariger Mann in einen Hauseingang, um sich vor dem Regen zu schützen.

Saul ging auf ihn zu und fragte: »Mögen Sie Blumen?«

»Rosen.«

»Wissen Sie hier ein anständiges Hotel?«

»Und ob!« nickte der Mann.

In diesem Augenblick bog Erika um die Ecke.

»Au! Das ist doch viel zu heiß!«

»Du mußt diese Erkältung richtig ausschwitzen.«

»Die Art, wie du mich gestern abend gewärmt hast, hat mir wesentlich mehr zugesagt.«

»Warte erst mal ab, was ich nachher noch mit dir vorhabe. Aber jetzt zieh dich endlich aus und setz dich in die Badewanne.«

Nachdem er seine Kleider abgestreift hatte, ließ Saul sich langsam in die dampfend heiße Wanne sinken. Erika seifte ihm den Rücken ein.

Als er schließlich wieder aus der Wanne stieg und Erika ihn trockenrieb, konnte er sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Und wie steht es jetzt mit deiner Nachbehandlung?«

Erika schüttelte den Kopf. »Wir bekommen doch gleich Besuch.«

Saul schnitt eine Grimasse.

»Außerdem mußt du erst mal wieder zu Kräften kommen«, erklärte sie mit spöttischer Strenge. »Du mußt kräftig essen.«

Es war Abend. Sie hatten ihre Bestellung fürs Abendessen bereits telefonisch durchgegeben. Bis Saul sich angezogen hatte, klopfte es an die Tür. Nachdem Saul sich vergewissert hatte, daß es der Zimmerkellner war, öffnete er. Das Gesicht des Mannes, der den Wagen mit ihrem Abendessen in das Zimmer rollte, war von Pockennarben übersät.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Ihnen beim Abendessen Gesellschaft leiste«, sagte der Pockennarbige und schloß die Tür hinter sich. »Ich habe für drei bestellt, da ich seit dem Frühstück keinen Bissen mehr zu mir genommen habe.«

»Solange die Rechnung Ihre Brötchengeber bezahlen. ...«, erklärte Saul generös.

»Aber selbstverständlich. Wobei wir allerdings hoffen, daß

das, was Sie uns anzubieten haben, unsere Gastlichkeit auch wert ist.«

»Ich hätte Sie kaum angerufen, wenn ich davon nicht fest überzeugt wäre.« Noch vor fünf Minuten hatte Saul einen Bärenhunger gehabt, aber inzwischen würdigte er das Essen auf dem Wägelchen kaum eines Blickes.

»Das muß wohl Ihre Frau sein«, wandte der Pockennarbige sich nun Erika zu. »Bedauerlicherweise hatte ich bisher noch nicht das Vergnügen.« Er schüttelte ihr die Hand und schenkte darauf drei Tassen Kaffee ein. Weder Saul noch Erika rührten die ihre an.

Der Pockennarbige nippte an seinem Kaffee. »Lassen Sie mich noch einmal kurz rekapitulieren. Zwischen Ihnen und uns wurden bestimmte Abmachungen getroffen. Wir haben darauf verzichtet zu intervenieren, als Sie Ihr Exil verließen. Als Gegenleistung dafür haben Sie uns einen Gefallen versprochen. Allerdings haben wir uns in diesem Zusammenhang ausbedungen, daß Sie sich bis auf weiteres von uns und von jedem anderen Geheimdienst fernhalten würden. Sie sollten den Anschein erwecken, als operierten Sie völlig auf sich allein gestellt. Finden Sie nicht, daß Sie mit Ihrem Anruf von heute nachmittag ganz erheblich gegen unsere Abmachungen verstoßen haben? Trotz aller Sicherheitsvorkehrungen könnte Ihr Anruf von einer feindlichen Organisation abgehört worden sein. Sie haben sich mit Ihrem Decknamen zu erkennen gegeben. Nun stellen Sie sich einmal vor, irgend jemand hätte dieses Gespräch belauscht, auch wenn dies zugegebenermaßen ziemlich unwahrscheinlich ist. Damit hätten Sie alles zunichte machen können, was wir uns von Ihnen erhofft hatten.«

»Ich glaube, ich habe meine Schuld Ihnen gegenüber bereits abgegolten.«

Der Pockennarbige nahm neuerlich einen Schluck Kaffee. »Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Ich befinde mich im Besitz von Informationen, die für Sie

von größter Wichtigkeit sein könnten.«

»Das haben Sie bereits am Telefon gesagt. Könnten Sie vielleicht etwas konkreter werden? Um welche Art von Informationen handelt es sich dabei?«

»Tragen Sie ein Aufnahmegerät bei sich?«

»Dieses Gespräch findet ausschließlich unter Augen statt.«

»Selbstverständlich. *Tragen Sie ein Aufnahmegerät bei sich?*«

Der Pockennarbige zuckte mit den Schultern. »Es würde mich nicht wundern, wenn Sie gleich anfangen würden, mich zu durchsuchen.« Er holte ein kleines Aufnahmegerät aus der Tasche seiner weißen Kellnerjacke und legte es auf den Nachttisch. Saul konnte die winzigen Spulen sich drehen sehen.

»Ist das alles?« Saul trat auf den Wagen mit dem Essen zu. »Haben Sie nicht noch irgendwo einen Sender versteckt?«

»Also gut«, gab der Pockennarbige klein bei. »Bevor Sie das Ding noch kaputtmachen.« Er hob vorsichtig das weiße Leinentuch hoch, das über den Wagen gebreitet war, so daß auf der Ablagefläche darunter ein kleiner Sender und ein Mikrofon zum Vorschein kamen. »Sind Sie nun endlich zufrieden?«

»Ich möchte diese Angelegenheit hochhoffiziell abwickeln. Ich möchte, daß Ihre Vorgesetzten davon erfahren. Und ich möchte jegliche Mißverständnisse vermeiden.«

»Schießen Sie schon endlich los.«

»Drei Männer haben versucht, mich umzubringen.«

»Ich weiß. Damals in Wien. Ich war selbst dabei.«

»Nicht nur in Wien.«

Überrascht stellte der Pockennarbige seine Tasse ab.

»Auch hier in der Schweiz«, fuhr Saul darauf fort. »In den Bergen, südlich von Zürich. Vermutlich handelte es sich dabei um dieselben drei Männer. Diesmal mußte ich diese ärgerlichen Anschläge auf mein Leben allerdings ein für allemal unterbinden.«

»Wie bedauerlich für die drei.«

»Ich habe ihre Ringe an mich genommen.«

»Wie bitte?«

»Ich habe ihre Ringe. Sie können sie haben, wenn damit meine Verpflichtungen Ihrer Organisation gegenüber als abgegolten betrachtet werden.«

Der Pockennarbige blinzelte Saul verdutzt an. »Einen Augenblick mal. Habe ich Sie auch wirklich recht verstanden? Sie wollen uns also ein paar Ringe aushändigen und glauben, damit Ihren Verpflichtungen uns gegenüber nachgekommen zu sein?«

»Zusammen mit den Ringen bekommen Sie auch noch ein paar Maschinenpistolen, Plastiksprengstoff und verschiedene gefälschte Papiere. Sie werden Augen machen. Ich bin einer Geheimdienstorganisation auf die Spur gekommen, von der bisher kein Mensch etwas gewußt hat.«

Der Pockennarbige lachte. »Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?«

»Na gut. Dann schalten Sie Ihr Aufnahmegerät aus, rollen Ihr Wägelchen raus und lassen uns fünf Minuten Zeit, uns aus dem Staub zu machen.«

»Fünf Minuten? Das würden Sie in dieser kurzen Zeit nie schaffen. Und wer hat außerdem gesagt, daß ich mir nicht anhören möchte, was Sie uns zu erzählen haben?«

»Sie sollen mir nicht nur zuhören, sondern mir auch zusichern, daß hiermit meine Verpflichtungen Ihnen gegenüber null und nichtig sind. Ich werde Ihnen dafür die Ringe aushändigen und ich werde Ihnen sagen, wo Sie den Wagen dieser drei Männer finden. Vielleicht können Sie dann etwas über diese Organisation in Erfahrung bringen, vielleicht auch nicht. Jedenfalls möchte ich Ihre Zusicherung, daß Sie von da an keinerlei Ansprüche mehr an mich stellen werden.«

Der Pockennarbige zögerte. »Das muß ich erst mit meinen...«

Das Klingeln des Telefons unterbrach ihn.

Während Saul den Anruf erwartet hatte, zuckte der Pockennarbige überrascht zusammen.

»Das dürften unsere vertrauensvollen Zuhörer sein«, erklärte Saul. »Hören wir doch selbst, wie sie sich dazu äußern.«

Der Pockennarbige nahm den Hörer ab. Während er dann lauschte, nickte er mehrere Male betont dienstefrig. »Jawohl, Sir. Selbstverständlich. Wenn Sie meinen, Sir.« Nachdem er wieder aufgehängt hatte, wandte er sich erneut Saul zu. »Also gut, Romulus. Sagen Sie uns, was Sie herausgefunden haben. Wenn es sich dabei tatsächlich um eine so sensationelle neue Entdeckung handeln sollte, sind Sie Ihrer Verpflichtungen uns gegenüber enthoben. Beachten Sie dabei jedoch bitte meine Betonung des *Wenn*. Glauben Sie nicht, Sie könnten uns mit irgendwelchen krummen Touren kommen. Und vergessen Sie vor allem nicht, daß wir uns besagte Informationen ebensogut mit Hilfe gewisser Chemikalien beschaffen könnten.«

»Ihr Wahrheitsserum würde Ihnen allerdings nur zu Antworten verhelfen, wenn Sie auch die entsprechenden Fragen zu stellen wüßten. Und daß Sie dazu in der Lage wären, wage ich entschieden zu bezweifeln.« Als er dies sagte, lugte Saul kurz zu Erika hinüber, die auf dem Bett saß und unter einer Decke, die über ihren Schoß gebreitet war, die Pistole eines der drei Männer mit den Ringen liegen hatte.

»Die Ringe.« Der Pockennarbige streckte seine Hand aus.

Saul nahm die Ringe aus seiner Hosentasche und ließ sie in die Handfläche des Pockennarbigen plumpsen.

»Schwert und Kreuz?«

»Religion und Gewalt«, nickte Saul. »Klappen Sie mal den Rubin hoch.«

Der Pockennarbige fummelte kurz an einem Ring herum, bis schließlich der Stein hochschnappte. Seine Augen verengten sich, als sein Blick auf die gelbe Kapsel fiel. »Gift?«

»Haben Sie schon mal so einen Ring gesehen?«

»Klar. Was soll daran schon Besonderes sein?«

»Die Männer, die diese Ringe trugen, waren extrem gut ausgebildete Killer.«

Der Pockennarbige schüttelte den Kopf. »Das allein dürfte kaum genügen, sich von uns freizukaufen. Diese Ringe beweisen doch nicht im geringsten, daß diese Männer einer neuen Organisation angehört haben.«

»Wer redet denn hier von ›neu‹? Sehen Sie sich diese Ringe doch mal genauer an. Sie könnten aus dem Mittelalter stammen. Ich glaube, daß diese Organisation im Gegenteil sehr alt ist.«

»Und kein Mensch soll je von ihr gehört haben? Das ist doch vollkommen absurd.«

»Ich biete Ihnen eine Chance, sich diesbezüglich selbst zu vergewissern.« Saul schrieb die Nummer des Wagens der drei Männer auf einen Zettel und reichte ihn dem Pockennarbigen. »Sie fahren einen schwarzen Renault. Er steht nicht weit vom Hauptbahnhof. Die Waffen, der Sprengstoff und die gefälschten Papiere befinden sich im Kofferraum. Möglicherweise stoßen Sie sogar auf ein paar brauchbare Fingerabdrücke, was ich allerdings bezweifle. Diese drei Männer trugen fast ständig Handschuhe. Aber um den Wagen zu mieten, müssen sie sich irgendwo ausgewiesen haben. Und an diesem Punkt müssen Sie ansetzen.«

»Wenn Sie den Wagen mit einem gefälschten Ausweis gemietet haben, wird uns das nicht weiter bringen.«

»Stellen Sie sich doch nicht dümmer, als Sie wirklich sind.« Saul verlor langsam die Geduld. »Um den Wagen zu mieten, mußten Sie eine Kreditkarte vorlegen. Auch wenn diese Kreditkarte gefälscht war, muß irgend jemand für die Abbuchungen geradestehen. Von irgendwoher muß das Geld doch kommen.«

»Regen Sie sich doch nicht gleich so auf.«

»Ich habe Sie nicht mit fertigen Antworten geködert! Ich

habe Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen versprochen hatte! Gilt unsere Abmachung nun? Oder nicht? Sagen Sie Ihren Vorgesetzten, Sie sollen sich endlich klar und deutlich dazu äußern. Geben Sie das zu Protokoll! Und dann halten Sie sich gefälligst auch daran! *Ich möchte jetzt endlich herausfinden, was aus Erikas Vater geworden ist, und dann möchte ich unbehelligt zu meinem Sohn zurückkehren können!*«

9

Ein Stockwerk tiefer, in dem Zimmer direkt unter dem von Saul und Erika, saß der österreichische CIA-Chef Gallagher an einem langen, schmalen Tisch und starrte gebannt auf die langsam sich drehenden Spulen eines Tonbandgeräts, das an ein Funkgerät angeschlossen war. Am anderen Ende des Tisches saß ein kleiner Mann mit zarten, sorgfältig manikürten Händen, bei dem es sich um den Sektionschef für die Schweiz handelte.

Zusammen mit dem Pockennarbigen war Gallagher schnellstens nach Zürich geflogen. Genau genommen, fiel die Schweiz nicht in seinen Zuständigkeitsbereich, aber Romulus hatte darauf bestanden, mit der Wiener Bäckerei zu verhandeln und nicht mit dem Züricher Blumenversand. Da jedoch die Abmachungen, um die es dabei ging, in Wien getroffen worden waren, glaubte Gallagher durchaus berechtigt zu sein, selbst diese Angelegenheit mit Romulus zu klären, zumal sein Züricher Amtskollege dagegen nicht das geringste einzuwenden zu haben schien.

»Was halten Sie davon?« fragte Gallagher seinen Gastgeber in geheuchelter Diskussionsbereitschaft.

Sein Züricher Kollege setzte eine nachdenkliche Miene auf. »Meiner Ansicht nach muß die endgültige Entscheidung hierüber der Zentrale in Langley überlassen bleiben.«

»Wobei diese Entscheidung sich selbstverständlich größ-

tenteils auf unsere Empfehlungen stützen wird«, gab Gallagher zu bedenken. »Was *denken Sie wirklich darüber?*«

»Ich würde mir gern erst einmal diese Ringe und den Wagen näher ansehen.«

»Romulus hat sich jedoch unsere Zusicherung ausbedungen, *bevor* wir den Wagen zu Gesicht bekommen haben.«

»Letztlich ist uns dieser Romulus doch auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Was sollte er denn schon tun können, wenn seine Angaben zu nichts führen und wir einfach darauf bestehen, daß er uns weiterhin einen Gefallen schuldig ist?«

Schockiert über diese Einstellung seines Kollegen verzog Gallagher das Gesicht. »Sie haben wohl nie mit Romulus zusammengearbeitet?«

»Nein. Trotzdem weiß ich genauestens über ihn Bescheid. Er ist ein Quertreiber.«

»Romulus hat Charakter. Als wir mit ihm in Wien diese Abmachungen getroffen haben, geschah dies in gegenseitigem Vertrauen. Ich bin fest davon überzeugt, daß er sich an die Bedingungen gehalten hätte.«

»Hätte? Vergangenheit?« Der Schweizer CIA-Chef sah Gallagher erstaunt an.

»Er erwartet in dieser Situation, daß nun auch wir ihm vertrauen. Wenn wir ihn hintergehen sollten, wird er sich sicher weigern, für uns zu arbeiten.«

Der Mann aus Zürich breitete die Hände aus. »Dann werden wir eben an ihm ein Exempel statuieren, das allen Quertreibern eine Warnung sein soll. Ich muß gestehen, daß ich Ihr Problem nicht recht sehe.«

Am liebsten hätte Gallagher mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Aber er gab sich Mühe, sich seine innere Erregung nicht anmerken zu lassen. »Lassen Sie mich Ihnen dazu vielleicht erst einmal etwas erklären. Ich habe mehrfach mit Romulus zusammengearbeitet, und ich weiß ziemlich genau, was in ihm vorgeht. Er ist verdammt gerissen. Und deshalb

gehe ich auch davon aus, daß er uns noch keineswegs alles gesagt hat. Irgendein wichtiges Detail hat er sicher noch für sich behalten, sozusagen als Trumpf für weitere Verhandlungen.«

»Dann erklären wir uns eben einfach mit seinen Bedingungen einverstanden, bis er uns alles gesagt hat.«

»Und was wird wohl passieren, wenn sich herumspricht, daß wir nicht Wort gehalten haben? Die Folgen wären katastrophal. Kein unabhängiger Agent würde mehr mit uns zusammenarbeiten. Wir müssen Romulus mit einem klaren Ja oder Nein antworten. Mit einem Vielleicht wird er sich nicht zufriedengeben. Außerdem sind wir auf ihn angewiesen.«

»Um an diese zusätzlichen Informationen heranzukommen, die er vorläufig noch für sich behält?« Der Mann aus Zürich setzte eine skeptische Miene auf. »Im Gegensatz zu Ihnen glaube ich nicht, daß diese Informationen existieren.«

Gallagher hatte Mühe, sich zu beherrschen. Dennoch setzte er zu einem neuerlichen Versuch an, sein Gegenüber umzustimmen. »Romulus ist zurückgekehrt, weil sein Schwiegervater spurlos verschwunden ist. Er und seine Frau wollen herausfinden, was aus ihm geworden ist. Und nun behauptet er, auf eine Geheimdienstorganisation gestoßen zu sein, von der noch niemand etwas gehört hat. Angenommen, diese Organisation existiert tatsächlich und sie steckt hinter dem Verschwinden von Romulus Schwiegervater, dann ist alles, was Romulus in dieser Sache in Erfahrung bringt, auch für uns von größtem Interesse. Wir müssen ihn in seinen Nachforschungen unterstützen, nicht behindern. Solange er nach seinem Schwiegervater sucht, erweist er uns doch bereits den Gefallen, den er uns schuldig ist.«

Die Reaktion des Mannes aus Zürich überraschte Gallagher. Er zeigte sich nämlich einverstanden. »Gut. Mit der Suche nach Romulus Schwiegervater geht – sozusagen als Nebenwirkung – auch die Aufdeckung dieser unbekannten

Geheimdienstorganisation einher. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es mir allerdings vernünftig, Romulus zu unterstützen. Allerdings haben Sie dabei einen Aspekt unberücksichtigt gelassen. Wir wollen, daß Romulus uns einen Gefallen erweist. Wenn wir nun jedoch bezüglich dieser unbekannten Organisation Nachforschungen anstellen und wenn eben diese Organisation hinter dem Verschwinden von Romulus Schwiegervater steckt, dann helfen *wir* Romulus bei seiner Suche. Mit anderen Worten: Wir tun *ihm* einen Gefallen.« Die Augen des Züricher Sektionschefs blitzten verschlagen. »Romulus ist tatsächlich so gerissen, wie Sie gesagt haben. Er hat eine Möglichkeit gefunden, das Kräfteverhältnis auf den Kopf zu stellen und uns dazu zu bringen, ihn zu unterstützen anstatt umgekehrt.«

Während sein Schweizer Kollege anschließend mit der Zentrale in Langley telefonierte, rief Gallagher über einen anderen Apparat in dem Zimmer direkt über ihnen an.

»Lassen Sie mich bitte mit Romulus sprechen... Hier ist Gallagher. Ich befinde mich hier im Hotel und habe Ihrer Unterhaltung mit Interesse gelauscht. Wir setzen uns gerade mit Langley in Verbindung, um die Zentrale aufzufordern, auf Ihren Vorschlag einzugehen. Wie Sie sicher verstehen werden, können wir diesbezüglich allerdings nur eine Empfehlung aussprechen. Die endgültige Entscheidung bleibt in jedem Fall der Zentrale selbst überlassen.«

»Selbstverständlich.«

»Ich hoffe dennoch, Sie werden dies als einen Beweis meines Vertrauens in Sie betrachten«, fuhr Gallagher fort. »Ich verspreche Ihnen, daß ich alles in meiner Macht Stehende für Sie tun werde. Allerdings erwarte ich dafür auch von Ihnen ein gewisses Entgegenkommen. Ich nehme an, daß Sie uns noch nicht alles gesagt haben, was Sie wissen. Haben Sie vielleicht noch etwas, was mir und der Zentrale in Langley diese Entscheidung etwas erleichtern könnte?«

»Einfach so – auf Treu und Glauben?«

»Sie haben mein Wort, Romulus. Sie wissen sehr wohl, daß ich Sie längst hintergehen hätte können. Aber Sie konnten sich bisher immer auf mich verlassen. Rücken Sie also noch ein paar Informationen heraus.«

»Die drei Männer mit den Ringen...«, Romulus zögerte. »Die drei Männer, die ich getötet habe...«

»Ja, was war mit ihnen?«

»Ich glaube, sie waren Geistliche.«

FÜNFTES BUCH

Zusammenprall

Medusa

1

Washington, D.C. Obwohl es erst neun Uhr sechzehn vormittags war und das koschere Restaurant noch nicht geöffnet hatte, saßen im Hinterzimmer des Lokals acht alte Männer um einen langen Tisch versammelt. Das Hinterzimmer wurde in der Regel für Hochzeiten und sonstige Familienfeiern verwendet, aber in diesem Fall handelte es sich nicht um einen Anlaß, bei dem es etwas zu feiern gab. Die Gesichter der acht Männer waren von schmerzlichen Erinnerungen an Tod und Leid geprägt, obwohl zugleich auch eine finstere Genugtuung in ihren Augen aufblitzte, als sie ihre Weingläser hoben und sich feierlich zuprosteten. Auf ihre Vergeltung. Auf ihre Rache.

Ihre Vornamen waren Abraham, Daniel, Ephraim, Joseph, Jakob, Moshe, Nathan und Simon. Jeder der Männer war Ende sechzig oder Anfang siebzig und hatte eine Nummer auf seinen Unterarm tätowiert.

»Ist alles vorbereitet?« fragte Ephraim.

Sein Blick wanderte von einem seiner Kameraden zum anderen. Jeder nickte.

»Sämtliche nötigen Vorkehrungen sind getroffen«, erklärte Nathan. »Nun gilt es nur noch, unseren Plan in die Tat umzusetzen. Heute in einer Woche dürfte alles vorbei sein.«

Die acht Männer sahen sich eine Weile schweigend an, bis Ephraim erneut das Wort an sie richtete: »Seid ihr also bereit?«

Alle nickten.

»Dann laßt uns jetzt gemeinsam speisen«, erklärte Ephraim, »und damit unsere Entschlossenheit bekunden, eine lange aufgeschobene Angelegenheit endlich zum Abschluß zu bringen.«

Mexico City. Aaron Rosenberg saß zwischen zwei Leibwächtern im kugelsicheren Fond seines Mercedes und starrte zwischen seinem Chauffeur und dem Leibwächter auf dem Beifahrersitz hindurch auf den Oldsmobile vor ihnen, in dem weitere Leibwächter saßen. Dann drehte er sich um und schaute durch das Rückfenster des Mercedes, dem ein Chrysler Kombi mit einem weiteren Trupp von Bewachern folgte. Rosenberg wurde von quälenden Fantasien geplagt, was seine Frau und ihr Leibwächter nun wohl tun mochten, nachdem er das Haus verlassen hatte. Gleichzeitig erwartete er voller Angst irgendwelche neuen Nacht-und-Nebel-Aktionen. Er hatte die Anzahl seiner Bewacher verdreifacht. Und wenn er in seinem Mercedes ausfuhr, bestand er darauf, daß ihm jeweils ein Fahrzeug mit Leibwächtern vorausfuhr und folgte. Trotz all dieser Sicherheitsvorkehrungen hätte er das Haus jedoch nicht verlassen, wenn dies nicht absolut notwendig gewesen wäre, wenn er nicht von einem Mann zu sich gerufen worden wäre, dessen Einladung er unmöglich hätte abschlagen können. Für Rosenberg stand inzwischen vollkommen außer Frage, daß er die Lage nicht mehr im Griff hatte.

Langsam bewegte sich der Konvoi den Paseo de la Reforma hinunter, um dann die Stadt in Richtung Süden zu verlassen und auf die herrlichen Villen am Ufer des Chalco-Sees zuzusteuern. Der Besitz, dem sich der Mercedes nun näherte, war Rosenberg bestens vertraut. Das Ziegeldach des ausladenden Hauptgebäudes war auf Rosenbergs Kosten renoviert worden. Bei dem großen Swimmingpool hinter dem Haus, von dem man einen großartigen Blick auf den See hatte, handelte es sich um ein Geschenk Rosenbergs an den Hausherrn. Und auch die Gehälter der zahlreichen Gärtner und Hausbediensteten wurden von einem speziellen Konto gezahlt, auf das Rosenberg jeden Monatsersten eine ansehnliche

Summe überwies.

Dieses plötzliche Ansteigen der Geschäftskosten erinnerte Rosenberg nur verstärkt daran, in welchem Umfang ihm die Kontrolle über sein Leben entglitten war. Niedergeschlagen stieg er aus dem Mercedes und schritt auf das Haus zu.

Durch das mächtige Eingangsportal kam ihm ein hoher Beamter der Polizei von Mexico City entgegen. Sein Name war Chavez. Er trug Sandalen, Shorts und ein knallrotes Hemd, das bis zu seinem Kugelbauch offenstand. Sein schmales Oberlippenbärtchen behielt weiterhin seine schnurgerade Form bei, als Chavez seinen Besucher lächelnd begrüßte.

»Senor Rosenberg – schön, daß Sie gekommen sind.«

»Es war mir ein Vergnügen, Capitan.«

Rosenberg folgte Chavez aus dem Schatten des Hauses in das helle Sonnenlicht am Pool. Er betrachtete es als schlechtes Vorzeichen, daß der Capitan ihm nichts zu trinken angeboten hatte.

»Wenn Sie bitte einen Moment warten würden«, forderte ihn sein Gastgeber auf. Er verschwand ins Haus und kehrte mit einem dicken Umschlag zurück. »Ich habe da etwas bekommen, was Sie interessieren dürfte.«

»Und worum handelt es sich?«

»Das würde ich gern von Ihnen wissen.« Chavez entnahm dem Umschlag ein großes Schwarzweißfoto und reichte es Rosenberg.

Angst schnürte Rosenberg das Herz zusammen. »Was soll das?« Er schaute von dem Foto zu Chavez auf. »Wieso zeigen Sie mir dieses Foto von einem deutschen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg?«

»Das ist kein gewöhnlicher Soldat, sondern ein Offizier. Man hat mich unterrichtet, daß es sich dabei um einen Obersturmbannführer handelt, der den sogenannten Totenkopfverbänden angehörte.« Die Aussprache der deutschen Begriffe bereitete dem Capitan etwas Schwierigkeiten. »Sehen

Sie den silbernen Totenkopf auf seiner Uniformmütze? Und auf den Ärmeln seiner Jacke sind ganz deutlich die zwei Blitze zu erkennen – das Abzeichen der SS. Achten Sie außerdem auf den Hintergrund – Berge von Leichen. Die Totenkopfverbände der SS waren nämlich zuständig für die Vernichtung der Juden.«

»Das weiß ich. Wieso erzählen Sie mir das alles?« Rosenberg wurde zusehends unruhiger. »Warum zeigen Sie mir dieses Foto?«

»Erkennen Sie den darauf abgebildeten Offizier nicht?«

»Natürlich nicht. Wie sollte ich auch?«

»Weil er eine auffallende Ähnlichkeit mit Ihrem Vater aufweist, dessen Foto Sie mir nach seinem Verschwinden vor mehreren Monaten haben zukommen lassen.«

»*Aber dieser Mann ist nicht mein Vater.*«

»Machen Sie mir doch nichts vor!« fuhr ihn Chavez an. »Ich habe die beiden Fotos sorgfältig miteinander verglichen. Fügen Sie noch ein paar Falten im Gesicht dazu! Nehmen Sie etwas Haar weg, stellen Sie sich den Rest etwas grauer vor, und schon haben Sie das perfekte Ebenbild Ihres verschwundenen Vaters vor sich!«

»*Wie sollte ein Jude SS-Offizier gewesen sein?*«

»Ihr Vater war ebensowenig Jude wie Sie. Ihr wirklicher Familienname ist Rodenbach. Der Vorname Ihres Vaters war Otto und der Ihre Karl.« Chavez holte aus dem Umschlag einen Packen weiterer Dokumente hervor. »Das Foto dieses Offiziers befindet sich sowohl auf alten SS-Ausweisen als auch auf den Einwanderungsanträgen Ihres Vaters, die er damals bei den mexikanischen Behörden eingereicht hat. Das Gesicht ist dasselbe, auch wenn der Name ein anderer ist. Unsere Behörden werden unverzüglich davon unterrichtet, wer Ihr Vater wirklich war. Selbstverständlich werden wir auch die zuständigen Stellen in den Vereinigten Staaten davon in Kenntnis setzen. Und wie Sie selbst wissen, gehen die

Vereinigten Staaten mit äußerster Strenge gegen ehemalige NS-Verbrecher vor, um ihre Beziehungen mit Israel nicht zu belasten.«

Rosenberg war wie erstarrt. »Wer hat Ihnen das alles gesagt?«

»Sie erwarten doch nicht im Ernst, daß ich Ihnen meine Informationsquellen nenne?« Chavez breitete in einer einlenkenden Geste die Arme aus. »Allerdings würde es mich brennend interessieren, wieviel Sie es sich kosten lassen, wenn ich meine Informanten zurückpfeife und den zuständigen Behörden zu verstehen gebe, daß es sich bei dem Ganzen um eine bedauerliche Verwechslung gehandelt hat?«

Rosenberg war nahe daran, sich zu übergeben. Nahmen diese Erpressereien denn nie ein Ende? Soviel er auch zahlen mochte, konnte er seinen Kopf doch immer nur für einen begrenzten Zeitraum aus der Schlinge ziehen. Und irgendwann würde ihm schließlich das Geld ausgehen. Er mußte an die Lieferung denken, die inzwischen auf einem Schiff zum Mittelmeer unterwegs war und die ihn vermutlich endgültig ins Unheil stürzen würde.

»Wieviel wollen Sie?« fragte er.

Das Aufblitzen in den pechschwarzen Augen des Capitans verhiess nichts Gutes.

3

St. Paul, Minnesota. William Miller setzte ein höfliches Lächeln auf, als er die Bar durchquerte und auf den Mann zutrat, der an einem Tisch in der linken hinteren Ecke saß.

Am Telefon hatte sich der Mann mit Sloane vorgestellt. Er hatte behauptet, für Associated Press zu arbeiten und wollte mit Miller über dessen Vater sprechen.

Sloane erwiderte Millers Lächeln, stand auf und reichte ihm

seine Hand.

Die beiden Männer taxierten sich gegenseitig.

»Was hat man Ihnen zugeschickt?« erkundigte sich Sloane.

»Am Telefon sagten Sie etwas von irgendwelchem Schund.«

»Sind Sie wirklich Reporter?«

»Sie haben mein Ehrenwort.«

»Ach was, lassen wir den Quatsch.« Wütend auf sich selbst, schluckte Miller. »Tut mir leid, daß ich so ausfallend wurde, als Sie angerufen haben. Ich war mir sicher...«

»Deshalb sind wir doch hier. Um uns in Ruhe über das Ganze zu unterhalten.« Sloane forderte ihn mit einer kurzen Handbewegung auf, Platz zu nehmen.

Die beiden Männer setzten sich einander gegenüber an den Tisch. Sloane war Mitte dreißig, klein und breitschultrig; er hatte schütteres dunkles Haar und intelligente Augen. »Was haben Sie eigentlich mit Schund gemeint?« fragte er.

»Fotos.«

»Von was?«

»Von Konzentrationslagern, Leichen, Krematorien.« Miller rieb sich die Stirn. »Mein Gott. Mein Vater ist spurlos verschwunden, und dann hat jemand einen riesigen Totenkopf auf den Boden meines Swimmingpools gemalt.«

»Einen Totenkopf?«

»Und jetzt tauchen auch noch Sie auf...«

»Sie haben also angenommen...«

»Hätten Sie das an meiner Stelle nicht auch gedacht? Meine Frau weiß nichts von den Fotos.«

»Immer mit der Ruhe«, versuchte Sloane ihn zu bremsen. »Was Sie mir eben erzählen, hat bestimmt mit der Sache zu tun, deretwegen ich an Sie herangetreten bin. Ich werde Ihnen also erst mal berichten, was ich weiß, und dann können wir gemeinsam versuchen, uns einen Reim auf das Ganze zu machen.«

»Können Sie sich ausweisen?«

»Wie bitte?«

»Sie sind doch angeblich Reporter für AP. Könnte ich bitte Ihren Presseausweis sehen?«

Seufzend zog Sloane seinen Ausweis aus der Tasche.

»So ein Ding kann sich doch jeder besorgen«, ließ Miller nicht locker.

»Rufen Sie doch unter der Nummer an, die auf dem Ausweis steht. Das ist das AP-Hauptquartier.«

»Ebenso gut kann man jemand anstellen, der alle Anrufe unter dieser Nummer entgegennimmt und sich als AP-Zentrale ausgibt.«

»Ganz richtig. Und ganz sicher haben Sie auch eine ganze Reihe faszinierender Theorien über die Hintergründe der Ermordung John F. Kennedys auf Lager. Die UNO befindet sich selbstverständlich in den Händen von Rauschgifthändlern, und die Rockmusik ist ein Werk des Teufels.«

Widerstrebend mußte Miller lachen.

»Na, sehen Sie«, sagte Sloane. »Solange Sie noch über sich selbst lachen können, ist nicht alles verloren.«

»Na, ich weiß nicht. Sie sagten, Sie wollten mit mir über meinen Vater sprechen. Warum?«

»Ich habe gute Beziehungen zum Justizministerium. Hin und wieder tue ich meinen Freunden dort einen Gefallen, indem ich ein paar Artikel schreibe, die das Image des Ministeriums aufmöbeln helfen. Als Gegenleistung geben sie mir Bescheid, wenn sie etwas an der Hand haben, das für mich von Interesse sein könnte.«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie noch immer nicht. Was hat das Justizministerium mit meinem Vater zu tun?«

»Irgend jemand hat dem Ministerium Unterlagen zukommen lassen, die es angeraten erscheinen ließen, sich näher mit Ihrem Vater zu befassen.«

Millers Hand krampfte sich plötzlich so heftig um sein Glas, daß er fürchtete, es könnte jeden Moment zerspringen. »Das

wird ja immer schöner.«

»Und da Ihr Vater spurlos verschwunden ist...«

»Das wußten Sie bereits?«

»Natürlich. Ich hielt es für das Beste, Ihnen nichts vorzumachen.«

»Also gut«, entgegnete Miller niedergeschlagen. »Schießen Sie schon los. Und vor allem: Verheimlichen Sie mir bitte nichts!«

»Der Name Ihres Vaters ist Frank Miller. Nun nimmt man allerdings an, daß er in Wirklichkeit Franz Müller heißt und im Zweiten Weltkrieg deutscher Offizier war. Er soll Obersturmbannführer bei der SS gewesen sein.« Sloane hatte mit den deutschen Begriffen etwas Mühe. »Das entspricht in etwa dem Rang eines Oberstleutnants. Während des Krieges hat Franz Müller eine der sogenannten Einsatzgruppen der SS kommandiert. Dabei handelte es sich um militärische Sondereinheiten, die den regulären Wehrmachtstruppen in die neu eroberten Gebiete in der Tschechoslowakei, Polen und Rußland folgten und dort alle Juden umbrachten, deren sie habhaft werden konnten. Allein in Rußland betrug die Zahl ihrer Opfer eine halbe Million Menschen.«

»Und Sie wollen nun behaupten, das Justizministerium verdächtige meinen Vater, an diesen Greuelthaten beteiligt gewesen zu sein?«

»Sie haben Ihren Vater nicht nur im Verdacht; sie sind von seiner Schuld inzwischen fest überzeugt. Sie haben offensichtlich unanfechtbare Beweise für seine Beteiligung an diesen Massenmorden vorliegen. Außerdem ist man im Justizministerium der Überzeugung, daß Ihr Vater untergetaucht ist, weil er von den Ermittlungen erfuhr, die gegen ihn im Gange sind. Man ist dort der Ansicht, daß Ihr Vater sich dem *Zugriff* der Ermittlungsbehörden entziehen wollte. Was haben Sie denn? Sie sind plötzlich ganz blaß geworden.«

»Sie werfen mir hier die unglaublichsten Ungeheuerlich-

keiten an den Kopf und wundern sich noch, daß mich das alles nicht vollkommen kühl läßt? Mein Gott, nimmt dieser Wahnsinn denn gar kein Ende mehr! Nur weil der Name meines Vaters so ähnlich klingt wie Franz Müller...«

»Nein, das ist noch keineswegs alles. Auf derart fadenscheinige Grundlagen würde das Justizministerium seine Beweisführung kaum stützen. Ihr Vater ist aus Deutschland emigriert. Wußten Sie das?«

»Natürlich. Nach dem Krieg haben das eine Menge Deutsche getan. Was soll daran auszusetzen sein?«

»Wußten Sie auch, daß er einen anderen Namen angenommen hat?«

In Millers Wange zuckte ein Muskel.

»Sie wußten also Bescheid«, schloß Sloane aus dieser Reaktion.

»Also gut, ich wußte darüber Bescheid, wenn auch nicht über die näheren Umstände. Mein Vater hat mir nur erzählt, er hätte seinen Namen amerikanisiert, um nach dem Krieg nicht Opfer anti-deutscher Gefühle zu werden.«

»Hat Ihnen Ihr Vater auch erzählt, daß er deutscher Soldat war?«

»Ich habe keine Lust, mir diesen Unsinn noch länger anzuhören!« Wutschnaubend sprang Miller auf.

Sloane streckte seine Hand nach ihm aus, ohne ihn jedoch zu berühren. »Wenn demnächst ein Ermittlungsbeamter des Justizministeriums bei Ihnen auftaucht, werden Sie sich nicht so einfach aus der Affäre ziehen können. Deshalb würde ich unser Gespräch hier an Ihrer Stelle als eine Art Generalprobe betrachten. Außerdem sollten Sie bei dieser Gelegenheit vielleicht auch schon mal berücksichtigen, daß es sich für Sie und Ihre Familie nur von Vorteil erweisen könnte, wenn Ihnen die Presse wohlgesonnen wäre.«

Miller zögerte. »Wohlgesonnen?«

»Nun, plötzlich bricht die Vergangenheit über eine Familie

herein, ohne daß diese je etwas von dieser Vergangenheit geahnt hätte. Ich könnte Ihren Fall durchaus so darstellen, daß dadurch Mitgefühl und Verständnis für Sie geweckt würden. Ich könnte den Sachverhalt also in ein für Sie günstiges Licht rücken. Vorausgesetzt selbstverständlich, daß Sie, was Ihren Vater betrifft, die Wahrheit gesagt haben.«

»Natürlich habe ich das.« Miller setzte sich wieder. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß mein Vater solche Ungeheuerlichkeiten begangen haben könnte.«

»Darum geht es hier nicht. Mich interessiert lediglich, ob Sie tatsächlich nichts über seine Vergangenheit wußten. Glauben Sie wirklich, daß Ihr Vater unschuldig ist?«

»Aber selbstverständlich!«

»Dann beantworten Sie mir bitte meine Fragen. Hat Ihr Vater Ihnen erzählt, daß er deutscher Soldat war?«

Miller überlegte kurz. »Als er älter wurde, sprach er ab und zu über den Krieg. Er sagte, gegen Ende des Krieges wären alle Personen männlichen Geschlechts, selbst Kinder und alte Männer, eingezogen worden. Trotz seiner Unerfahrenheit wäre er zum Unteroffizier befördert und damit beauftragt worden, eine Brücke zu verteidigen. Als dann die Alliierten anrückten, versteckte er sich, bis das Schlimmste vorüber war, um sich dann zu ergeben.«

»Fanden Sie es nicht etwas eigenartig, daß einem deutschen Soldaten die Einreise in die Vereinigten Staaten gestattet wurde? Das war doch nach dem Krieg ziemlich ungewöhnlich.«

»Auch das hat er mir erklärt. Da die deutschen Soldaten nach dem Krieg in Gefangenenlager gesteckt wurden, versuchten viele, vor dem Anmarsch der Alliierten die Leiche eines Zivilisten zu finden und dessen Kleider und Papiere an sich zu bringen, um sich auf diese Weise der Gefangennahme zu entziehen. Auch mein Vater nahm auf diese Weise eine neue Identität an und kam in ein Flüchtlingslager anstatt in ein

Kriegsgefangenenlager. Und nach mehr als einem Jahr in diesem Lager erhielt er schließlich die Genehmigung, nach Amerika auszuwandern. Wenn also tatsächlich stimmt, was Sie mir eben erzählt haben, dann hatte mein Vater wohl das Pech, die Identität dieses Franz Müller angenommen zu haben. Abgesehen davon, ist Franz Müller in Deutschland ein weitverbreiteter Name. Sicher gibt es Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Trägern dieses Namens. Aber nur einer von ihnen kann Kommandant einer SS-Einsatzgruppe gewesen sein.«

Sloane fuhr mit dem Zeigefinger durch den Kreis, den sein Glas auf der Tischplatte hinterlassen hatte. »Dem Justizministerium liegen Fotos von besagtem SS-Offizier vor. Neben einem Foto aus den Einwanderungsunterlagen Ihres Vater. Diese Fotos zeigen eindeutig ein und denselben Mann. Warum ist Ihr Vater verschwunden?«

»Wenn ich das wüßte! Mein Gott, mein Vater ist inzwischen dreiundsiebzig. Wo hätte er denn untertauchen sollen? Diese Anschuldigungen sind sicher vollkommen unbegründet!«

»Gut. Wenn Sie also bei dieser Version der Geschichte bleiben und das Justizministerium die Sache publik machen sollte, können Sie darauf zählen, daß ich den Sachverhalt in einer für Sie günstigen Weise darstellen werde. Selbst wenn das Justizministerium Ihren Vater der ihm angelasteten Verbrechen überführen sollte, werden Sie als ein unschuldig Betroffener dargestellt werden, als ein liebender, aber falsch informierter Sohn. Zugleich möchte ich Sie jedoch noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen: Falls Sie mir nicht die ganze Wahrheit gesagt haben sollten, falls Sie mich in irgendeiner Weise belogen haben sollten, werde ich die Sache in einem ganz anderen Licht darstellen. Der Öffentlichkeit wird dann unmißverständlich klargemacht werden, daß auch Sie und Ihre Familie an diesem Betrug beteiligt waren.«

»Ich habe Sie nicht belogen.«

»Na schön. Und denken Sie nicht, diese Geschichte wäre für mich lediglich Gegenstand einer auflagenträchtigen Story. Ich halte es für einen Skandal, daß in den Vereinigten Staaten völlig unbehelligt unzählige Nazi-Kriegsverbrecher leben, ohne daß sich auch nur ein Mensch an ihrer Vergangenheit stören würde. Ich könnte Ihnen jetzt auf der Stelle Dutzende von Namen und Adressen nennen. Auch beim Justizministerium weiß man genauestens über diese feinen Herren Bescheid. Sie sind alle um die siebzig Jahre alt. Sie mähen alle einmal wöchentlich ihren Rasen und laden alle paar Wochen ihre Nachbarn zu einer Grillparty ein. Ich könnte diese Männer vor den Augen ihrer besten Freunde ihrer Greultaten beschuldigen, ohne daß ein Mensch daran Anstoß nähme. Niemand würde mir glauben, weil diese Herren sich doch bisher absolut korrekt und anständig verhalten haben. Wie sollte der sympathische alte Herr von nebenan so etwas Schreckliches getan haben? Und außerdem liegt das doch alles schon furchtbar lange zurück. Weshalb sollte man plötzlich wieder diesen unangenehmen und längst vergessenen Schmutz aufwühlen?«

»Jetzt übertreiben Sie aber.«

»Ganz im Gegenteil.« Sloane zog ein Blatt Papier aus seiner Jackentasche. »Diese Liste habe ich von meinen Bekannten im Justizministerium. Sie enthält mindestens zwanzig Massenmörder, im Vergleich zu denen Jack the Ripper ein Waisenknabe war.«

»Und jeder von denen soll ein Kriegsverbrecher sein?«

»Allerdings. Und dabei handelt es sich bei diesen Männern nur um die Spitze des Eisbergs.«

»Aber wenn man beim Justizministerium so gut über diese Naziverbrecher Bescheid weiß...«

»Weshalb hat man sie dann nicht zur Rechenschaft gezogen? Weil nämlich der amerikanische Geheimdienst nach dem Krieg eine Abmachung mit diesen Männern getroffen hat. Sie sollten uns Zugang zu den deutschen Agentenringen verschaffen,

damit diese für uns gegen die Russen arbeiten würden. Als Gegenleistung wurde diesen Männern von unserer Seite Immunität zugesichert. Überhaupt wurde dieses Problem ziemlich lax gehandhabt, bis vor einigen Jahren einige idealistische Anwälte des Justizministeriums gegen diese Vogel-Strauß-Politik Sturm zu laufen begannen, so daß 1979 das Amt für Sonderermittlungen ins Leben gerufen wurde.«

»Demnach wird also doch etwas gegen die Männer auf dieser Liste unternommen.«

»Ja, aber nicht nachdrücklich genug. Die Dunkelziffern sind selbstverständlich sehr hoch, und Schätzungen, denen zufolge in den Vereinigten Staaten zehntausend Naziverbrecher leben, dürften keinesfalls übertrieben sein. Bisher ist das Justizministerium gegen ganze *vierzig* von ihnen vorgegangen, wobei die Betroffenen schlimmstenfalls mit ihrer Abschiebung zu rechnen hatten.«

»Obwohl es sich bei ihnen um Massenmörder handelte?«

»Sie haben die Morde nicht in den Vereinigten Staaten begangen. Das einzige Verbrechen, dessen man sie in diesem Land beschuldigen kann, beschränkt sich auf die Angabe falscher Personaldaten auf ihren Einwanderungsanträgen.«

»Aber die Öffentlichkeit würde das doch nie hinnehmen, wenn sie davon erführe.«

»Glauben Sie wirklich? Im Fall der Männer, die gerichtlich verfolgt wurden, haben sich Bekannte und Nachbarn der Angeklagten dahingehend geäußert, daß man die Vergangenheit endlich Vergangenheit sein lassen sollte.«

»Ist das auch der Tenor Ihres Artikels?«

»Ich will dem Justizministerium unter die Arme greifen. Wenn ich die Öffentlichkeit auf diese Mißstände aufmerksam machen kann, bekommt das Amt für Sonderermittlungen vielleicht mehr Gelder bewilligt. Jedenfalls finde ich, daß diese Unmenschen – und es ist mir völlig gleich, wie alt sie sind – dafür büßen sollten, was sie unzähligen Unschuldigen angetan

haben.«

»Einschließlich meines Vaters?«

»Falls die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zutreffen«, erklärte Sloane mit einem energischen Nicken, »ja.«

Miller erwiderte Sloanes finsternen Blick. »Ich habe meinem Vater mein Leben lang vertraut und ihn respektiert. Falls, was ich mir nicht vorstellen kann, die Vorwürfe des Justizministeriums tatsächlich begründet sein sollten... falls mein Vater tatsächlich getan haben soll, was ihm aufgrund dieser angeblich eindeutigen Beweise angelastet wird...«

»Finden angesichts dessen auch Sie, daß er dann für seine Verbrechen bestraft werden sollte?«

»Selbst mein Vater...«, Miller kämpfte mühsam gegen ein Gefühl heftiger Übelkeit an. »Vorausgesetzt, er ist schuldig, darf auch mein Vater keine Gnade finden.«

4

Trotz des dichten Feierabendverkehrs brauchte Miller für den sonst zwanzig Minuten dauernden Weg kaum mehr als zehn Minuten. Die Fahrt im Lift in die fünfte Etage hinauf schien kein Ende nehmen zu wollen. Als er die Tür zum ARCHITEKTURBÜRO MILLER UND PARTNER öffnete, mußte er feststellen, daß seine Sekretärin noch nicht nach Hause gegangen war.

»Wie war die Besprechung, Mr. Miller?« begrüßte sie ihren Chef. »Haben Sie den Auftrag bekommen?«

»Das läßt sich im Augenblick noch nicht sagen. Ich muß noch kurz etwas durchrechnen, Marge. Falls jemand anruft, ich bin nicht hier. Ich will auf keinen Fall gestört werden.«

»Werden Sie mich noch zum Diktat brauchen?«

»Nein, danke. Sie können gern Feierabend machen, wenn Sie hier fertig sind.«

»Wie Sie meinen.«

Miller betrat sein Büro, schloß die Tür hinter sich und ließ sich gegen sie sinken. *Wie soll ein Mensch die Erkenntnis ertragen, daß jemand, den er liebt, eine Bestie ist?*

Schweiß troff an seinen Schläfen hinunter. Scheinbar nicht enden wollende fünf Minuten später verstummte schließlich das leise Klappern des Keyboards. Miller hörte das Klicken mehrerer Computerschalter und schließlich das vage Rascheln der Schutzhülle, die über den Bildschirm gesteift wurde.

»Schönen Abend, Mr. Miller.«

»Schönen Abend«, sagte Miller durch die geschlossene Tür.

Das Stakkato hochhackiger Schuhe. Das Klicken der Türklinke. Das Zuschnappen der Eingangstür.

Stille.

Erleichtert atmete Miller aus und starrte auf den Safe in der Ecke, in dem er seine Entwürfe aufbewahrte. Als ihm vor zwei Tagen die grauerregenden Fotos mit den Bergen von Leichen zugesandt worden waren, hatte er sie, einem spontanen Impuls nachgebend, vernichten wollen. Doch dann hatte ihn sein Instinkt zur Vorsicht geraten. Bei den Fotos handelte es sich ganz offensichtlich nicht nur um einen dummen Streich. Wenn er sie vernichtet hätte, wären damit vielleicht auch wichtige Anhaltspunkte hinsichtlich der Identität ihrer Absender vernichtet worden.

Inzwischen wünschte er sich jedoch wieder, sie ein für allemal aus der Welt geschafft zu haben – aus Angst vor der grausigen Wahrheit, mit der er möglicherweise konfrontiert werden würde. Er kniete vor dem Safe nieder, drehte an der Kombination und nahm die Fotos heraus. Eine nach der anderen studierte er die Schwarzweißaufnahmen.

Tod. Nichts als Tod.

Er hatte Sloane belogen. Allerdings nur in einem Punkt. Doch diese kleine Lüge war in keinem Verhältnis zum Rest der schrecklichen Wahrheit gestanden.

Ja, hatte er wahrheitsgemäß geantwortet, ich wußte, daß mein Vater aus Deutschland kam. Ich wußte, daß er seinen Namen geändert hatte. Ich wußte, daß er deutscher Soldat gewesen war.

Ja, Soldat. Miller war sich jedoch auch im klaren darüber gewesen, daß sein Vater kein unschuldiger Mitläufer gewesen war, der als blutjunger, unerfahrener Rekrut gleich zum Unteroffizier befördert worden war.

Sein Vater war Obersturmbannführer der SS gewesen.

Mit zunehmendem Alter hatte Millers Vater sich mehr und mehr mit seiner Vergangenheit beschäftigt. An ein paar bestimmten Tagen, die für ihn von nicht näher erläuteter persönlicher Bedeutung waren – am 30. Januar, am 20. April und am 8. November –, war er zusehends von sentimentalischen Anwandlungen überkommen worden. An besagten Tagen hatte sein Vater darüber hinaus eine Reihe von geheimnisvollen Telefongesprächen geführt. Und eines Nachts, zu vorgerückter Stunde, hatte der Vater seinem Sohn schließlich gestanden, was er im Krieg getan hatte.

»Ja, ich war bei der SS. Ich habe die Anordnungen des Führers befolgt. Ich habe an die arische Herrenrasse geglaubt. Und ich habe auch daran geglaubt, daß dieser Herrenrasse der nötige Lebensraum verschafft werden müsse. Aber ich habe nie an die Vernichtung von Zugehörigen anderer Rassen geglaubt. Ich gehörte nicht zu den Totenkopfverbänden, welche die Vernichtung der Juden übernommen hatten. Ich war bei der Waffen-SS, die rein militärische Funktionen hatte. Ich habe meinem Land als anständiger Soldat gedient. Nun gut, mein Land hat den Krieg verloren. Über Fragen der Moral mag die Geschichte befinden. Und nun lebe ich in Amerika, das seine Bewohner als die größte Nation auf Erden bezeichnen. Mein Gewissen ist jedenfalls rein, und wenn nötig, würde ich heute mit derselben Entschlossenheit für Amerika kämpfen, mit der ich einst für Deutschland gekämpft habe.«

Durch diese Beteuerungen hatte Miller sich wieder etwas beruhigen lassen.

Zusammen mit anderen Angehörigen der Waffen-SS war es seinem Vater bei Kriegsende gelungen, das Land zu verlassen und unterzutauchen. Sie hatten die Papiere toter Zivilisten an sich bringen können und waren damit nach Bolivien, Mexiko, Amerika, Kanada, England und Schweden geflohen. Sie waren jedoch miteinander in Verbindung geblieben, um sich immer wieder gegenseitig zu bestätigen, daß sie nach wie vor der Elite ihrer alten Heimat angehörten, wie nachhaltig die Geschichte deren Wertsystem auch als falsch und unmenschlich hingestellt haben mochte.

Ebenso hatten die *Söhne* dieser ›Elite‹ den Kontakt miteinander gepflegt. So hatte Miller schließlich Aufnahme in den Kreis der ehemaligen Freunde seines Vaters gefunden. Er und die Söhne der anderen Väter hatten sich verpflichtet, sich gegenseitig zu helfen, falls einer ihrer Väter in Bedrängnis geraten sollte. Am Ersten jeden Jahres mußte außerdem jede Familie zwanzigtausend Dollar aufbringen, die dem einzigen Außenstehenden, der ihr Geheimnis kannte, als Schweigegeld gezahlt wurden.

Doch nun hatten diese Schweigegelder sich als wirkungslos erwiesen. Darüber hinaus waren mittlerweile nicht nur die Väter aufgrund ihrer Vergangenheit in Bedrängnis geraten, sondern auch die Söhne selbst.

Welch ein Wahnsinn.

Die Vergangenheit soll ruhen, dachte Miller. Das einzige, was zählt, sind Gegenwart und Zukunft. Die Leute, die ihre Väter entführt hatten, täuschten sich; sie lasteten ihnen aus Unkenntnis der Sachlage Verbrechen an, die sie gar nicht begangen hatten.

Doch der gutaussiehende junge SS-Offizier, der Miller voller Stolz von dem Foto in seiner Hand entgegenblickte, glich auf geradezu fatale Weise seinem Vater. Nein! Mein Vater kann

mich doch nicht belogen haben!

Doch wie hätte er es andererseits wagen können, ihm die jedes menschliche Fassungsvermögen überschreitende Wahrheit zu enthüllen?

Ich bilde mir das alles ein, versuchte Miller sich zu beruhigen. Als ich vor zwei Tagen das Foto dieses SS-Offiziers ansah, wäre ich nicht im Traum auf die Idee gekommen, es könnte sich dabei um meinen Vater handeln.

Oder hatte ich es vielleicht nur nicht sehen wollen?

Der Gedanke ließ Miller nicht mehr los. Wie gebannt starrte er auf die Stelle direkt unter dem Mützenschirm des SS-Offiziers.

Er versuchte sich einzureden, was er dort sah, wäre nur auf einen Fehler in der Vergrößerung, auf einen Kratzer im Negativ zurückzuführen. Doch die Narbe, die auf der Stirn des SS-Offiziers zu sehen war, war identisch mit der Narbe auf der Stirn seines Vaters, die von einem Autounfall herrührte, in den er im Alter von zehn Jahren verwickelt worden war.

Wie kann ein Mensch eine Bestie lieben?

Doch wie kann ein Mensch wissen, daß der, den man liebt, eine Bestie ist?

Bevor er wußte, was er eigentlich tat, hatte Miller nach dem Telefon gegriffen.

5

»Das Justizministerium? Wer hat Ihnen das gesagt?« Halloway preßte den Hörer fester an sein Ohr.

»Ein Reporter von Associated Press.«, »Gütiger Gott.«

»Er hat behauptet, mein Vater wäre ein Nazi-Kriegsverbrecher«, fuhr Miller fort. »Der Kommandant eines SS-Totenkopf-Verbands.«

»Aber das ist doch vollkommen absurd!«

»Finden Sie? Mir kommen jedenfalls langsam Zweifel. Es gibt da verschiedene Dinge, die er mir erzählt hat...«

»Sie haben diesem Kerl doch nicht etwa geglaubt? Diese Reporter lügen doch das Blaue vom Himmel herunter!«

»Ich habe mir diese Fotos noch einmal genauer angesehen und...«

»Sie hätten diese verdammten Fotos doch vernichten sollen!«

»Auf einem davon ist mein Vater in Uniform abgebildet – mit einem Totenkopf an der Mütze und vor einem Berg von Leichen!«

»Ein Foto aus dem Zweiten Weltkrieg? Woher wollen Sie überhaupt wissen, wie Ihr Vater damals ausgesehen hat? Dieses Foto beweist noch gar nichts!«

»Mein Vater hat eine Narbe auf der Stirn. Und dieser SS-Offizier hatte genau dieselbe Narbe.«

»Ein Zufall!«

»So einfach ist das leider nicht!« Millers Stimme wurde immer lauter. »Ich muß Gewißheit haben! Hat mein Vater tatsächlich einen SS-Verband kommandiert, der mit der Vernichtung von Juden beauftragt war? Und was ist mit den Vätern der anderen? Waren etwa *auch sie* Massenmörder?«

»Wollen Sie damit etwa behaupten, mein Vater... ? Das ist doch absurd! Was bilden Sie sich...«

»Weichen Sie mir nicht aus, Holloway! Beantworten Sie meine Frage!«

»Ich werde doch nicht...«

»Waren auch die Väter der anderen Kriegsverbrecher?«

»Selbstverständlich nicht! Sie waren bei der SS, ja! Aber bei der Waffen-SS, und nicht bei den Totenkopfverbänden, die mit der Vernichtung der Juden beauftragt waren. Den meisten nicht Eingeweihten ist dieser Unterschied nicht bewußt. Sie denken, alle SS-Angehörigen wären Verbrecher gewesen. Deshalb mußten unsere Väter auch ihre Zugehörigkeit zur SS

verschweigen. Der Nacht-und-Nebel-Gruppe ist derselbe Fehler unterlaufen, den auch das Justizministerium und dieser Reporter machen.«

»Sie werden mir doch wohl nicht einreden wollen, im Justizministerium wäre man sich des Unterschieds zwischen Waffen-SS und Totenkopfverbänden nicht bewußt?«

»Wie wollen Sie sich das Ganze sonst erklären?«

»Mein Vater, Ihr Vater und die anderen Mitglieder der Gruppe haben an ganz speziellen Tagen des Jahres, die für sie von besonderer Bedeutung zu sein schienen, miteinander telefoniert. Das waren der zwanzigste April, der achte November und der dreißigste Januar. Sagen Ihnen diese Daten etwas?«

»Natürlich«, erwiderte Halloway. »Das sind die Geburtstage von ein paar Mitgliedern der Gruppe.«

»Sie mieses Schwein!« schrie Miller los. »Warum mußten Sie mich nur belügen!«

»Weshalb sollte ich Sie belogen haben?«

»Der zwanzigste April war allerdings jemandes Geburtstag, und zwar der des Führers. Hitler wurde am zwanzigsten April 1889 geboren. Der achte November ist der Jahrestag von Hitlers gescheitertem Putschversuch im Jahr 1923. Zehn Jahre später kam er schließlich doch an die Macht. Das war am dreißigsten Januar 1933. Für die Nazis waren das drei außerordentlich wichtige Tage, und genau an diesen Tagen haben sich unsere Väter trotz aller damit verbundenen Risiken jedes Jahr miteinander in Verbindung gesetzt.«

»Na gut«, gab Halloway seufzend nach. »Ich war mir eben der Bedeutung dieser Daten nicht bewußt.«

»Ich glaube Ihnen nicht. Sie wußten sehr wohl, was es mit diesen Daten auf sich hatte. Ich kann es Ihnen doch anhören.«

»Offensichtlich wollen Sie nur das glauben, was Ihnen in den Kram paßt. Ich versichere Ihnen jedenfalls...«

»Ich habe noch eine Frage an Sie«, unterbrach ihn Miller.

»Unsere Väter waren ausnahmslos hohe Offiziere. Demnach müssen Sie also verschiedene Einheiten befehligt haben. Entsprechend dieser Tatsache dürften Sie bei Kriegsende über ganz Europa verstreut gewesen sein. Worin besteht nun das verbindende Element, das sie auch nach all den Jahren noch immer zusammenhalten ließ? Was hat sie zu einer Gruppe zusammengeschweißt?«

»Mein Vater hat gesagt, sie wären gemeinsam ausgebildet worden«, erklärte Holloway.

»Aber die Wehrmacht war doch über ganz Europa, sogar bis Nordafrika verstreut. Falls unsere Väter also tatsächlich gemeinsam die Grundausbildung gemacht haben sollten, dürften sie sich während des Krieges dennoch kaum mehr gesehen haben. Sie haben mich also schon wieder belogen. Dieses verbindende Element hat sicher nichts mit ihrer gemeinsamen Ausbildungszeit zu tun. Warum haben unter allen deutschen Soldaten, die ihre Kriegsvergangenheit zu vertuschen versuchten, gerade sie sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen? Sie sind, über die ganze Welt verstreut, untergetaucht. Trotzdem blieben sie miteinander in Verbindung. Aber *warum*, frage ich Sie!«

Als Holloway ihm nicht antwortete, drang Miller weiter in ihn: »Von wem wurden unsere Väter erpreßt? Und weshalb?«

Auch auf diese Frage antwortete Holloway nicht.

»Der Reporter hatte also doch recht«, fuhr Miller daraufhin fort. »Ich gelange allmählich zu der Überzeugung, daß es einige Dinge gibt, die mein Vater mir verschwiegen hat und die auch Sie mir nicht erzählen wollen. Aber ich werde Sie schon zum Sprechen bringen, Holloway. Ich werde nach Kanada kommen, und dann werden wir schon sehen, ob Sie mir nicht endlich auf meine Fragen antworten werden!«

»Das ist doch Wahnsinn! Sie können nicht einfach hierher kommen! Falls Sie vom Justizministerium observiert werden, machen Sie sie nur auch noch auf mich aufmerksam und...!«

Halloway kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, da Miller bereits aufgelegt hatte.

6

Langsam legte Halloway den Hörer auf die Gabel zurück. Er stand mehrere Sekunden wie gelähmt da, bis er endlich imstande war, sich wieder den Landschaftsbildern seines Vaters zuzuwenden, die er wehmütig betrachtet hatte, als das Telefon klingelte. Durch die Fenster in der Wand, an der die Gemälde aufgehängt waren, konnte er auf die Sicherheitsbeamten hinaussehen, die seinen Besitz bewachten.

Unter anderen Umständen hätte er nie riskiert, Millers Anruf zu Hause entgegenzunehmen. Statt dessen hätte er ihn auf sein abhörsicheres Telefon in der Stadt verwiesen. Im Augenblick hielt er es jedoch nicht für angeraten, seinen Besitz zu verlassen, obwohl er seine Frau und seine Kinder, die er in der Stadt in Sicherheit hatte bringen lassen, sehr vermißte. Doch er wollte sie nicht unnötig in Gefahr bringen, indem er sie wieder hierher auf seinen Landsitz holte.

Kurz zuvor hatte ihn Rosenberg völlig aufgelöst aus Mexico City angerufen, um ihn mit irgendwelchem wirrem Zeug zu überschütten, daß die Behörden die Wahrheit über seinen Vater herausgefunden hätten. Ähnlich ängstliche Anrufe waren auch von den Söhnen anderer Mitglieder der Gruppe eingegangen. Ihre Vergangenheit wurde aufgedeckt. Die Nacht-und-Nebel-Organisation hatte ihre Rache hervorragend geplant. Ihr Zugriff wurde immer bedrohlicher.

Halloway hatte das ungute Gefühl, daß ihren Rachegelüsten damit jedoch noch keineswegs Genüge getan war. Das Schlimmste stand ihm und den Söhnen der anderen Väter erst noch bevor. Er mußte ständig an das Schiff denken. Inzwischen hatte es sicher längst die Straße von Gibraltar passiert und das

Mittelmeer erreicht. Vielleicht hätte er doch auf Rosenbergs Warnungen hören und anordnen sollen, daß das Schiff zurückgerufen wurde. Doch dazu war es nun zu spät. Selbst wenn Halloway gewollt hätte, wäre er nicht mehr in der Lage gewesen, über das verworrene System von Mittelsmännern Kontakt mit dem Kapitän des Schiffs aufzunehmen und ihn zum Umkehren aufzufordern.

Es bestand keinerlei Möglichkeit mehr für ihn, noch in irgendeiner Weise Einfluß auf den Lauf der Dinge zu nehmen. Doch falls die Nacht-und-Nebel-Organisation über das Schiff Bescheid wußte, wie sie auch sonst alle ihre Geheimnisse zu kennen schien, dann hatten sie es mit zwei Feinden zu tun, erinnerte Halloway sich an Rosenbergs Worte. Und es war nicht abzusehen, von welcher Seite sie Schlimmeres zu befürchten haben würden – von der Nacht-und-Nebel-Organisation oder von den Empfängern der Lieferung.

7

Die Besitzverhältnisse des Frachters Medusa waren ebenso verworren, wie die Schlangen auf dem Haupt der legendären Trägerin desselben Namens. Als offizieller Besitzer firmierte eine bolivianische Gesellschaft namens Transoceanic Enterprises. Doch bei genauerer Überprüfung stellte sich heraus, daß Transoceanic Enterprises, deren Firmenadresse lediglich aus einer Postfachnummer bestand, zu dem liberianischen Konzern Atlantis Shipping gehörte, dessen Geschäftsräume in Liberia ebenso schwer auffindbar waren wie der sagemunwobene Kontinent, nach dem Atlantis Shipping benannt war.

Atlantis Shipping wiederum befand sich im Besitz der Schweizer Reederei Mediterranean Transport, die wiederum zu einer mexikanischen Firma gehörte, die sich im Besitz einer

kanadischen Gesellschaft befand. Ein Großteil dieser Firmen existierte gar nicht. Und die wenigen, die doch auffindbar waren, dienten einzig und allein dem Zweck, mit ihrem Namen und Firmenstempel für die dubiosen Geschäfte einer nicht minder dubiosen Firma zu haften, zu deren Direktoren unter anderem auch Aaron Rosenberg von Mexico City Imports und Richard Halloway von Ontario Shipping zählten.

Die *Medusa* wurde regelmäßig im Transatlantikverkehr zwischen Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien, England, Kanada, Mexiko und Brasilien eingesetzt und beförderte Textilien, Maschinen und Lebensmittel. Die Gewinne, die aus diesem Frachtverkehr abfielen, waren jedoch nicht der Rede wert, und hätte die *Medusa* unter ihrer regulären Ladung verborgen, nicht noch eine andere Fracht mit sich geführt, hätten Aaron Rosenberg und Richard Halloway wohl kaum ihren aufwendigen Lebensstil aufrechterhalten können.

Eine solche geheime Fracht befand sich auch diesmal an Bord der *Medusa*, als sie einem geheimen Treffen mit einem anderen Frachter entgegengampfte, dessen Besitzverhältnisse ähnlich dubios und verworren waren und dessen Eigentümer in einem luxuriösen Prunkbau an der libyschen Küste residierte. Die kostbare Fracht sollte in der darauf folgenden Nacht vor der nordafrikanischen Küste umgeladen werden. Die *Medusa* würde daraufhin ihre Fahrt nach Neapel fortsetzen, um dort ihre Ladung aus brasilianischem Kaffee zu löschen. Gleichzeitig würde ihre verborgene Fracht aus Plastiksprengstoff, Handgranaten, Bodenminen, Maschinenpistolen, Sturmgewehren, MGs, tragbaren Granatwerfern und Raketen auf dem neuen Frachter nach Libyen weiterbefördert werden. Was mit diesem tödlichen Waffenarsenal in Libyen geschah, brauchte Transoceanic nicht mehr zu interessieren. Für Rosenberg und Halloway zählte dann nur noch die stattliche Provision, die sie für diesen Transfer kassierten.

Tel Aviv, Israel. Kaum hatte der Hubschrauber aufgesetzt, sprang Misha Pletz aus der Kanzel. Er rannte auf eine Gruppe von Wellblechbauten auf der Südseite des Flugplatzes zu, wo ihn ein untersetzter Mann in einem kurzärmeligen weißen Hemd erwartete.

»Haben Sie es dabei?« rief ihm Misha noch im Laufen entgegen.

Der untersetzte Mann deutete auf einen Aktenkoffer in seiner Hand. »Wollen Sie es im Wagen lesen oder...?«

»Nein, gleich hier.«

Sie betraten das klimatisierte Gebäude.

»Die Nachricht ist vor vierzig Minuten bei uns eingegangen«, sagte der Mann und zog ein Blatt Papier aus seinem Aktenkoffer. »Als ich den Decknamen sah, habe ich Sie sofort verständigt.«

Misha nahm das Papier an sich. Er kam gerade von einem Kibbuz dreißig Kilometer außerhalb der Stadt, wo er, wie er Erika und Saul versprochen hatte, ihren Sohn Christopher in sicherer Obhut untergebracht hatte.

Auf dem Rückflug nach Tel Aviv hatte der Pilot Misha aufgefordert, seine Kopfhörer aufzusetzen, da er vom Hauptquartier verlangt wurde. Obwohl das Funkgerät des Hubschraubers mit einer Abhörsicherung ausgestattet war, hatte Mishas Assistent sich geweigert, ihm über Funk Einzelheiten über den Inhalt der eben eingegangenen Nachricht durchzugeben. Er hatte ihm lediglich mitgeteilt, von wem diese Nachricht eingegangen war. Von Chamäleon.

Doch allein dieser Name hatte genügt, um sich Mishas uneingeschränkter Aufmerksamkeit zu versichern. Chamäleon war der Deckname von Erikas vermisstem Vater, Joseph Bernstein.

Nachdem Mishas Augen sich an das Halbdunkel im Innern

des Gebäudes gewöhnt hatten, überflog er den Inhalt der Nachricht. »Wie ist das hereingekommen? Über welche Station? Über welches Land?«

»Es ist von unserer Botschaft in Washington weitergeleitet worden«, gab ihm sein Assistent Auskunft. »Einer unserer Leute dort wurde vor zehn Jahren von Joseph ausgebildet. Und dieser Mann sitzt heute morgen über seinem Frühstück in einem kleinen Cafe, und wer, glauben Sie, setzt sich plötzlich neben ihn?«

Misha fühlte sich wie elektrisiert. »Und unser Mann hat sich auch bestimmt nicht getäuscht? Besteht tatsächlich nicht die Möglichkeit einer Verwechslung?«

»Nein, es war ganz sicher Joseph Bernstein. Möglicherweise hat Joseph sich für diesen Mann als Vermittler entschieden, weil er ihn von früher gut kannte. Offensichtlich lag Joseph viel daran, daß uns seine Nachricht von einer vertrauenswürdigen Person übermittelt würde. Die beiden haben nur etwa eine Minute miteinander gesprochen. Joseph hat unserem Mann versichert, wir brauchten uns seinetwegen keine Sorgen zu machen. Er wolle lediglich eine schon lange ausstehende Sache zum Abschluß bringen.«

»Und was sollte das heißen?«

»Das hat ihn auch unser Mann gefragt. Joseph hat sich jedoch nicht mehr weiter dazu geäußert. Statt dessen hat er unserem Mann jedoch eine schriftliche Nachricht übergeben, die er Ihnen übermitteln sollte. Er rechnet damit, daß Sie daraufhin die entsprechenden Schritte in die Wege leiten werden. Und dann war er auch schon verschwunden.«

»Einfach so? Hat unser Mann nicht versucht, ihm zu folgen?«

»Versucht durchaus. Aber Joseph ist bekanntlich ein alter Hase. Er hat ihn nach zwei Blocks abgehängt.«

»Hat unser Mann gesagt, wie Joseph ausgesehen hat?«

»Ziemlich übel. Blaß, abgemagert. Seine Hände haben

gezittert. Aber am schlimmsten müssen seine Augen ausgesehen haben.«

»Wieso? Was war mit ihnen?«

»Sie wirkten – ich zitiere hier, wohlgemerkt, die sehr subjektive Ausdrucksweise unseres Informanten – regelrecht gequält.«

»Von was?«

Der Assistent zuckte nur mit den Schultern.

Misha schüttelte den Kopf. »Wir haben überall nach Joseph gesucht, und nun taucht er plötzlich in einem Cafe in Washington auf.«

»Zumindest wissen wir jetzt, daß er noch am Leben ist.«

»Darüber bin ich allerdings sehr froh. Aber was hat er die ganze Zeit nur getrieben? Warum war er in Washington?« Misha tippte mit dem Zeigefinger auf das Blatt Papier mit der Nachricht. »Woher hat er diese Informationen?«

»Sie haben doch selbst immer wieder betont, er wäre einer unserer besten Leute gewesen. Und ich kann nur erneut darauf hinweisen, daß er unserem Mann in Washington ausdrücklich versichert hat, diese Angaben wären absolut zuverlässig.«

Misha las die Nachricht noch einmal. »Der Frachter *Medusa* wird heute nacht auf einen libyschen Frachter treffen, um eine illegale Waffenlieferung auf ihn zu transferieren. Die Waffen sind für anti-israelische Terroraktionen gedacht.« Die Nachricht enthielt außerdem den Zeitpunkt der Übergabe, die Koordinaten des vereinbarten Treffpunkts und die Codes, mit denen die beiden Schiffe sich zu erkennen geben würden.

»Aber wie ist er an diese Informationen herangekommen?« fragte Misha ein zweites Mal.

»Die wichtigere Frage wäre wohl, was *Sie* nun in dieser Sache zu unternehmen gedenken?«

Für einen Moment fühlte Misha sich wie gelähmt. Trotz Josephs ausdrücklichem Hinweis, daß diese Informationen absolut zuverlässig wären, bestand dennoch die Möglichkeit,

daß er sich getäuscht hatte. Bevor Misha also die entsprechenden Gegenmaßnahmen veranlassen konnte, hätte die Nachricht erst durch Informationen aus einer weiteren Quelle bestätigt werden müssen. Allerdings stand ihm hierfür nicht mehr genügend Zeit zur Verfügung. Wenn er also nicht sofort etwas unternahm, würde sich der Transfer nicht mehr verhindern lassen. Die Waffen würden im Kampf gegen Israel eingesetzt werden. Ebenso unabsehbar wären die Folgen jedoch auch gewesen, falls diese illegale Waffenlieferung gar nicht existierte und israelische Flugzeuge die Frachter angriffen...

Misha vermied es tunlichst, sich die Konsequenzen auf internationaler Ebene weiter auszumalen.

»Was werden Sie nun veranlassen?« fragte sein Assistent.

»Fahren Sie mich ins Hauptquartier zurück.«

»Und dann?«

»Das werde ich Ihnen sagen, sobald wir dort sind.«

In Wirklichkeit wußte Misha selbst noch nicht, was er tun sollte. Als er mit seinem Assistenten das Gebäude wieder verließ, suchte er Trost bei dem Gedanken, sich mit Erika und Saul in Verbindung setzen zu können.

Erika, dein Vater ist noch am Leben, wollte Misha ihr mitteilen. Er wurde in Washington gesehen. Ich weiß nicht, was er vorhat. Jedenfalls ist die Sache sehr wichtig, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Versuche ihn zu finden. Hilf mir. Ich muß wissen, worum es sich hier dreht.

Saul, diese Geschichte betrifft nun nicht mehr nur dich allein. Dein früherer Geheimdienst darf dich nun nicht mehr daran hindern, unsere Hilfe anzunehmen. Wir bestehen darauf, dir zu helfen. Immerhin steht die Sicherheit unseres Landes auf dem Spiel. Der Gegenstand deiner Nachforschungen ist auf eine vorher nicht vorstellbare Weise nun auch zum Gegenstand unseres Interesses geworden. Wir werden euch auf jede nur erdenkliche Weise unter die Arme greifen.

Misha stieg zu seinem Assistenten in den Wagen. Während der Fahrt zum Mossad-Hauptquartier in Tel Aviv nahm er so gut wie nichts von seiner Umgebung wahr. Doch kurz bevor sie dort schließlich anlangten, hatte er einen Entschluß gefaßt.

Vertraust du Joseph?

Ja.

Glaubst du, daß seine Nachricht wahr ist?

Eher ja.

Wirst du einen Luftangriff veranlassen?

Nein. Keinen Luftangriff. Ich habe eine bessere Idee. Auf diese Weise lassen sich gleich mehrere Probleme auf einmal lösen und zugleich ein Konflikt auf internationaler Ebene vermeiden. Weshalb sollten wir außerdem diese Waffen vernichten? Wir haben schließlich eine bessere Verwendung für sie als die Libyer.

Offensichtlich hatte er seine Gedanken laut ausgesprochen, da sein Assistent sich ihm stirnrunzelnd zuwandte. »Was haben Sie eben gesagt?«

»Ich wollte schon immer Pirat werden.«

9

Mit zunehmender Abneigung für den Sohn des Todfeinds seines Vaters saß Eiszapfen in einem Hotelzimmer in Rom und beobachtete Seth bei der Lektüre seiner, wie er sie nannte, Kritiken.

Der rothaarige Killer hatte die Ausgaben sämtlicher europäischer und amerikanischer Zeitungen gekauft, die er in Rom hatte auf treiben können. Er sprach erstaunlich viele Sprachen, und wenn er doch einmal passen mußte, bat er Eiszapfen um Hilfe.

»Daß die italienischen Zeitungen über uns berichten würden«, triumphierte Seth, »war mir klar. Mit Paris und

London hatte ich eigentlich auch gerechnet. Auch mit Athen und der Bundesrepublik. Aber daß selbst Madrid und New York und Washington über die Sache berichten würden, hätte ich nicht erwartet.«

Eiszapfen machte sich nicht die Mühe zu verbergen, daß ihn dies ebenso sehr langweilte wie anwiderte.

»Schlagzeilen haben wir allerdings nicht gerade gemacht«, fuhr Seth unbeirrt fort. »Aber das wäre ja auch wirklich etwas zuviel verlangt gewesen.«

Die einzelnen Zeitungsberichte unterschieden sich nicht nennenswert. Man hatte die Leiche eines einflußreichen Unterweltbosses, der unter dem Namen Medici bekannt war, außerhalb Roms im Tiber treibend aufgefunden. Medici, dem intensive Kontakte zur internationalen Terroristenszene nachgesagt wurden, war laut Aussagen der zuständigen Ermittlungsbehörden an den Folgen einer Überdosis eines noch nicht näher spezifizierten Medikaments gestorben. Der amtliche Obduktionsbefund lag noch nicht vor. Vermutungen der Polizei von Rom zufolge war Medici das Opfer von bisher noch nicht näher geklärten unterweltinternen Differenzen geworden.

Das allein hätte dem Vorfall noch keineswegs zu internationalem Interesse verhelfen können. Die Ermittlungsbehörden hatten jedoch in diesem Zusammenhang die Vermutung geäußert, daß die Entdeckung von Medicis Leiche möglicherweise in unmittelbarer Verbindung mit der wesentlich sensationelleren Entdeckung von neun Leichen in einer Villa vor den Toren Roms stand. Acht der Opfer, die ausnahmslos erschossen worden waren, konnten als Sicherheitsbeamte identifiziert werden. Das neunte Opfer jedoch, ebenfalls ein Angehöriger der italienischen Unterwelt namens Gatto, war gefoltert worden, bevor man ihm die Kehle durchschnitten hatte. Auch Gatto wurden Kontakte zur internationalen Terrorismusszene nachgesagt; er hatte sich jedoch vor kurzem aus

gesundheitlichen Gründen aus diesem Geschäft zurückgezogen. Nach Angaben zuverlässiger, aber nicht näher genannter Quellen hatte Medici Gattos Position als Hauptlieferant für Schwarzmarktwaffen eingenommen. Die Ermordung beider Männer veranlaßte die Behörden zu Mutmaßungen, daß ein Bandenkrieg von offensichtlich internationaler Tragweite ausgebrochen war.

»Besser hätte es gar nicht kommen können«, bemerkte Seth dazu. »Sie verdächtigen die falschen Leute.«

»Aber was ist, wenn Medicis Obduktion ergibt, daß er an den Folgen einer Überdosis Wahrheitsserum gestorben ist?« warf Eiszapfen ein. »Spätestens ab diesem Zeitpunkt wird die Polizei doch auf den Zusammenhang mit Gattos Folterung aufmerksam werden und daraus völlig richtig folgern, daß beide Männer verhört worden waren.«

»Na und? Sie werden trotzdem nicht herausbekommen, daß wir die Täter waren oder was wir von Gatto und Medici wissen wollten.«

Verblüfft nahm Eiszapfen zur Kenntnis, wieviel Farbe Seths Gesicht plötzlich angenommen hatte. Es war fast, als lebte Seth auf, indem er anderen den Tod brachte, und diese Feststellung ließ in Eiszapfen eine gewisse Besorgnis aufsteigen. Während für ihn ein Mord eine geschäftliche Angelegenheit war, schien für Seth das Morden etwas zu sein, das er regelrecht brauchte. Im Gegensatz zu Eiszapfen schien es Seth auch völlig gleichgültig zu sein, wen er zu töten hatte, solange nur das Honorar entsprechend hoch war. Falls Seths Vater wie sein Sohn gewesen war, wunderte es Eiszapfen nun nicht mehr, daß sich sein Vater bis aufs Blut mit diesem Mann verfeindet hatte.

Eiszapfen beobachtete Seth, den er immer mehr zu verabscheuen begann, mit wachsender Aufmerksamkeit. Seine Augen, schoß es Eiszapfen durch den Kopf. Je mehr Seth mordete, desto strahlender wurden sie.

»Was machen Sie denn so ein besorgtes Gesicht?« fragte

Seth.

»Bisher ziehen wir nur eine Spur von Leichen hinter uns her, aber sonst haben wir noch nicht das geringste erreicht.«

»Das stimmt nicht ganz.« Seth ließ die Zeitung sinken. »Wir haben die Anzahl der Möglichkeiten erheblich eingeschränkt. Wir wissen inzwischen mit Sicherheit, daß das Verschwinden des Kardinals nicht auf das Konto der internationalen Terrorismusszene gehen kann.«

»Dieser Überzeugung war ich sowieso nie.«

»Dennoch konnten wir diese Möglichkeit nicht von vorneherein ausschließen. Angesichts Halloways Beteiligung am internationalen Schwarzmarkthandel mit Waffen...«

»Was sagen Sie da?« fiel ihm Eiszapfen ins Wort.

»Haben Sie das nicht gewußt? Halloway verdient sein Geld mit illegalen Waffenlieferungen an Terroristen.«

»Wollen Sie damit sagen, das alles dreht sich um illegale Waffengeschäfte?«

»Ja, und um die jährlichen Schweigegelder, die an den Kardinal gezahlt werden mußten. Aber darüber wußten Sie doch wohl Bescheid?«

»Ich dachte eigentlich, diese Zahlungen bezögen sich auf frühere Leistungen von Seiten des Kardinals.«

»Immerhin zogen einige von uns in Erwägung, den Kardinal umzubringen – sozusagen, um die Schulden ein für allemal zu begleichen.«

»Aber er hat unseren Vätern doch einen Gefallen erwiesen.«

»Ja, aber nur in seinem eigenen Interesse. Im Lauf der letzten vierzig Jahre haben diese Schweigegelder sich zu einem Vermögen in Höhe von acht Millionen Dollar angehäuft.«

»Wenn Sie mich fragen«, erklärte Eiszapfen, »waren die Forderungen angesichts der Greuelthaten, die diese Männer begangen haben, noch relativ niedrig.«

»Beziehen Sie dabei auch Ihren eigenen Vater mit ein?« wollte Seth wissen.

Eiszapfen sprang auf. »Auf keinen Fall! Mein Vater hat sich vom Rest der Gruppe losgesagt!«

»Glauben Sie wirklich? In diesem Fall muß ich leider Ihre Illusionen zerstören. Ihr Vater hat nämlich mindestens ebenso viele Mitglieder von Geheimorganisationen zur Rettung von Juden getötet wie meiner. Die Meinungsverschiedenheiten der beiden bezogen sich keineswegs auf die Judenfrage. Der einzige Grund für ihre Feindschaft war eine Frau - Ihre Mutter! Sie hat Ihrem Vater dem meinen gegenüber den Vorzug gegeben. Ich hätte also Sie sein können. Und Sie würden vielleicht gar nicht existieren.«

Jetzt erst wurde Eiszapfen in vollem Umfang bewußt, wie tief ihr gegenseitiger Haß saß. Er hob begütigend die Hände. »Dieser Streit ist doch lächerlich. Wir haben, weiß Gott, wichtigere Probleme.«

Der Glanz in Seths Augen verblaßte. »Allerdings. Und wir haben noch immer nicht unsere Väter aufgespürt.« Mühsam erlangte er seine Beherrschung wieder. »In diesem Fall...«, er holte tief Luft, »... sind wir also...« Er holte erneut tief Luft. »... bisher zu folgendem Ergebnis gelangt.«

Eiszapfen wartete.

»Wir konnten bisher die Möglichkeit ausschließen, daß es sich bei dieser Nacht-und-Nebel-Organisation, wie Holloway sie nennt, um eine Gruppe von Terroristen handelt, die herausgefunden haben, was der Kardinal wußte, und die ihn entführt haben, um auf diese Weise Holloways Wafenhändlerring übernehmen zu können.«

»Ganz meiner Meinung«, pflichtete ihm Eiszapfen bei. »Diese Theorie ist in keiner Weise haltbar.«

»Aber das Verschwinden des Kardinals steht in Zusammenhang mit dem Verschwinden unserer Väter«, fuhr Seth fort. »Ohne den Kardinal hätte die Nacht-und-Nebel-Organisation unmöglich unsere Väter ausfindig machen können.«

»Auch in diesem Punkt bin ich Ihrer Meinung.«

»Wenn sie also nicht entführt wurden, um für ihre Freilassung Geld fordern zu können, bleibt nur die Möglichkeit, daß hinter dem Tun der Nacht-und-Nebel-Organisation *persönliche* Motive stecken, wie zum Beispiel Rache. Vielleicht handelt es sich bei der Nacht-und-Nebel-Organisation um Israelis. Um jedoch auf den Kardinal aufmerksam zu werden und herauszubekommen, was er wußte, müßten diese Männer sein Abwehrsystem infiltriert haben.«

»Das bezweifle ich.«

»Ich ebenfalls. Trotzdem stellt sich mir angesichts dessen die Frage...«

»Welche Frage?«

»Gehen wir doch noch einmal alle Möglichkeiten durch. Wäre es demnach denkbar, daß es sich bei dieser Nacht-und-Nebel-Organisation um eine Person... oder eine Gruppe... *innerhalb* der Kirche handelt?«

Schwarze Jesuiten

1

Acht Häuserblocks östlich von der Limmat betraten Saul und Erika eine Reparaturwerkstätte, deren Eingang von einem Posten bewacht wurde.

Der große Raum war taghell erleuchtet und makellos sauber. Das einzige Fahrzeug, das sich darin befand, war der Renault der drei Männer, die Saul getötet hatte. Er war von einem CIA-Team an der von Saul angegebenen Stelle unweit des Züricher Hauptbahnhofs abgeholt und hierher gebracht worden. Dann hatte sich über Nacht die Spurensicherungsabteilung seiner angenommen, um ihn sorgfältig zu zerlegen und nach Fingerabdrücken abzusuchen.

»Diese Burschen scheinen sich auf den Dritten Weltkrieg vorbereitet zu haben«, ertönte eine markige Stimme.

Sie gehörte Gallagher. Saul drehte sich zu dem stämmigen Sektionschef um, der mit einem Granatwerfer im Arm auf ihn zukam. Er deutete mit einer Kopfbewegung auf das Waffenarsenal, das fein säuberlich nebeneinander aufgereiht auf dem Boden lag. Plastiksprengstoff, Granaten, Uzis, mehrere AK-47.

»Haben Sie irgendwelche Fingerabdrücke entdeckt?«

»Mehr als genug«, erwiderte Gallagher. »Aber da es sich hier um einen Leihwagen handelt, können wir nicht feststellen, ob sie von Ihren drei Freunden oder von früheren Benutzern des Wagens herrühren.«

»Sie wissen doch, wo wir die Leichen versteckt haben. Sie könnten veranlassen, daß man ihnen die Fingerabdrücke abnimmt.«

»Das ist bereits geschehen. Meine Leute dürften heute abend wieder zurück sein. Außer den Waffen haben wir in dem Wagen nichts Ungewöhnliches entdeckt. Er wurde in

Österreich gemietet. Allerdings dürften die drei Männer kaum das Risiko eingegangen sein, die Waffen über die Grenze zu schaffen. Sie müssen sie sich irgendwo in der Schweiz besorgt haben.«

»Und da sie uns nicht aus den Augen verlieren durften, können sie auch nicht viel Zeit damit vergeudet haben, sich die Waffen zu beschaffen, da wir sonst längst über alle Berge gewesen wären«, nickte Saul. »Sie müssen auf eine reibungslos funktionierende Organisation zurückgegriffen haben.«

»Glauben Sie also noch immer an einen Geheimdienst, von dem wir nichts wissen?« fragte Gallagher. »Zumindest ist diese Möglichkeit nicht auszuschließen, und mit Sicherheit erscheint sie mir wesentlich plausibler als Ihre Vermutung, bei diesen Männern könnte es sich um Geistliche gehandelt haben. Zudem stützt sich diese Ihre Annahme doch lediglich auf die Tatsache, daß alle drei einen Ring trugen.«

»Mit einem Schwert und einem Kreuz.«

»Deswegen müssen sie noch lange keine Geistlichen gewesen sein.« Gallagher legte den Granatwerfer neben ein AK-47. »Religion und Gewalt sind nun einmal nur schwer miteinander zu vereinende Elemente. Daher habe ich die Zentrale in Langley auf diesen religiösen Aspekt bisher noch nicht aufmerksam gemacht. Das werde ich erst tun, wenn ich diesbezüglich Gewißheit habe. Im Augenblick überprüfen unsere Leute die französischen Ausweise, die Sie den drei Männern abgenommen haben. Vermutlich sind sie ebenso wie die Führerscheine gefälscht. Die zuständigen Stellen im französischen Geheimdienst werden uns unverzüglich Bescheid geben, sobald sie Näheres wissen.«

»Aber die Kreditkarten werden uns auf jeden Fall weiterbringen«, warf Saul ein.

»Zweifellos«, pflichtete Gallagher ihm bei. »Ich bin mir sicher, daß hierfür exakte Bankunterlagen existieren und bin jetzt schon gespannt, wer die jeweils anfallenden Abbuchungen

bezahlt hat.«

Ein Telefon klingelte. Saul warf Erika einen kurzen Blick zu, als Gallagher sich von ihnen entfernte, um den Anruf entgegenzunehmen. Sie konnten nicht hören, was Gallagher sagte. Außerdem sprach er kaum, sondern hörte hauptsächlich zu. Als er jedoch zu ihnen zurückkehrte, leuchteten seine Augen vor Aufregung.

»Die Männer, auf die die Ausweise ausgestellt sind, sind schon seit Jahren tot. Die Kreditkarten sind jedoch erst drei Monate alt, und die jeweils anfallenden Kosten wurden unverzüglich beglichen.«

»Von wem?«

»Jeder der drei Männer hatte eine andere Kreditkarte. Ihre Abbuchungen wurden über drei verschiedene Banken abgewickelt. Den Banken liegen Fotokopien der einzelnen Schecks vor, die jedoch nicht die Unterschriften der drei Toten trugen. Diese Schecks wurden ohne Ausnahme von einem Buchhalter unterzeichnet. Finden Sie es nun nicht etwas eigenartig, daß drei Männer mit drei völlig verschiedenen Wohnsitzen ein- und denselben Buchhalter haben? Aber das ist noch keineswegs alles. Dieser Buchhalter existiert nämlich ebenfalls nicht. Aber an seinen Schecks ist nichts auszusetzen. Er selbst liegt allerdings auf einem Friedhof in Marseille. Anstatt einer Geschäftsadresse hat er nur eine Postfachnummer angegeben. Und worauf sind wir wohl gestoßen, als wir dieser Briefkastenfirma nachgegangen sind? Sie hatten tatsächlich recht, Romulus. Tut mir leid, daß ich diesbezüglich bisher eher skeptisch war.«

»Schießen Sie schon los.«

»Die Spur hat tatsächlich zur katholischen Kirche geführt. Die Rechnungen wurden vom vatikanischen Büro eines Kardinals namens Krunoslav Pavelic bezahlt. Und jetzt kommt erst noch der Knalleffekt. Dieser Kardinal ist vor mehreren Monaten spurlos verschwunden. Doch was soll ein vermißter

Kardinal mit drei Killern zu tun haben und mit dem Verschwinden...?«

»... meines Vaters«, sprach Erika den Satz für Gallagher zu Ende. »Der zudem Jude war und nicht Katholik.«

»Wer ist außerdem für die Kosten aufgekommen, nachdem der Kardinal verschwunden war?« wollte Saul wissen.

»Der Assistent des Kardinals«, antwortete Gallagher. »Pater Jean Dusseault.«

2

Drew und Arlene saßen über einen der Tische im Lesesaal der Vallicelliana-Bibliothek in Rom gebeugt und studierten die Bücher, die ihnen ein Bibliotheksangestellter ausgehändigt hatte. Bei den sechs in italienischer Sprache abgefaßten Bänden handelte es sich um eine Art *Who's Who* für Kirchenkreise, der die biographischen Daten aller bedeutenden Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens enthielt. Nachdem sie auf die gewünschten Daten gestoßen waren, warfen sie sich gegenseitig einen frustrierten Blick zu, um dann die Bücher wieder zurückzugeben und in die lärmgefüllte Helle des römischen Tages hinauszutreten.

»Einen Versuch war die Sache zumindest wert«, erklärte Saul achselzuckend.

Doch zu seiner Überraschung erwiderte Arlene: »Ich finde, wir haben eine Menge in Erfahrung gebracht.«

»Findest du? Die biographischen Daten in diesem Nachschlagewerk trafen doch nur so von Schönfärberei.«

»Der Kardinal versteht es allerdings, sich ins beste Licht zu rücken«, stimmte ihm Arlene zu. »Bekanntlich basieren die biographischen Daten in den meisten dieser Nachschlagewerke einzig und allein auf den Angaben, welche die darin Aufgenommenen den Herausgebern gemacht haben. Der

Kardinal scheint jedenfalls eine sehr hohe Meinung von sich gehabt zu haben – ein Heiliger bereits zu seinen Lebzeiten. Doch mit Ausnahme einer stattlichen Liste kirchlicher Ehrungen, die in seiner Biographie aufgeführt sind, ist darin kaum etwas über sein sonstiges Leben zu finden. Entweder hält er seinen Lebenslauf demnach für eher uninteressant, was mir angesichts der bereitwilligen Aufzählung seiner Ämter und Ehren eher unwahrscheinlich erscheint, oder...«

»... er hat etwas zu verbergen?«

»Laß mich mal kurz rekapitulieren, was wir über ihn wissen«, meinte Arlene. »Er wurde 1914 in Jugoslawien geboren. Da er sich schon früh berufen fühlte, dem Herrn zu dienen, entschied er sich mit achtzehn für den Priesterberuf. Er hat darauf in Rom Theologie studiert. Eine Weile fungierte er als Mittelsmann der Kirche zum Roten Kreuz. Er machte rasch Karriere und wurde mit fünfunddreißig zu einem der jüngsten Mitglieder der Kurie. Da er mit der Verwaltung der Kirchenfinanzen betraut wurde, zählt er zu den mächtigsten und einflußreichsten Männern des Vatikans.«

»Eine gewisse Begabung dürfte ihm demnach nicht abzusprechen gewesen sein«, bemerkte Drew. »Die Frage ist nur, wofür? Seine Biographie enthält keinerlei Hinweise auf die Gründe seines raschen Aufstiegs. Wenn du also recht haben solltest und Pavelic tatsächlich etwas zu verbergen hat, dann werden wir dies mit Sicherheit nicht in seiner offiziellen Biographie finden. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürften solche Daten nicht einmal in den Archiven des Vatikans aufzuspüren sein. Mit Sicherheit verfügt ein Kurienkardinal über Mittel und Wege, seine Vergangenheit auch vom leisesten Makel reinwaschen zu lassen.«

»Wie kommen wir demnach an eine inoffizielle Version von Pavelics Lebenslauf heran?« fragte Arlene.

»Es ist langsam an der Zeit, daß wir uns einmal ausführlich mit seinen engsten Mitarbeitern unterhalten«, schlug Drew vor.

»In den Zeitungsmeldungen, die auf das Verschwinden des Kardinals Bezug nahmen, war doch von Pavelics Privatsekretär die Rede. Soweit ich mich entsinne, handelt es sich dabei um einen gewissen Pater Jean Dusseault.«

»Ein Franzose.«

»Den Kreis der in Frage kommenden Gesprächsthemen können wir dabei gleich wesentlich einschränken. Mich interessiert eigentlich nur...«

»... was der Kardinal im Zweiten Weltkrieg gemacht hat«, fiel Arlene ein. »Und weshalb sich die Söhne zweier aufs Blut verfeindeter Nazikiller aufgemacht haben, unseren vermißten Kardinal zu suchen. Wir müssen also noch einmal in den Vatikan zurück.«

3

Pater Jean Dusseaults Wohnung lag in einem der zahlreichen Renaissancepaläste des Vatikans. Die einfachste Möglichkeit, sich mit ihm zu treffen, wäre selbstverständlich gewesen, ihn anzurufen und einen Termin in seinem Büro zu vereinbaren. Bei diesem Gespräch wäre jedoch kaum etwas Brauchbares herausgekommen. Nur zu gut konnte Saul sich die lakonischen Antworten auf seine Fragen vorstellen. »Wissen Sie irgend etwas über einen Zusammenhang zwischen Kardinal Pavelic und einer Reihe von Schecks, für die Ihr Büro geradegestanden ist und die von Berufskillern ausgestellt wurden, bei denen es sich möglicherweise um Geistliche handelt? Haben Sie je von einer unbekannten Geheimdienstorganisation innerhalb der katholischen Kirche gehört? Allein diese Vorstellung halten Sie für absurd? Natürlich. Entschuldigen Sie, daß ich Sie behelligt habe.« Nein, dachte Saul, als er, in einem Hauseingang versteckt, gegenüber von dem Gebäude wartete, in dem Pater Dusseaults Wohnung lag. Ein Gespräch im Büro

des Paters würde ihn nicht weiterbringen. Er mußte in seiner Privatwohnung an ihn herankommen und ihn möglicherweise mit Gewalt zum Reden bringen.

Saul hatte Gallagher zugestimmt, daß es am besten wäre, wenn Saul und Erika weiterhin allein vorgingen, auch wenn der CIA sich mittlerweile wieder bereiterklärt hatte, sie bei ihren Nachforschungen zu unterstützen. Falls sie wirklich gefaßt wurden, konnte ihnen schlimmstenfalls zum Vorwurf gemacht werden, daß sie einen katholischen Geistlichen etwas zu nachdrücklich befragt hatten, ob er etwas über das Verschwinden ihres Vaters beziehungsweise Schwiegervaters wüßte. Jedenfalls hätte sich allein aufgrund dessen noch kein Zusammenhang mit geheimdienstlichen Ermittlungen herstellen lassen.

Außerdem handelte es sich dabei nach Sauls Meinung wirklich um eine Privatangelegenheit. Ihn interessierte nur Erikas Vater. Gallagher hatte ihm ein paar wichtige Informationen zukommen lassen, die sich auf die Männer bezogen, die ihm nachgestellt hatten. Als Gegenleistung dafür hatte Saul Gallagher auf das mögliche Bestehen eines bisher völlig unbekannten Geheimdiensts aufmerksam gemacht.

Hinter den Fenstern mehrerer Wohnungen gingen die Lichter an. Es wurde rasch dunkler. Nach neunzehn Uhr war der Vatikan für Touristen gesperrt. Saul und Erika hatten sich deshalb im Keller eines Bürogebäudes versteckt, um es erst nach Sonnenuntergang heimlich zu verlassen. Saul spähte die schmale Straße hinunter, wo Erika ebenfalls in einem Hauseingang wartete. Sie hatten sich zu beiden Seiten des Eingangs zu dem Gebäude, in dem der Pater wohnte, postiert. Sobald in Dusseaults Wohnung die Lichter ausgingen, würden sie ihm einen Besuch abstatten. Falls er das Haus verlassen sollte, würden sie ihm folgen.

Tatsächlich kam *er* nach einer Weile aus dem Haus. Saul kannte den kräftig gebauten jungen Franzosen mit dem dichten,

dunklen Haar und dem leicht fliehenden Kinn von einem nachmittäglichen Besuch in Pater Dusseaults Büro, bei dem er sich als Journalist ausgegeben hatte, der sich dafür interessierte, ob die Nachforschungen bezüglich des Verschwindens von Kardinal Pavelic inzwischen zu irgendwelchen Ergebnissen geführt hatten. Der Pater war ihm dabei kurz angebunden, herablassend und arrogant begegnet. Entsprechend wurde Saul nun nicht von Gewissensbissen geplagt, wenn er dem geistlichen Herrn etwas unsanft auf den Zahn würde fühlen müssen.

Der Pater blieb kurz unter einer Straßenlaterne am Eingang des Palasts stehen und entfernte sich dann in Erikas Richtung. Sein schwarzer Anzug verschmolz mit dem Dunkel der Nacht, aber sein weißer Kragen blieb deutlich sichtbar.

Saul verließ sein Versteck und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Kreuzung am Ende der Straße, um zu sehen, welche Richtung Pater Dusseault einschlug.

Der Pater ging geradeaus weiter, zwischen der Sixtinischen Kapelle und dem Petersdom hindurch und vorbei an der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften. Schließlich betrat er die vatikanischen Gärten, deren nächtliches Dunkel nur von vereinzelt Lampen erhellt wurde. Zweimal mußte Saul stehen bleiben und in Deckung gehen; einmal kreuzten zwei Geistliche seinen Weg, einmal begegnete ihm ein Wachmann der Schweizer Garde. Doch sobald er die Gärten betreten hatte, deren Bäume und Sträucher ihm hinreichend Deckung boten, war ihm gleich wesentlich wohler. Allerdings weckten zwei Dinge, die der Pater tat, seine Besorgnis. Zum einen nahm er seinen weißen Kragen ab und steckte ihn in seine Jackentasche; zum anderen fuhr er mit der rechten Hand über seinen linken Mittelfinger, als streifte er sich einen Ring über.

Trug etwa auch dieser Ring das Zeichen des Kreuzes und des Schwerts?

Steckte Pater Dusseault mit den drei Männern, die Saul

umzubringen versucht hatten, unter einer Decke? Waren ihre Rechnungen deshalb vom Büro des Kardinals beglichen worden?

Der Pater bewegte sich plötzlich mit unverkennbarer Wachsamkeit. Aus einem Geistlichen beim Abendspaziergang wurde mit einem Mal ein Agent, der, auf der Hut vor unbekannten Gefahren, durch einen nächtlichen Park schlich. Er umkreiste den Lichtschein einer Parkbeleuchtung. Ohne den weißen Kragen stellte der schwarze Anzug des Paters im nächtlichen Dunkel eine ideale Tarnung dar.

Und plötzlich war er verschwunden.

Doch Saul wußte, daß irgendwo vor ihm, im Gebüsch verborgen, Erika auf der Lauer lag. Vielleicht hatte sie gesehen, wo der Pater so plötzlich untergetaucht war. Oder sollte Dusseault damit gerechnet haben, daß er beschattet wurde?

Dessen war Saul sich sogar sicher. Vermutlich war Erika bereits derselbe Gedanke gekommen. Bestimmt war sie mit ganz besonderer Vorsicht vorgegangen. Lautlos schlich Saul an Springbrunnen, Hecken und Statuen vorbei weiter. Marmorne Engel hatten ihn schon immer an den Tod erinnert. Der Duft der blühenden Sträucher, intensiv wie in einer Aussegnungshalle, schnürte ihm die Kehle zusammen. Er ließ sich zu Boden sinken und kroch zwischen zwei Büschen hindurch. Als sein Blick auf eine größere freie Fläche fiel, in deren Mitte ein Brunnen in Form einer spanischen Galeone aufragte, hielt er inne.

Erst dachte er, bei dem Geistlichen, der gegen den Brunnen gelehnt stand, handelte es sich um Pater Dusseault. Doch dann bemerkte er im schwachen Schein der aufgehenden Mondsichel, daß dieser Geistliche einen weißen Kragen trug. Außerdem war er größer als Pater Dusseault. Sein ausgeprägtes Profil mit dem energischen Kinn jagte Saul einen kalten Schauer den Rücken hinunter. In der unheimlichen Umgebung dieses Parks, der ihn an einen Friedhof erinnerte,

hatte Saul den Eindruck, als hätte er ein Gespenst vor sich. Einen Augenblick lang hätte er schwören können, seinen toten Blutsbruder Chris vor sich zu haben.

Gelähmt vor Entsetzen starrte Saul auf die Erscheinung. War Chris gar nicht ums Leben gekommen? Saul hatte Chris Leiche nie mit eigenen Augen gesehen; er hatte nur gehört, daß Chris bei einem Kampf mit einem anderen Agenten getötet worden war. Doch trotz all der plötzlich in ihm aufkeimenden Wünsche und Sehnsüchte war Saul klar, daß seine Hoffnung gegen jede Vernunft war. Dieser Geistliche war nicht Chris, wie sehr er ihm auch gleichen mochte.

Im selben Augenblick lenkte eine kaum wahrnehmbare Bewegung im Dunkel hinter dem Brunnen Sauls Aufmerksamkeit auf sich. Rührte sie von Erika her, die zu einer Stelle schlich, von der sie den zweiten Geistlichen besser sehen konnte?

Nein, überlegte Saul. Erika hätte sich von ihrer Neugier nie dazu verleiten lassen, ihre Entdeckung zu riskieren.

Aus dem Dunkel hinter dem Brunnen löste sich ein Schatten. Ein Mann erschien. Er trug einen schwarzen Anzug ohne weißen Kragen, und am Mittelfinger seiner linken Hand stak ein Ring.

Pater Dusseault.

Offensichtlich war dem anderen Geistlichen nicht entgangen, daß Pater Dusseault sich ihm genähert hatte. Gelassen drehte er sich zu ihm herum und hob wie zum Gruß seine Hände. Jedenfalls erschien es Saul im ersten Moment so. Doch gleichzeitig erinnerte ihn die Geste an die Aufforderung eines Agenten, man solle ihn durchsuchen, um sich zu überzeugen, daß er unbewaffnet war.

Um in der Dunkelheit besser sehen zu können, hatte Drew es peinlichst vermieden, in den Mond oder in den Lichtschein einer der wenigen Lampen im Park zu schauen. Statt dessen hatte er sich auf die dunkelste Stelle im Gebüsch konzentriert. Eigentlich hätte Pater Dusseault längst auftauchen müssen, aber er ging davon aus, daß der Geistliche sich erst vergewissern würde, ob es sich bei diesem Treffen nicht um eine Falle handelte. Endlich hörte er hinter sich das leise Geräusch einer Bewegung. Und als er sich dann mit übertriebener Gelassenheit herumdrehte und zum Ausdruck seiner friedlichen Absichten beide Hände hob, nahm er erleichtert zur Kenntnis, daß der Pater sich ihm aus der dunkelsten Ecke des Parks näherte. Drew konnte sich den Vorteil, daß seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, voll zunutze machen.

Selbstverständlich war nicht auszuschließen, daß der Geistliche gar nicht Pater Dusseault war. Drew hatte den Pater nie gesehen. Er hatte ihn lediglich an diesem Nachmittag in seinem Büro angerufen und um einen Termin gebeten.

»Worüber möchten Sie mit mir sprechen?« hatte eine samtene Stimme mit einem leichten französischen Akzent gefragt.

»Über Kardinal Pavelic«, hatte Drew geantwortet.

»Könnten Sie sich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken? Falls es sich dabei um das Verschwinden des Kardinals handeln sollte, kann ich Ihnen nur wiederholen, was ich bereits einem Reporter gesagt habe, der mich erst heute in dieser Angelegenheit aufsuchte. Wir wissen absolut nichts über diese Sache und können Sie deshalb nur an die Polizei verweisen.«

»Ich bin kein Reporter«, hatte Drew darauf erklärt. »Außerdem finde ich es keine gute Idee, mich an die Polizei zu verweisen, da dies für Sie unangenehme Folgen haben könnte.«

»Sie müssen entschuldigen, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon...«

»Sie wollten doch, daß ich mich deutlicher ausdrücke«, hatte Drew ihn unterbrochen. »Wie war's zum Beispiel damit? Zwei Berufskiller sind auf der Suche nach dem Kardinal. Es handelt sich bei den beiden um die Söhne von zwei SS-Männern, die Hitler direkt unterstellt waren. Weckt das vielleicht Ihr Interesse?«

Darauf war für einen Moment Schweigen eingetreten. »Das ist doch vollkommen lächerlich«, hatte der Pater schließlich hervorgestoßen. »Wie kommen Sie darauf. ..?«

»Das kann ich Ihnen leider telefonisch nicht sagen. Deshalb hatte ich Sie doch um einen Termin gebeten. Unter vier Augen und so bald wie möglich. Noch heute nacht.«

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Das kann ich Ihnen leider auch nicht sagen«, hatte Drew erwidert.

»Sie erwarten doch nicht im Ernst, ich würde mit einem anonymen Anrufer ein Treffen unter vier Augen vereinbaren, um mich mit ihm über irgendwelche Mordgeschichten zu unterhalten?«

Pater Dusseaults Aufbrausen hatte eher berechnend als spontan geklungen, deshalb hatte Drew beschlossen, ihn auf die Probe zu stellen. »Falls Sie irgendwelche Referenzen brauchen, kann ich Sie an eine gewisse Bruderschaft verweisen.«

Darauf war erneut Schweigen eingetreten.

Dadurch ermutigt, war Drew noch weiter gegangen und hatte den Anfang des Erkennungscode der Bruderschaft genannt: »*Dominus vobiscum.*«

»Was soll das nun wieder?«

»Aber Sie werden doch wohl den lateinischen Meßtext kennen, Pater.«

»Selbstverständlich. Das heißt: Der Herr sei mit euch.«

»Und wissen Sie auch die Antwort darauf?«

»*Et cum spiritu tuo.*«

»Ganz richtig. ›Und mit deinem Geiste.‹ *Deo gratias.*« Drew hatte mit angehaltenem Atem auf den letzten Abschnitt des Erkennungscode der Bruderschaft gewartet.

»Dank sei dem Herrn«. Amen.«

Drew hatte erleichtert ausgeatmet. Der Erkennungscode war vollständig. »In den vatikanischen Gärten gibt es einen Brunnen in Form einer spanischen Galeone.«

Auch der Hinweis auf den Brunnen diente dem Zweck, den Pater auf die Probe zu stellen. Als Drew und Arlene sich vor wenigen Tagen mit Pater Sebastian verabredet hatten, war als Treffpunkt der Brunnen vereinbart worden. Und dies war auch die Stelle, an der Pater Viktor, das Bruderschaftsmitglied, das Arlene nach Ägypten geschickt hatte, um Drew zu finden, erschossen worden war.

Jeder Bewohner des Vatikans hätte den von Drew vorgeschlagenen Treffpunkt sofort mit dem erst kürzlich dort geschehenen Mord in Verbindung gebracht. Entsprechend hätte jeder unbeteiligte Angehörige der vatikanischen Bürokratie Drew sofort auf die etwas makabre Wahl seines Treffpunkts aufmerksam gemacht. Doch Pater Dusseault hatte nach einer kurzen Pause lediglich erklärt: »Erwarten Sie mich dort um ein Uhr nachts.«

5

Fünfzehn Minuten nach dem vereinbarten Zeitpunkt trat Pater Dusseault endlich aus dem Dunkel hinter dem Brunnen. Er schien nicht im geringsten überrascht, daß Drew als Priester gekleidet war. Schließlich hätte jeder Bewohner des Vatikans von einem Mann, der sich mit dem Kennwort der Bruderschaft zu erkennen gab, ganz selbstverständlich erwartet, daß er das

Gewand eines Geistlichen trug.

Drew entging jedoch nicht, daß Pater Dusseault seinen weißen Kragen abgenommen hatte, um besser im Dunkel untertauchen zu können. Dieser Umstand bestärkte Drew noch zusätzlich in seinem Verdacht, daß die Ausbildung des Paters keineswegs nur geistlicher Natur gewesen war.

Allem Anschein nach war der Pater jedoch nicht auf Arlene aufmerksam geworden, die in Nonnentracht in den Vatikan gegangen war. Sie hatte sich vor dem vereinbarten Zeitpunkt in den vatikanischen Gärten eingefunden. Nachdem auch sie die weißen Teile ihrer Nonnentracht abgenommen hatte, hatte sie sich im Schutz der Büsche, zu denen Drew vor Pater Dusseaults Erscheinen hinübergeschaut hatte, flach auf den Boden gelegt.

Im Mondschein faßte Drew den Ring am linken Mittelfinger Pater Dusseaults scharf ins Auge. Es war ein Rubinring mit dem Zeichen des Kreuzes und des Schwertes. Ganz offensichtlich trug der Pater den Ring, um seine Zugehörigkeit zur Bruderschaft unter Beweis zu stellen. Ebenso offensichtlich weckte das Fehlen eines solchen Ringes an Drews linkem Mittelfinger seinen Argwohn.

Und tatsächlich deutete Pater Dusseault sofort auf Drews unberingten Finger. »Ich dachte, Sie wären einer von uns.«

Drew erkannte die sonore Stimme, mit der er am Telefon gesprochen hatte, wieder. »Nein.«

»Woher kennen Sie dann unser Kennwort?«

»Ein Mitglied der Bruderschaft hat es mir verraten – er hat versucht, mich für Ihren Orden anzuwerben.«

»Demnach müssen Sie über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügen«, entgegnete der Pater. »Sonst wäre er bestimmt nicht an Sie herangetreten.«

Drew gab keine Antwort.

»Weshalb haben Sie sich geweigert, sich uns anzuschließen?«

»Die Bruderschaft ist mir zutiefst verhaßt«, erwiderte Drew.

»Aber, aber«, lächelte Pater Dusseault. »Haß ist ein höchst verwerfliches Gefühl. Sie sollten beichten und Buße tun. Aber deshalb sind wir schließlich hier.« Er hob seine Hand und segnete Drew. »Der Herr vergibt Ihnen. Doch nun sagen Sie schon, weshalb Sie sich so brennend für das Verschwinden des Kardinals interessieren.«

Drew schüttelte den Kopf.

»Für wen arbeiten Sie?«

Drew schüttelte erneut den Kopf. »Ich würde mich mit Ihnen lieber über die beiden Agenten unterhalten, die auf der Suche nach dem Kardinal sind.«

»Ach ja, die beiden, deren Väter Ihrer Ansicht nach für Hitler arbeiteten. Wenn Sie meinen, können wir uns auch gern über diese beiden Herren unterhalten. Wie haben Sie von ihnen erfahren?«

»Sagen wir mal, unsere Wege haben sich gekreuzt. Ihre Decknamen sind Eiszapfen und Seth.«

Pater Dusseault verzog zwar keine Miene, aber seine Augen verrieten ihn doch.

»Haben Sie schon von ihnen gehört?« wollte Drew wissen.

»Nein«, log der Pater. »An diese seltsamen Namen hätte ich mich bestimmt erinnert, wenn ich sie je gehört hätte.«

»Wie gesagt, die beiden sind die Söhne zweier Nazikiller«, fuhr Drew fort. »Das hat mich etwas stutzig gemacht. Weshalb wollen diese beiden den Kardinal finden? Oder vielleicht sollte man die Frage anders herum stellen. Was könnte der Kardinal mit den beiden zu tun haben? Ich habe mich daher etwas näher mit der Vergangenheit des Kardinals befaßt. Wie hat er es angestellt, innerhalb der Kirche so rasch aufzusteigen?«

»Das ist keineswegs ein Geheimnis«, entgegnete Pater Dusseault. »Der Kardinal war ein nimmermüder Kämpfer für den christlichen Glauben, und entsprechend wurde sein enormer Eifer mehrfach belohnt.«

»Die Leistungen, für die ich mich vor allem interessiert habe, hat er 1945 vollbracht, kurz vor seinem ersten Karrieresprung. Welcher Natur waren die Beziehungen des Kardinals zu den Nazis?«

6

Saul lag auf dem taunassen Boden unter den Sträuchern und spähte angestrengt zu den beiden Männern hinüber. Die Geistlichen sprachen zu leise, als daß Saul ihre Worte hätte verstehen können. Und dann trat Pater Dusseault plötzlich vor, sein rechter Arm schnellte nach vorn, und unvermutet blitzte das Mondlicht in...

7

... der Klinge eines Messers auf, das der Pater offensichtlich in einer mit einer Sprungfeder versehenen Scheide in seinem Jackenärmel verborgen hatte. Drew wich zurück und spürte gleichzeitig einen brennenden Schmerz über seine Brust zucken. Ein heftiger Adrenalinstoß durchfuhr seinen ganzen Körper. Er wich einem weiteren Messerstoß aus und versuchte sich gleichzeitig so zu postieren, daß er den Mond im Rücken hatte und Pater Dusseault durch ihn geblendet wurde.

Doch Pater Dusseault durchschaute seine Absicht und begann Drew zu umkreisen, um seinerseits den Mond im Rücken zu haben.

Als das Messer wieder auf Drew zuschoß, fing er den Stoß mit dem Unterarm ab und hieb dem Pater zugleich mit der Handkante gegen den Brustkorb. Der Pater konnte dem Schlag jedoch noch rechtzeitig ausweichen, um seine Wucht zu mildern. In derselben Bewegung warf er sein rechtes Bein hoch

und trat gegen Drews Kinn.

Drew riß den Kopf zurück, um dem Tritt auszuweichen, und bekam den Fuß zu fassen, der ganz knapp an ihm vorbeisauste. Der Pater versuchte sich mit einer Drehung seinem Zugriff zu entziehen und stach erneut auf Drew ein.

Doch Drew schlug seine Hand mit dem Messer beiseite und traf den Pater mit der Handkante voll an der Nase. Der Schlag war zwar nicht tödlich, aber mit solchen Schmerzen verbunden, daß der Pater für die nächsten Augenblicke keiner Gegenwehr mehr fähig war. Diese Gelegenheit nutzte Drew zu einer raschen Schlagfolge – in den Bauch, unter das Kinn, auf das Nasenbein.

Pater Dusseault ging zu Boden.

8

Wie gebannt folgte Saul dem Schauspiel. Die Reaktions-schnelligkeit des zweiten Geistlichen war enorm; sie erinnerte ihn an Chris. Und der Geistliche hatte mit der Handkante zugeschlagen, wie auch er und Chris das gelernt hatten. Die Schnelligkeit, die Präzision, die Schlagtechniken, sein ganzer Kampf Stil – all das erinnerte Saul an Chris.

Wünschte Saul sich so sehr, Chris wäre noch am Leben, daß er sich nun einbildete, er wäre dieser Geistliche?

Nein, rief Saul sich zur Räson. Dieser Geistliche war nicht Chris. Aber die Ähnlichkeit war dennoch verblüffend.

Abrupt wurde Saul aus seinen Gedanken gerissen. Zwischen den Büschen zu seiner Rechten trat eine schemenhafte Gestalt hervor, die er im ersten Augenblick für Erika hielt.

Doch ebenso schnell wurde ihm bewußt, daß die Frau *nicht* Erika war. Sie trug Nonnentracht, von der sie alle weißen Teile entfernt hatte, so daß sie im Dunkel nicht zu sehen gewesen war. Sie stürzte auf den siegreichen Geistlichen zu, der sich zu

ihr herumdrehte. Die beiden redeten hastig aufeinander ein und kauerten neben Pater Dusseault zu Boden.

In diesem Moment traf Saul eine höchst riskante Entscheidung, die seiner jahrelangen Berufserfahrung vollkommen zuwiderlief und gegen die sich alle seine Instinkte heftigst wehrten, ohne daß sie ihn von seinem Entschluß hätten abbringen können. Er erhob sich aus seinem dunklen Versteck - falls seine Intuition ihn getrogen haben sollte, konnte er sich immer noch in tieferes Dunkel zurückziehen – und trat auf die freie Fläche hinaus.

9

Erschreckt wirbelten der Geistliche und die Nonne zu ihm herum.

»Ein so großes Risiko bin ich noch nie eingegangen«, sprach Saul die beiden an und hob seine Hände. »Ich bin nicht allein. Also bleiben Sie, wo Sie sind. Ich vertraue Ihnen. Bitte greifen Sie mich nicht an.«

Der Geistliche schien zwischen widersprüchlichen Impulsen hin und her gerissen. Sollte er fliehen oder angreifen? Die Nonne zog eine Pistole aus dem Ärmel ihres Gewands.

Saul hob seine Hände noch höher und trat näher auf die beiden zu. »Sie haben nicht gemerkt, daß ich Sie die ganze Zeit beobachtet habe. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich Sie ohne weiteres töten können. Möglicherweise haben wir gemeinsame Interessen.«

»Gemeinsame Interessen?« fragte der Geistliche erstaunt.

Saul fuhr ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Die Stimme war eindeutig die von Chris. Doch das konnte nicht sein. Und doch war sie es.

Oder wurde er verrückt?

»Was Sie eben getan haben, wollten auch wir tun«, fuhr Saul

fort.

»Und das wäre?« Die Nonne hielt die Pistole weiter auf Saul gerichtet.

»Wir wollten Pater Dusseault in unsere Gewalt bringen und aus ihm herausbekommen, was er über...«

Der Geistliche legte den Kopf zur Seite. »Was er über wen weiß?«

Saul zögerte einen Moment. Ihm war nicht klar, wieviel er tatsächlich preisgeben sollte. Doch dann beschloß er, aufs Ganze zu gehen. »Was er über den vermißten Vater meiner Frau weiß und weshalb drei Männer – vermutlich waren sie Geistliche – meine Frau und mich zu töten versucht haben.«

»Sie sagen, Sie hätten diese Männer für Geistliche gehalten?«

»Ja, sie trugen denselben Ring wie der Mann, der Sie eben angegriffen hat – einen Rubinring mit dem Zeichen des Kreuzes und des Schwertes.«

10

Drew konnte seine Überraschung nicht verbergen. »Sie wissen von der Bruderschaft?«

Der Fremde war Ende dreißig, groß und kräftig gebaut, er hatte dunkles Haar, ein markantes Gesicht und einen dunklen Teint.

Für einen Moment bildete Drew sich ein, den Mann schon einmal gesehen zu haben, wenn er sich auch nicht mehr erinnern konnte, bei welcher Gelegenheit dies gewesen sein sollte. Statt sich darüber jedoch den Kopf zu zerbrechen, wartete er einfach ab, was er noch alles erzählen würde.

»Die Bruderschaft?« Der Mann runzelte die Stirn. »So nennen sie sich also? Nein, leider weiß ich nichts über diese Organisation, obwohl ich gern mehr über sie erfahren würde.«

Er trat näher. »Ich weiß nur, daß unter dem Stein eine Kapsel mit Gift verborgen ist.«

»Ja, der Stein«, nickte Drew. »Die Bruderschaft vom Stein. Ihre Mitglieder sind verpflichtet, diese Kapsel zu schlucken, wenn sie in Gefangenschaft geraten und gezwungen werden sollen, das Geheimnis ihres Ordens preiszugeben.«

»Ihres *Ordens*?« stieß der Fremde aufgeregt hervor. »Hatte ich also doch recht? Sind alle Mitglieder dieser Organisation Geistliche?«

Drew nickte. Nachdem der Fremde ihn an das Gift erinnert hatte, kniete er neben Pater Dusseault nieder und zog ihm den Ring vom Finger.

»Sie haben ihn doch hoffentlich nicht getötet«, sagte der Fremde.

»Das will ich nicht hoffen. Ich möchte allerdings nicht in seiner Haut stecken, wenn er wieder zu sich kommt.«

»Hauptsache, er kommt wieder zu sich. Ich möchte ihm nämlich ein paar Fragen stellen. Aber da auch Sie über die Bruderschaft Bescheid zu wissen scheinen, kann ich mir diese Mühe vielleicht sparen und mich gleich an Sie wenden. Sie tragen jedenfalls keinen von diesen Ringen. Demnach gehören Sie der Bruderschaft vermutlich auch nicht an. Wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie auch kein Geistlicher – ebenso wenig, wie Ihre Begleiterin eine Nonne ist.«

»Ich muß Sie schon mal irgendwo gesehen haben«, entgegnete Drew darauf.

11

Plötzlich durchzuckte es Saul wie ein Blitz.

»Ja, gestern in der Schweiz«, erklärte der Geistliche. »Auf dem Albis Paß.«

»Dort bin ich auf dem Weg nach Zürich tatsächlich vor-

beigekommen.«

»In einem Renault.«

»Wie, zum Teufel... ?«

»Und eine Frau ist Ihnen in einem zweiten Wagen gefolgt«, fuhr der Geistliche fort. »In einem Golf.«

»Das war meine Frau. Aber wie sind Sie...?«

»Sie wirkte so angespannt und müde und zugleich auch so konzentriert und entschlossen, den Wagen vor sich nicht aus den Augen zu verlieren. Ich weiß nicht, warum – aber als ich Sie gestern auf der Paßhöhe an mir vorbeifahren sah, kamen Sie mir plötzlich sehr vertraut vor.«

Saul lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Am liebsten hätte er dem Geistlichen auf der Stelle erzählt, wie stark er sich durch ihn an Chris erinnert fühlte.

Doch seine Aufmerksamkeit wurde wieder auf Pater Dusseault gelenkt.

»Wir müssen den Pater hier wegschaffen«, sagte der Geistliche.

»Bevor ein Wachposten vorbeikommt«, nickte Saul und spähte angestrengt in das Dunkel. »Meine Frau wird sich bestimmt wundern, was wir hier die ganze Zeit reden. Ich werde ihr Bescheid sagen, daß sie ihr Versteck verlassen kann.« Er wandte sich einer Gruppe von Sträuchern zu und winkte. »Sie haben sich noch nicht vorgestellt. Oder sollten Sie mir noch immer nicht trauen?«

Der Mann und die Frau sahen einander unschlüssig an.

»Drew.«

»Arlene.«

»Saul. Meine Frau heißt Erika. Sie werden sie bestimmt mögen.« Er winkte Erika erneut zu, sie solle aus ihrem Versteck kommen.

Nachdem er eine Weile gewartet hatte, winkte er ein drittes Mal.

Und dann wurde ihm schlagartig bewußt, daß Erika nicht aus

ihrem Versteck hervorkommen würde. Irgend etwas war schief gelaufen, und sein ganzes Lebensglück stand auf dem Spiel.

12

Saul stürzte an den Rand des dunklen Parks und starrte hinüber zu der gewaltigen Kuppel des Petersdoms, die von den nächtlichen Lichtern der Ewigen Stadt wie von einem Heiligenschein umgeben war. Während er die eine Hälfte des Parks durchsuchte, nahm sich der Mann, der sich Drew nannte, die andere vor. Und als er plötzlich vor einem nahegelegenen Palast einen Wachposten erblickte, wußte er, daß er sich nun nicht mehr weiter vorwagen durfte. Wenn Erika nicht mehr im Park war, dann bestand keine Hoffnung, daß er sie in dem Labyrinth der vatikanischen Paläste finden würde. Was mochte ihr nur zugestoßen sein? Während er in Gedanken die verschiedenen Möglichkeiten durchging, gelangte er zu der Überzeugung, daß eigentlich nur zwei in Frage kamen. Entweder hatte sie aus irgendeinem Grund die Flucht ergreifen müssen, oder sie war gefangengenommen worden. Doch durch wen sollte sie in die Flucht geschlagen worden sein? Oder von wem sollte sie festgenommen worden sein? Von irgendwelchen Wachen? Oder von anderen Mitgliedern der Bruderschaft?

Inzwischen war mehr Zeit verstrichen als die vereinbarten zwanzig Minuten, auf die sie sich bei Beginn ihrer Suche geeinigt hatten. Drew mußte also wieder zum Brunnen zurückgekehrt sein. *Vielleicht hatte Drew Erika entdeckt.*

Saul hetzte durch den nächtlichen Park und fand den Brunnen zu seinem Entsetzen verlassen vor.

Er ballte verzweifelt die Fäuste, um jedoch im selben Augenblick zu seiner Rechten leise Schritte zu hören. Drew war aus dem Dunkel unter ein paar Bäumen getreten.

»Wir haben uns versteckt, falls eine Wache vorbeigekom-

men wäre«, sprach er Saul an. »Sie haben sich verspätet.«

»Haben Sie sie gefunden?«

»Leider nein.«

Saul hatte ein Gefühl, als würde sein Herz von unzähligen Rasierklingen zerfetzt.

»Wir müssen leider fort«, erklärte Drew.

»Natürlich.«

»Wollen Sie mit uns kommen, oder wollen Sie weitersuchen?«

Saul ließ seinen Blick durch den dunklen Park gleiten. Er mußte sich zwingen, sich von diesem Ort loszureißen, und stieß schließlich gequält hervor: »Es hätte keinen Sinn, hier weiter nach ihr zu suchen. Wenn sie hier wäre, hätte sie sich gezeigt, oder wir hätten sie gefunden. Ich muß meine Suche woanders fortsetzen.« Seine Stimme drohte zu brechen. »Nur weiß ich nicht, wo.«

»Außerdem müssen wir uns noch überlegen, was wir mit dem Pater machen.«

Saul ließ seine Blicke ein letztes Mal durch den dunklen Park wandern. Er durfte sich von seinem Schmerz nicht zu unüberlegtem Handeln hinreißen lassen. Erika wäre keineswegs damit gedient gewesen, wenn man ihn hier entdeckt hätte. Aber vielleicht wußte Pater Dusseault, weshalb Erika verschwunden war.

Er versuchte sich zu konzentrieren. »Folgen Sie mir.«

Ihm wurde bewußt, daß ihre Möglichkeiten äußerst begrenzt waren. Sie konnten versuchen, Pater Dusseault in seine Wohnung zurückzubringen; allerdings war das Risiko ziemlich groß, daß ein Wachposten auf sie aufmerksam wurde und Alarm schlug. Und was hätten sie außerdem tun sollen, falls sie tatsächlich unbemerkt in die Wohnung des Paters gelangt wären? Ihn dort verhören? Vielleicht war einer seiner Mitarbeiter längst auf sein Ausbleiben aufmerksam geworden und hatte Alarm geschlagen? Nein, sie mußten den Pater auf

jeden Fall aus dem Vatikan schaffen. Aber wie? Wenn sie ihn einfach durch die bewachten Tore des Vatikans getragen hätten, wären sie um diese späte Stunde gewiß aufgehalten worden. Sie konnten sich natürlich auch an einen sicheren Ort zurückziehen und bis zum Morgen warten. Aber was dann? Sollten sie die Kontrollstellen mit dem Pater passieren, während die Wachen durch den üblichen Touristenandrang abgelenkt waren? Doch wie hätten sie dabei verhindern können, daß die Wachen auf das übel zugerichtete Gesicht des Paters aufmerksam wurden? Und was wäre gewesen, wenn der Pater plötzlich an einem der Tore die Aufmerksamkeit der Wachen auf sich gelenkt hätte? Es blieb also nur eine Möglichkeit: Sie mußten den Vatikan sofort verlassen, aber nicht durch die üblichen Zugangsmöglichkeiten.

Bevor Saul und Erika tags zuvor in den Park gekommen waren, hatten sie erst einmal die nähere Umgebung auskundschaftet. Der Vatikanstaat war von einer hohen Steinmauer umgeben, die zu übersteigen nicht möglich gewesen wäre, ohne von den Wachen entdeckt zu werden.

Doch nun galt es nicht, in den Kirchenstaat einzudringen, sondern ihn zu verlassen. Und die Mauer von innen nach außen zu überklettern war sicher nicht so schwierig wie umgekehrt. Saul konnte sich von seinem gestrigen Erkundungsgang außerdem noch an verschiedene Stellen erinnern, an denen ein paar Bäume ganz dicht an die Mauer heranreichten.

Drew und Arlene trugen den bewußtlosen Pater, während Saul ihnen vorausging und weiter nach Erika Ausschau hielt. Als sie die Mauer erreichten, suchten sie nach einer geeigneten Stelle. Dabei stießen sie auf einen Baum, dessen Äste über die Mauer hingen.

Den Pater auf die Mauer zu hieven, würde nicht schwierig werden. Ihn jedoch auf der anderen Seite zu Boden zu lassen, würde schon etwas problematischer werden. Zwei von ihnen mußten am Fuß der Mauer bereitstehen, während der dritte den

Pater an den Händen von der Mauer nach unten ließ, damit ihn die beiden anderen auffangen konnten. Und dann hieß es, sofort zu verschwinden, bevor jemand auf sie aufmerksam wurde.

»Ich werde als erster über die Mauer klettern«, schlug Saul vor. »Unser Wagen steht gleich in der Nähe. Lassen Sie mir zwanzig Minuten Zeit, um ihn hierher zu bringen. Dann steigen Sie auf die Mauer. Hieven Sie den Pater auf die Mauerkrone. Wer weiß? Vielleicht wartet Erika im Wagen.«

»Und was ist, wenn der Wagen nicht mehr dort ist, wo Sie ihn abgestellt haben?« fragte Drew.

»Dann werde ich einen anderen stehlen. Jedenfalls bin ich in zwanzig Minuten mit einem Wagen zurück.«

13

Drew setzte sich mit dem Rücken zur Mauer auf den feuchten Boden. Die nächtliche Kühle ließ ihn leicht schauern. Arlene folgte seinem Beispiel. Um zu verhindern, daß Pater Dusseault sich bewußtlos stellte und sie dann unerwartet angriff, fühlte Drew dem Pater den Puls. Er ging regelmäßig, aber schwach. Jedenfalls war dies nicht der Herzschlag eines Killers, der zu einem tödlichen Schlag ausholte.

Arlene flüsterte Drew ins Ohr. »Traust du diesem Mann?«

»Saul? Ja. Ich weiß zwar nicht, warum. Aber ich vertraue ihm.«

Beruhigt kuschelte Arlene sich an ihn. »Was hast du eigentlich zu Pater Dusseault gesagt, daß er dich angegriffen hat?«

»Ich weiß auch nicht.« Er hatte mehrere widersprüchliche Theorien für die Gründe von Pater Dusseaults plötzlichen Überfall, die er sich erst einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen wollte.

Vielleicht war Pater Dusseault in derselben Absicht wie Drew zu diesem nächtlichen Treffen erschienen – um sich gewaltsam die Antwort auf eine Reihe von Fragen zu verschaffen.

Vielleicht hatte der Pater sich auch durch Drews Hinweise auf die Nazivergangenheit des Kardinals zu plötzlicher Gewalttätigkeit hinreißen lassen.

Doch je genauer Drew sich den Vorfall ins Gedächtnis zurückrief, desto klarer wurde ihm, daß der scheinbar spontane Angriff des Paters lange vorbereitet gewesen war. Vor allem hatte der Pater mit seinem Messer nicht auf Drews lebenswichtigste Körperteile eingestochen, wie zum Beispiel die Kehle. Vielmehr hatte er sich darauf beschränkt, ihn an Brust und Bauch zu verletzen, wo der Tod erst nach einer Weile oder vielleicht auch gar nicht eingetreten wäre. Er wollte mich ganz offensichtlich noch verhören, kam Drew zu Bewußtsein. Er wollte wissen, wer ich bin und weshalb ich mich so nachhaltig für den Kardinal interessiere. Und erst dann hätte er mich erledigt.

Ich glaube, ich habe den Mann gefunden, der Pater Viktor an derselben Stelle umgebracht hat.

Doch weshalb sollte ein Mitglied der Bruderschaft einem anderen Ordensbruder nach dem Leben trachten? Sollte sich Pater Sebastians Verdacht also doch bewahrheitet haben, daß es in den Reihen der Bruderschaft einen Verräter gab? War dieser Mann Pater Dusseault?

Er würde die Antworten auf diese Fragen früh genug erfahren, dachte Drew. Sobald Saul mit dem Wagen zurück war.

Aber hatte Saul nicht noch etwas anderes erwähnt? Auch der Vater seiner Frau war vermißt! Und sein Verschwinden hatte etwas mit drei Geistlichen zu tun, Mitgliedern der Bruderschaft, die Saul und seine Frau umzubringen versucht hatten.

Und nun war auch noch Sauls Frau verschwunden. Mehr und

mehr sah Drew sich in dem Verdacht bestärkt, daß Saul und er einer ähnlichen Spur folgten. Die Antworten auf Sauls Fragen würden auch ihn selbst bei seiner Suche voranbringen.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Die zwanzig Minuten waren verstrichen.

Arlene kam ihm zuvor. »Es ist Zeit.«

Sie kletterte in die Krone des Baums hoch und beugte sich dann zu Drew herab, der ihr Pater Dusseault entgegenhob.

14

Ein Peugeot hielt direkt unter ihnen am Fuß der Mauer. Einen bangen Augenblick lang fragte Drew sich, ob es sich dabei vielleicht um ein Polizeiauto handelte. Als jedoch gleich darauf Saul auf der Fahrerseite ausstieg, atmete Drew erleichtert auf. Arlene sprang von der Mauer und federte sich elegant. Drew hievte den Pater von der Mauer, und nachdem Saul und Arlene ihn aufgefangen hatten, sprang auch Drew zu Boden. Sie stiegen in den Wagen.

Zu Sauls Enttäuschung hatte Erika ihn nicht am Wagen erwartet. »Meine Frau und ich haben uns ein Hotelzimmer genommen«, erklärte er im Fahren. »Falls ihr nichts zugestoßen ist und sie lediglich vor jemandem fliehen mußte, wird sie ins Hotel zurückkehren.« Er warf Drew und Arlene auf dem Rücksitz einen kurzen Blick zu. Der Pater lag, neugierigen Blicken entzogen, auf dem Boden. »Am besten bringen wir auch den Pater ins Hotel.«

Saul atmete erleichtert auf, als Drew antwortete: »Unter diesen Umständen bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

Darauf erklärte Saul seinen beiden Begleitern, daß er sich für dieses spezielle Hotel entschieden hätte, weil sowohl der Zugang zum Lift wie die Feuerterre vom Foyer aus nicht zu sehen waren. Man hatte dazu über einen kurzen Korridor

Zugang, den man von der Tiefgarage des Hotels aus problemlos erreichen konnte.

Kein Mensch achtete auf den Geistlichen, der einem anderen Geistlichen in das Hotel half. Ebenso wenig erregte die Nonne, die das Hotel wenige Minuten später betrat, irgendwelche Aufmerksamkeit, und auch dem gebräunten, groß gewachsenen Mann, der mit einem Koffer durch die Tür kam, schenkte niemand Beachtung.

Der Koffer enthielt Drews und Arlenes Kleidung, die sie getragen hatten, bevor sie sich als Geistlicher und Nonne verkleidet hatten. Drew hatte ihn auf der Fahrt ins Hotel aus einem Bahnhofschließfach geholt. Weder im Lift noch auf dem Flur vor Sauls Zimmer begegnete ihnen jemand. Auf dem Zimmer zogen Drew und Arlene wieder ihre normale Kleidung an, während Saul sich daran machte, den Pater zu untersuchen, der bewußtlos auf dem Bett lag.

»Seine Nase ist gebrochen.«

»Genau das hatte ich beabsichtigt«, erklärte Drew. »Als er mit dem Messer auf mich losging, mußte ich doch zu etwas drastischeren Gegenmaßnahmen greifen. Was ist mit seinem Kinn?«

»Es scheint zumindest nicht gebrochen zu sein. Demnach dürfte er also in der Lage sein zu sprechen.«

»Er mußte doch allmählich wieder zu sich kommen«, warf Arlene ein.

»Das beginnt auch mir langsam Sorgen zu machen«, nickte Saul. »Ich habe mir seine Augen angesehen. Sie reagieren auf Lichteinfall. Seine Reflexe sind jedenfalls noch in Ordnung. Vielleicht sollten wir ihm etwas Eis auf die Nase legen.«

»Ich halte es für klüger, seine Schmerzen nicht zu lindern«, winkte Drew ab. »Auf diese Weise wird er bereitwilliger auf unsere Fragen antworten.«

»Haben Sie denn kein Wahrheitsserum, um ihn zum Sprechen zu bringen?«

»Nein«, schüttelte Drew den Kopf. »Außer gefälschten Papieren, Waffen und Geld haben wir nichts bekommen.«

»Was heißt hier ›bekommen‹? Von wem?«

»Ein Mitglied der Bruderschaft hat uns gezwungen, für ihn zu arbeiten.«

Sauls Augen weiteten sich.

»Ich bin ihnen noch einen Gefallen schuldig«, erklärte ihm Drew daraufhin.

»Sie müssen uns glauben«, fiel Arlene ein. »Wir tun das alles nur, um uns von diesen Leuten loszukaufen.«

Saul beobachtete die beiden eine Weile eindringlich, bevor er sich schließlich dazu durchrang, sich ihnen noch mehr auszuliefern. »Na gut, ich habe Ihnen bisher vertraut; und da Sie mir nichts vorzumachen versucht haben, will auch ich Ihnen reinen Wein einschenken. Auch ich schulde einer Organisation einen Gefallen.«

»Wem?«

»Ich habe früher für den Geheimdienst gearbeitet. Eigentlich will ich nichts mehr mit ihm zu tun haben, aber sie haben mich gezwungen, noch einen Auftrag für sie auszuführen.«

»Ich habe Sie doch gefragt, für welchen Geheimdienst. ..?«

»Für den CIA.«

»Gütiger Gott!«

»Ich würde mich deshalb jetzt gern mit dem CIA in Verbindung setzen«, erklärte Saul. »Wir dürfen uns nichts vormachen. Der Zustand des Paters ist sehr ernst. Er braucht auf jeden Fall einen Arzt. Sonst wird er nicht in der Lage sein, unsere Fragen zu beantworten. Jedenfalls haben Sie ordentlich zugelangt. Er hat eine schwere Gehirnerschütterung. Wir brauchen also auf jeden Fall ärztliche Hilfe, um den Pater wieder einigermaßen auf Vordermann zu bringen.«

Darauf trat drückendes Schweigen ein.

Arlene wandte sich Drew zu. »Er hat recht. Bis Pater Dusseault wieder bei Bewußtsein ist, haben wir zuviel kostbare

Zeit verloren.«

»Aber der CIA!« protestierte Drew. »Du weißt doch, was ich von diesem Verein halte.«

»Als ich Sie kämpfen sah«, bemerkte Saul, »dachte ich, Sie würden genau diesem ›Verein‹ angehören.«

»Ich habe für eine vergleichbare Geheimdienstorganisation des State Department gearbeitet, mit der ich inzwischen allerdings ebenso wenig zu tun haben will wie mit dem CIA.«

»Aber Sie haben sich bereiterklärt, mit der Bruderschaft zusammenzuarbeiten«, bemerkte Saul.

»Ich hatte keine andere Wahl.«

»Hören Sie mir jetzt bitte gut zu. *Meine Frau ist verschwunden*. Das ist im Moment das einzige, was mich interessiert.

Aber wenn ich diesen Pater zum Sprechen bringen kann, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich schnell feststellen lassen, wo ich meine Frau finden kann. Ich könnte auf der Stelle ein Expertenteam anfordern. Ich versichere Ihnen jedoch, daß ich unter allen Umständen verhindern werde, daß der CIA auf Sie aufmerksam wird. Deshalb bitte ich Sie, mich diesen Anruf machen zu lassen.«

Drew senkte den Blick zu Boden.

Und Arlene sagte: »Wenn wir auf diese Weise das Ganze schneller hinter uns bringen können, Drew, solltest du ihm deine Zustimmung nicht verwehren.«

Drew schaute wieder auf. »Wir werden immer tiefer in diese Sache hineingezogen.«

»Laß ihn anrufen.«

»Also gut«, erklärte Drew schließlich mit einem schweren Seufzer. »Sagen Sie Ihren Leuten Bescheid.«

Saul griff nach dem Telefon und wählte eine Nummer.

Es meldete sich eine rauhe Stimme, welche die von Saul gewählte Nummer nannte.

»Hier spricht Romulus«, meldete sich Saul darauf. »Sagen Sie Gallagher, daß ich eine verstockte Informationsquelle habe.

Ich brauche ein medizinisches Verhörteam. Und zwar sofort.«

»Ihre Adresse?« wollte die Stimme wissen.

»Gallagher weiß, wo ich zu finden bin.«

Saul legte den Hörer auf die Gabel zurück.

»Wo, zum Teufel, ist meine Frau?«

15

Als es eine halbe Stunde später an die Tür klopfte, spähte Saul durch das Guckloch. Er hatte eigentlich mit dem Pokkennarbigem gerechnet, war jedoch nun um so überraschter, als Gallagher selbst vor der Tür stand. Er winkte Drew und Arlene kurz zu, worauf die beiden mit ihrem Koffer ins Bad verschwanden. Erst jetzt öffnete Saul die Tür.

Mit verschlafenem Gesicht trat Gallagher ein. »Eine verstockte Informationsquelle?«

Saul schloß die Tür und schob den Riegel vor.

»Eigentlich ist mein Zuständigkeitsbereich auf österreichisches Staatsgebiet beschränkt«, erklärte Gallagher. »Im Gegensatz zu unseren Kollegen in Zürich sehen es unsere Leute in Rom nicht gerade gern, wenn jemand sich in ihre Angelegenheiten einmischt. Warum wenden Sie sich also nicht lieber an den hiesigen Sektionschef... ?«

»Sie wollten es so«, schnitt ihm Saul das Wort ab. »Also halten Sie sich jetzt auch gefälligst an unsere Abmachung. Ich kann nicht riskieren, noch mehr Personen in diese Sache einzuweihen.«

»Wie außerordentlich schmeichelhaft, einem derart ausgewählten Kreis anzugehören. Also, was gibt's?«

Saul führte Gallagher ins Schlafzimmer.

Als dieser den Pater auf dem Bett liegen sah, erbleichte er. »Sind Sie verrückt geworden? Sie haben einen Geistlichen entführt? Das kann ich doch unmöglich offiziell zur Kenntnis

nehmen. Und wie sein Gesicht zugerichtet ist! Was haben Sie denn mit dem armen Teufel angestellt – ihn mit einem Lastwagen überfahren?»

»Der Mann ist keineswegs ein gewöhnlicher Geistlicher. Er ist der Privatsekretär eines Kurienkardinals.«

Gallaghers Unterkiefer klappte nach unten. »Sind Sie vollkommen übergeschnappt? Wollen Sie mich etwa ruinieren?«

»Bevor Sie sich wegen Ihres Postens Sorgen zu machen beginnen, sehen Sie sich erst mal das hier an.« Saul zeigte Gallagher den Ring, den Drew Pater Dusseault abgenommen hatte.

Gallagher betrachtete ihn überrascht.

»Langsam fangen die einzelnen Details an, einen Sinn zu ergeben. Sie selbst haben den Beweis erbracht, daß die Männer, die mich aus dem Weg räumen wollten, von einem Büro im Vatikan bezahlt wurden.« Saul deutete auf Pater Dusseault. »Und zwar von *seinem* Büro. Sein Chef ist der vermißte Kardinal.« Saul krempelte den rechten Ärmel des Paters hoch, so daß die darunter verborgene Messerscheide zum Vorschein kam. Er reichte Gallagher das Messer, mit dem der Pater Drew angegriffen hatte. »Finden Sie, so etwas gehört zur Standardausrüstung eines Geistlichen? Und glauben Sie mir, unser Mann Gottes verstand verdammt gut damit umzugehen.«

»Sprechen Sie bitte weiter. Ihre Argumente entbehren keineswegs einer gewissen Überzeugungskraft.«

»Es gibt nicht nur eine Geheimdienstorganisation, von der wir noch nie etwas gehört haben, sondern sie setzt sich auch noch, wie ich bereits vermutet hatte, aus lauter Geistlichen zusammen.« Saul deutete auf den Ring in Gallaghers Hand. »Nach dem Rubin an ihren Ringen nennen sie sich die Bruderschaft vom Stein.«

Gallagher lachte leise. »Sie sind wirklich immer noch der

Alte, Romulus. Sie haben bereits eine Menge herausgefunden.«

»Aber noch nicht genug. Ich habe Ihnen doch ausrichten lassen, daß ich ein medizinisches Verhörteam brauche.«

»Diese Männer werden aber kaum wissen, welche Fragen sie dem Pater stellen sollen.«

»Aber ich weiß das. Geben Sie mir unverzüglich Bescheid, sobald der Pater verhörbereit ist. Ich werde ihn dann befragen. Und ich werde schon aus ihm herausbekommen, was ich wissen will.«

»Was haben Sie denn plötzlich? Ihre Stimme klingt ja...«

»Meine Frau ist verschwunden.«

»Was?«

»Wir hatten uns gemeinsam vor der Wohnung des Paters postiert. Als er das Gebäude dann verließ, sind wir ihm getrennt gefolgt, um weniger Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.« Drews und Arlenes Beteiligung an den darauf folgenden Vorfällen verschwieg Saul. »Nachdem ich den Pater überwältigt hatte, suchte ich nach Erika.« Sauls Kehle schnürte sich so heftig zusammen, daß er Mühe hatte weiterzusprechen. »Sie war spurlos verschwunden. Ich habe *überall* nach ihr gesucht. Aber sie war wie vom Erdboden verschluckt. Falls dieser Pater etwas über die Hintergründe ihres plötzlichen Verschwindens weiß, wird er mir das erzählen, so wahr ich hier stehe. Und sollte ihr irgend jemand auch nur ein Haar gekrümmt haben, dann wird der Betreffende dafür mit dem Tod büßen.«

Gallagher wich entsetzt einen Schritt zurück.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Saul riß den Hörer von der Gabel. »Erika?«

Statt dessen verlangte jedoch eine Männerstimme: »Geben Sie mir bitte Gallagher.«

Saul schloß die Augen und kämpfte mühsam gegen seine Enttäuschung an, um schließlich Gallagher den Hörer zu reichen.

»Ja, kommen Sie rauf«, sagte Gallagher in den Hörer und legte ihn auf die Gabel zurück. Dann wandte er sich wieder Saul zu. »Das war einer der Leute des medizinischen Teams. Sie warten gleich um die nächste Ecke. Ich wollte mich erst vergewissern, worum es eigentlich geht, bevor ich sie anrücken ließ.«

»Sind Sie nun endlich zufrieden?«

»Regen Sie sich doch nicht gleich so auf. Ich will doch nur Ihr Bestes.«

»Tatsächlich? Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit gleich noch etwas klarstellen: Sie sagen Ihren Leuten nur, sie sollen den Pater verhörfähig machen. Aber dann gehört er mir.«

»Unter anderen Umständen«, Gallagher kniff die Augen zusammen, »würde ich mir Ihren Ton nicht gefallen lassen.« Das bedrohliche Aufblitzen in seinem Blick war jedoch nur von kurzer Dauer. »Aber vermutlich ist Ihr Verhalten angesichts des Ernsts der Lage nur zu verständlich. Ruhen Sie sich erst mal aus und essen Sie etwas. Sie sehen wirklich müde aus.«

»Wie soll ich jetzt schlafen oder essen, wenn doch Erika...«

»Tun Sie, was ich sage, Romulus. Sie werden weder Ihrer Frau noch sonst jemandem helfen können, wenn Sie sich nicht endlich etwas Ruhe gönnen.«

Saul wurde plötzlich bewußt, wie angespannt er war. Er holte tief Luft. »Sie haben recht – es tut mir leid.«

»Keine Ursache. Mir ginge es an Ihrer Stelle sicher genauso. Sie können sich auf mich verlassen, Romulus. Ich werde alles tun, um Ihnen zu helfen.«

Saul lächelte ihn dankbar an.

Fünf Minuten später erschienen drei Männer. Einer von ihnen war klein und schwächig und trug eine Brille. Er schüttelte kaum merklich den Kopf, als sein Blick auf das übel zugerichtete Gesicht des Paters fiel. Nachdem er dessen Puls und Atmung überprüft hatte, wandte er sich Gallagher zu. »Er

ist transportfähig.«

Gallagher nickte.

Darauf traten die zwei anderen Männer vor. Sie waren kräftig gebaut. »Wohin sollen wir ihn bringen? Zurück in den Laden oder...?«

»Geht es nicht auch hier?« fragte Gallagher. »In einem anderen Hotelzimmer?«

»Irgendwann werden *wir* auf jeden Fall seinen Schädel röntgen müssen. Inzwischen können wir es aber unbesorgt auch hier im Hotel versuchen.«

»Ich habe bereits mit der Rezeption telefoniert. Am Ende des Flurs ist noch ein Zimmer frei.« Gallagher nickte den zwei muskelbepackten Männern zu. »Gehen Sie gleich mal nach unten und lassen Sie sich den Zimmerschlüssel geben.«

Zehn Minuten später war alles vorbereitet, den Pater in das andere Zimmer zu schaffen.

»Ich brauche noch ein paar Sachen aus dem Wagen«, erklärte der Mann mit der Brille.

»Gut«, nickte Gallagher, »dann holen Sie sie.«

Er vergewisserte sich, daß niemand auf dem Flur war. Dann legten sich die zwei kräftig gebauten Männer die Arme des Paters um die Schultern und trugen ihn den Flur entlang. Der Mann mit der Brille folgte ihnen, ohne daß jemand sie sah.

Gallagher, der ihnen aus der offenen Tür von Sauls Zimmer hinterhergesehen hatte, drehte sich um und sagte zu Saul: »Legen Sie sich inzwischen ein wenig schlafen. Ich rufe Sie an, wenn es soweit ist.«

Saul stand gegen die Wand gelehnt. Seine Knie zitterten vor Erschöpfung. »Ich werde warten.« Dann schloß er die Tür ab.

Gleich darauf ging die Badezimmertür auf.

»Sie tun jetzt, was Gallagher Ihnen gesagt hat«, forderte Arlene Saul auf. »Ich werde Ihnen etwas zu essen aufs Zimmer bringen lassen.«

»Seien Sie bloß vorsichtig«, warnte Drew Saul. »Sie hält sich für Florence Nightingale persönlich. Und sie kann verdammt ungemütlich werden, wenn man sich nicht von ihr helfen lassen will.«

Saul grinste. Müde ließ er sich in einen Sessel niedersinken.

Arlene griff nach dem Telefon. »Wir selbst essen kaum Fleisch«, drehte sie sich zu Saul um. »Wie war's mit Rühreiern, Toast und Kaffee?«

»Lieber keinen Kaffee«, erwiderte Saul. »Ich bin schon überdreht genug.«

»Milch«, schaltete sich Drew wieder ein. »Und Obst. Viel Obst.«

Arlene gab die Bestellung an den Zimmerkellner durch. Sie war groß und schlank und erinnerte Saul an Erika. Aber hier hörte die Ähnlichkeit auch schon auf. Arlenes Haar war nicht so lang und dunkel wie das Erikas. Und ihr Gesicht, obwohl ebenfalls sehr hübsch, hatte eine ovalere Form. Ihre von der Sonne gebräunte Haut war von Natur aus wesentlich heller als die seiner Frau. Doch am unterschiedlichsten waren ihre Augen. Die Arlenes waren grün, während die Erikas braun waren.

Erika.

Um sich abzulenken, versuchte Saul sich auf Drew zu konzentrieren, der ihn nach wie vor so sehr an Chris erinnerte. »Sie haben mir noch immer nicht gesagt, ob Sie nun wirklich ein Geistlicher sind.«

»Nein, das bin ich nicht«, erwiderte Drew mit einem verschmitzten Grinsen. »Aber ich war einmal Klosterbruder.«

Dieser Hinweis überraschte Saul. »Ein Klosterbruder? Meinen Sie, wie... ?«

»Ich bin römisch-katholisch. Ich war einmal Mönch.«

Saul gab sich Mühe, sich seine plötzliche Erregung nicht anmerken zu lassen. »Ich hatte einen sehr guten Freund, der katholisch war. Er war sozusagen mein Blutsbruder. Ein Ire.«

»Ich bin schottischer Abstammung.«

»Mein Freund ist für sechs Jahre in ein Zisterzienserkloster eingetreten«, fuhr Saul fort.

»Tatsächlich? Das ist aber ein Zufall?«

Sauls Nerven standen unter Hochspannung. »Wieso?«

»Ich war fast ebenso lang in einem Kloster – allerdings bei den Karthäusern.«

»Mein Freund hat mir von den Karthäusern erzählt. Seinen Aussagen zufolge waren schon die Zisterzienser, bei denen er war, sehr streng. Sie durften nicht sprechen und mußten hart arbeiten. Aber das war noch nichts gegen die Karthäuser, die völlig allein in ihren Zellen lebten – sozusagen Einsiedler auf Lebzeiten.«

»Mir hat diese Ruhe und Abgeschlossenheit sehr gut getan. Wie hieß Ihr Freund?«

»Chris.«

»Weshalb ist er aber wieder aus seinem Orden ausgetreten?«

»Wegen gewisser Dinge, die er zu tun gezwungen gewesen war, bevor er ins Kloster eintrat, hatte er schreckliche Alpträume. Genau genommen, ist er sogar nur aufgrund seiner Gewissensbisse in den Orden gegangen.«

»Weswegen hatte er diese Gewissensbisse?«

»Er wurde gegen seinen Willen ein Berufskiller.«

Drew zuckte zusammen. Sein Schock war unverkennbar.

»Dazu müssen Sie verstehen«, fuhr Saul fort, »daß Chris und ich Waisen waren. Das Heim, in dem man uns untergebracht hatte, war ganz nach militärischen Gesichtspunkten organisiert. Wir wurden von klein auf zu Kämpfern ausgebildet.

Irgendwann hat uns dann ein Mann inoffiziell adoptiert. Sein Name war Eliot. Er hat uns regelmäßig im Heim besucht und Ausflüge mit uns gemacht. Und er schenkte uns jedes Mal Süßigkeiten. Er hat uns dazu gebracht, ihn wie einen Vater zu lieben.«

Saul hatte Mühe weiterzusprechen. »Wie sich herausstellte, arbeitete er für den Geheimdienst. Er hatte sich vor allem deshalb unserer angenommen, um uns als Agenten anzuwerben. Nach unserer Ausbildung, die sehr gründlich war, haben wir für ihn gearbeitet. Offiziell distanziert sich die Regierung der Vereinigten Staaten selbstverständlich weit von jedem Auftragsmord, aber genau solche führten wir nun aus. Wir dachten freilich, diese Morde wären von der Regierung angeordnet. Wir glaubten, einer guten und gerechten Sache zu dienen. Wie sich jedoch herausstellte, arbeiteten wir keineswegs für die Regierung, sondern nur für Eliot selbst. Wir haben ihn so sehr geliebt, daß wir alles für ihn getan hätten. Und er hat uns aufgetragen, für ihn zu töten. Diese Morde dienten jedoch nur seinen persönlichen Interessen, ohne daß wir dies wußten. Schließlich brach Chris unter der psychischen Belastung zusammen. Er war nicht mehr imstande zu tun, was Eliot von ihm verlangte. Zur Buße für die Dinge, die er getan hatte, ging er ins Kloster. Doch die Alpträume hörten nicht auf, so daß er sich noch mehr abkapselte. Er verfiel in Trancezustände. Der wissenschaftliche Ausdruck dafür ist katatonische Schizophrenie. Die Ordensregel der Zisterzienser verlangt allerdings, daß jeder Mönch täglich hart arbeitet. Doch dazu war Chris aufgrund seiner Trancezustände nicht mehr in der Lage. Deshalb wurde ihm nahegelegt, den Orden zu verlassen.«

»Er muß Schreckliches durchgemacht haben.«

»Und ob. Aber nun hat er seinen Frieden gefunden.«

»Wie?«

»Er wurde getötet«, erklärte Saul lakonisch.

Drews Augen verengten sich.

»Er wurde erstochen, weil Eliot plötzlich unser Feind wurde. Um seine Enttarnung zu verhindern, wollte er uns aus dem Weg räumen lassen. Allerdings habe ich Chris schließlich gerächt.«

»Wie?«

»Ich habe Eliot getötet... Und was ist mit Ihnen?«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht recht.« Drew sah Saul verwundert an.

»Weshalb sind Sie nicht bei den Karthäusern geblieben?«

»Ein Killerteam hat das Kloster überfallen.« Nun war Saul an der Reihe, Drew fassungslos anzustarren.

17

Drew spürte, wie Arlene sich wegen seiner unerwarteten Offenheit am ganzen Körper verkrampfte.

»Das Kloster wurde überfallen?« stieß Saul erstaunt hervor.

»Auch ich bin Waise. Meine Eltern kamen ums Leben als ich zehn war.« Auch Drew schien nun das Sprechen Mühe zu machen. »Das war in Tokio. Mein Vater war dort beim State Department angestellt. Und dann kamen er und meine Mutter 1960 bei einem Sprengstoffanschlag von Terroristen ums Leben. Die Täter sollten nie gefaßt werden, aber obwohl ich damals erst zehn war, schwor ich mir, daß ich die Mörder meiner Eltern eines Tages aufspüren würde; und für den Fall, daß mir das nicht gelingen sollte, wollte ich zumindest all jene bis aufs Blut bekämpfen, die ähnliche Ansichten vertraten wie diese Terroristen. Ich wurde darauf nach Amerika geschickt, wo ich bei meinem Onkel aufwuchs.« Mit einem Mal schlich sich ein bitterer Unterton in Drews Stimme. »Da sich dies jedoch als keine sehr glückliche Lösung erwies, wurde ich schließlich vom besten Freund meines Vaters adoptiert. Er hieß

Ray und arbeitete wie mein Vater für das State Department. Er nahm mich überallhin mit, wohin ihn die Pflicht auf seinen Reisen rief. Dabei sorgte er dafür, daß ich in den Kampftechniken des jeweiligen Landes, in dem wir uns gerade aufhielten, unterrichtet wurde. Da ich weiterhin fest entschlossen war, mein Versprechen wahrzumachen – nämlich meine Eltern zu rächen –, rekrutierte Ray mich für die Antiterrorereinheit des State Department, die unter dem Namen ›Skalpell‹ bekannt ist. Ich wurde zum Killer ausgebildet. Und dann habe ich zehn Jahre lang das getan, wofür man mich programmiert hatte.«

»Zehn Jahre? Und weshalb haben Sie plötzlich damit aufgehört? Warum sind Sie ins Kloster gegangen?«

»Aus denselben Gründen wie Ihr Freund. Ich hatte schreckliche Alpträume. 1979 führte ich einen Auftrag durch, bei dem ein unschuldiger Mann und eine Frau ums Leben kamen. Ich benutzte Sprengstoff – genauso, wie meine Eltern umgebracht worden waren. Und ihr Sohn hat alles mitangesehen – genauso, wie ich damals Zeuge des Todes meiner Eltern geworden war.«

»Dieser Mann und diese Frau waren also unschuldig? Ist Ihnen ein Fehler unterlaufen?«

»Nein. ›Skalpell‹ wollte die beiden aus politischen Gründen aus dem Weg räumen. Doch ich konnte vor mir nicht rechtfertigen, was ich getan hatte. Ich war wie jene Leute geworden, die meine Eltern ermordet hatten. Ich fand mich genauso schlimm wie die Leute, die ich jagte. Ich wurde mir selbst zum Feind. Ich bekam einen... Nervenzusammenbruch – ja, so könnte man es wohl nennen. Ich wollte nur noch eines: mich für meine Sünden bestrafen und Buße tun. Deshalb ging ich zu den Karthäusern. Und nach fast sechs Jahren der Buße und des Gebets erlangte ich allmählich meinen Seelenfrieden wieder zurück.«

»Bis das Kloster überfallen wurde?«

»Neunzehn Mönche wurden vergiftet, zwei weitere erschossen. Obwohl sie es vor allem auf mich abgesehen hatten, konnte ich jedoch entkommen. Ich legte ein Gelübde ab, denjenigen ausfindig zu machen, der meine Mitbrüder hatte umbringen lassen und meine letzte Chance zunichte gemacht hatte, meinen Seelenfrieden wiederzuerlangen. Schließlich mußte ich feststellen, daß den Überfall auf das Kloster kein anderer angeordnet hatte als Ray. Er hatte es mit der Angst zu tun bekommen, daß ich aufgrund meines Nervenzusammenbruchs alles ausplaudern könnte, was ich über ihn wußte. Er hatte all die Jahre nach mir suchen lassen, und als er schließlich herausgefunden hatte, wohin ich mich zurückgezogen hatte... Nun ja, ich habe Ray gestellt und ihn getötet.«

18

Tief bewegt lauschte Saul der Erzählung Drews. Die Ähnlichkeiten zwischen seiner und Chris Lebensgeschichte waren wirklich äußerst ungewöhnlich.

Doch Chris war tatsächlich ums Leben gekommen.

Drew hatte dagegen überlebt. Um so frappierender war seine Ähnlichkeit mit Chris. Er hatte dasselbe blonde Haar, dieselben strahlenden Augen, dieselben Sommersprossen und dasselbe markante, ausgeprägte Gesicht. Saul hatte das Gefühl, als wäre eine Stelle in seinem Innern, an der er bisher eine schmerzliche Leere verspürt hatte, unvermutet zu neuem Leben erwacht.

»Hatten Sie noch Geschwister?« erkundigte sich Saul.

»Nein, ich war ein Einzelkind.«

Darauf erklärte Saul lächelnd: »Wenn Sie einen Bruder haben wollen, dann haben Sie jetzt einen. Sicher hätten Sie mir Ihre Lebensgeschichte nicht erzählt, wenn nicht auch Ihnen aufgefallen wäre, welche Ähnlichkeit zwischen uns... Das ist

geradezu unheimlich.«

»Auch mir sind diese Parallelen keineswegs entgangen«, nickte Drew. »Und ich kann sie mir ebenso wenig erklären wie Sie.«

»Und daß wir uns nun auch noch auf diese Weise begegnet sind... das kann doch kein reiner Zufall sein!«

»Die Frage ist nun«, schaltete sich Arlene in das Gespräch ein, »wie viele andere Übereinstimmungen sich noch feststellen lassen werden.«

19

Die beiden Männer wandten sich ihr verwundert zu.

Arlene hatte mit wachsender Beunruhigung zugehört, wie Saul und Drew miteinander gesprochen hatten. Sie hatte es bereits höchst ungewöhnlich gefunden, daß die beiden so offen gewesen waren. Noch erstaunlicher waren freilich die unübersehbaren Übereinstimmungen zwischen Drew und Sauls totem Blutsbruder Chris. Was Saul eben gesagt hatte, war vollkommen richtig – das Ganze war geradezu unheimlich. Doch das Beunruhigendste war, daß Arlene das Gefühl hatte, als wären diese Überraschungen damit noch keineswegs zu Ende.

»Welche anderen Übereinstimmungen meinen Sie?« fragte Saul sie.

»Sie sind genau zum gleichen Zeitpunkt wie wir in den vatikanischen Gärten aufgetaucht – um Pater Dusseault ein paar wichtige Informationen zu entlocken. Finden Sie das nicht auch höchst ungewöhnlich? Sie müssen sich doch gefragt haben, was wir dort zu suchen hatten? *Ich* jedenfalls würde nur zu gern wissen, was Sie dort wollten. Sollten wir uns vielleicht aus denselben Gründen in diesem Park eingefunden haben?«

»Sagten Sie nicht, daß der Vater Ihrer Frau verschwunden ist?« wandte Drew sich an Saul. »Außerdem haben drei

Männer Sie zu töten versucht – Männer, die ähnliche Ringe trugen wie Pater Dusseault?»

Saul antwortete eine Weile nichts. Schließlich durchlief ihn ein leichtes Beben, das in Arlene den Eindruck hervorrief, als versuche er mit aller Kraft, sich wieder auf ihr Gespräch zu konzentrieren. Wenn sie nämlich richtig vermutet hatte, spielte das Verschwinden seiner Frau bei all dem, worüber sie eben sprachen, eine wesentliche Rolle.

»Das ist richtig«, nickte Saul. »Und wir haben die Spur dieser Männer zurück bis zu Pater Dusseault verfolgt - und bis zu der geheimen Organisation, die Sie die Bruderschaft vom Stein nennen. Sie setzt sich aus lauter Geistlichen zusammen. Doch was sind die Ziele dieser Vereinigung?»

»Wir haben es hier mit Soldaten Gottes zu tun«, erklärte ihm Drew. »Mit militanten Mönchen.«

»Könnten Sie mir dazu vielleicht noch Näheres sagen?»

»Die Geschichte des Ordens reicht ins zwölfte Jahrhundert zurück, in die Zeit der Kreuzzüge«, begann Drew. »Er wurde von einem Araber gegründet, der zum Katholizismus konvertierte, Priester wurde und seine Kenntnisse über die arabische Welt dazu benützte, den Kreuzfahrern zu helfen, das Heilige Land von den Moslems zu befreien.«

»Den Kreuzfahrern zu helfen? Wie?»

»Indem er als Spion für sie arbeitete. Als Araber war es ihm selbstverständlich ein Leichtes, ins feindliche Lager einzudringen. Sein Auftrag bestand darin, moslemische Heerführer ebenso erbarmungslos und brutal zu ermorden, wie arabische Spione die Anführer der Kreuzzugsheere ausgeschaltet hatten. Seine Spezialität war, sich an seine Opfer heranzuschleichen, wenn sie schliefen, und ihnen den Kopf abzuschneiden.«

»Allerdings eine ziemlich drastische Methode«, bemerkte Saul trocken. »Und vor allem auch sehr wirkungsvoll.«

»Dem Ganzen lag die Absicht zugrunde, Terror mit Terror

zu bekämpfen, wobei die Kreuzfahrer selbstverständlich fest davon überzeugt waren, daß *ihr* Terror ein heiliger wäre.«

»Und die Kirche hat diese Vorgehensweise gutgeheißen?«

»Damals ja«, nickte Drew. »Schließlich dürfen sie dabei nicht außer acht lassen, von welchen religiösen Motiven die Kreuzfahrer sich leiten ließen. Der Papst hatte ihnen eine Generalabsolution für alle Sünden erteilt, die sie während dieses angeblich gottgewollten Feldzugs gegen die Heiden begingen.«

»In der Zwischenzeit dürfte sich das wohl doch etwas geändert haben.«

»Selbstverständlich. Auf den von diesem Killermönch gegründeten Orden trifft dies jedoch nicht zu. Ohne Wissen der Kirche setzte die Bruderschaft vom Stein ihren ›heiligen‹ Terror über die Jahrhunderte hinweg weiter fort, wenn sie den wahren Glauben verteidigen zu müssen glaubte.«

»Und was hat es mit den Ringen auf sich?«

»Damit gaben sie sich untereinander zu erkennen. Es handelt sich dabei um eine Nachbildung des Rings, den König Richard während des Dritten Kreuzzugs trug. Der Rubin symbolisiert das Blut Christi.«

»Aber was sollte diesen Leuten daran gelegen sein, Erika und mich daran zu hindern, Erikas Vater ausfindig zu machen?« fragte Saul. »Sie stecken doch sicher auch hinter Erikas Verschwinden.«

»Vielleicht werden wir das von Pater Dusseault erfahren, wenn wir ihn verhören«, warf Arlene ein. »Übrigens waren auch wir vorhin in diesem Park, weil jemand spurlos verschwunden ist. Ein Kardinal namens Krunoslav Pavelic. Pater Dusseault ist sein Privatsekretär.«

»Ich habe gehört, daß der Kardinal vermißt wird. Doch weshalb suchen Sie nach ihm?«

»Um eine alte Schuld zu begleichen«, erklärte Drew. »Ein Pater, der ebenfalls der Bruderschaft angehörte, versuchte mich

für seinen Orden anzuwerben. Als ich mich jedoch weigerte, wollte er mich töten, um das Geheimnis des Ordens zu bewahren. Daraufhin hat ihn Arlenes Bruder erschossen, um mir das Leben zu retten.«

»Die Bruderschaft dachte allerdings, Drew hätte den Pater ermordet«, fiel Arlene ein. »Um meinem Bruder die Verfolgung durch die Bruderschaft zu ersparen, ergriff Drew die Flucht, als hätte er den Pater getötet. Er hat sich das ganze letzte Jahr über in eine Höhle in der ägyptischen Wüste zurückgezogen. Vor drei Wochen suchte mich in New York ein Mitglied der Bruderschaft auf. Er gab mir zu verstehen, die Bruderschaft wüßte Bescheid, wo Drew sich versteckt hielt. Zugleich bat er mich, Drew aufzusuchen und ihn zu überreden, für die Bruderschaft einen Auftrag zu übernehmen. Als Gegenleistung dafür erklärte die Bruderschaft sich bereit, Drew künftig wegen der Ermordung des Paters in Frieden zu lassen.«

»Und was sollte Drew für sie tun?«

»Er sollte den Kardinal ausfindig machen.«

»Warum haben sie das nicht selbst übernommen?«

»Das haben wir uns auch gefragt«, sagte Drew. »Ein Angehöriger der Bruderschaft, den wir in Kairo trafen, erklärte uns, daß es in den Reihen der Bruderschaft einen Saboteur gäbe, der dem Orden schade wolle. Um diesem Mann auf die Schliche zu kommen, wäre es von außerordentlicher Wichtigkeit, erst einmal das Verschwinden des Kardinals zu klären. Falls Arlene und ich also künftig in Frieden weiterleben wollten, mußten wir für die Bruderschaft den Kardinal aufspüren und damit auch gleichzeitig die Person überführen, welche der Bruderschaft aus ihren eigenen Reihen heraus zu schaden versuchte. Mittlerweile sehe ich mich mehr und mehr in dem Verdacht bestärkt, daß Pater Dusseault an diesen geheimen Machenschaften beteiligt ist. Ich beginne langsam etwas klarer zu sehen. Allerdings kann ich mir noch immer nicht erklären, weshalb noch zwei andere Männer hinter dem Kardinal her sind. Zwei Agenten. Sie sind die Söhne zweier

Nazikiller.«

»Die Söhne von zwei Nazikillern?«

»Ihre Decknamen sind Seth und Eiszapfen.«

Aufgeregt sprang Saul hoch. »Ein Blonder und ein Rot-haariger?«

»Sie kennen die beiden?«

»Als ich noch für die CIA tätig war, kamen mir verschiedene Gerüchte über sie zu Ohren. Vor allem über Seth. Er soll verrückt sein. Was hat das nur zu bedeuten?«

»Und besteht vielleicht ein Zusammenhang zwischen dem, was Sie wollen, was wir wollen und was diese beiden wollen?« fragte Arlene.

»Zwei Personen sind verschwunden«, rekapitulierte Saul. »Meine Frau und ihr Vater. Dann wäre da noch diese kirchliche Geheimorganisation...«

»... ein spurlos verschwundener Kardinal«, fuhr Drew fort. »Und die Söhne von zwei Nazikillern.«

20

Eiszapfen saß auf dem feuchten Betonfußboden eines Kellers in einem Gebäude unweit der Sixtinischen Kapelle. Er konnte die bewußtlos neben ihm liegende Frau zwar nicht sehen, aber er spürte ihre Körperwärme. Und wenn er sich zu ihr hinabbeugte, konnte er ihren schwachen Atem hören. Natürlich konnte er auch Seth nicht sehen, der auf der anderen Seite neben der Frau kauerte. Um so unangenehmer berührte ihn, was er von Seth hören konnte. Ganz leise, aber unüberhörbar streifte Seths Hand über den Körper der Frau. Eiszapfen hielt seinen Abscheu nur mühsam unter Kontrolle.

Um dem Privatsekretär des vermißten Kardinals, Pater Dusseault, wichtige Informationen zu entlocken, hatten sie sich am Nachmittag des Vortags inmitten einer Gruppe von

Touristen in den Vatikan begeben. Als die Reisegruppe von einem Fremdenführer durch den Petersdom geführt worden war, hatten Seth und Eiszapfen sich von der Gruppe abgesondert und nach einem Versteck gesucht, um sich dort bis Einbruch der Dunkelheit zu verbergen. Dabei waren sie auf die unverschlossene Tür dieses düsteren Kellers gestoßen. Um Mitternacht hatten sie ihr Versteck verlassen und waren unbemerkt zu dem Gebäude geschlichen, in dem Pater Dusseaults Wohnung lag.

Sie hatten vorgehabt, in die Wohnung des Paters einzudringen, während dieser schlief, ihn zu überwältigen und ihn für den Rest der Nacht zu verhören. Als sie die Straße erreichten, die an dem Gebäude, in dem der Pater wohnte, entlangführte, vergewisserten sie sich erst, ob die Luft rein war. Seth wollte gerade um die Ecke auf den Eingang des Gebäudes zugehen, als Eiszapfen ihn zurückriß und auf einen Hauseingang auf der gegenüberliegenden Straßenseite deutete. Eigentlich hatte dort Seth in Deckung gehen wollen, um das Gebäude, in dem der Pater wohnte, zu beobachten.

Doch irgend jemand hatte dieselbe Idee gehabt. In dem Eingang bewegte sich eine schemenhafte Gestalt. Ein Mann beugte sich vor, sah zu einem Fenster in dem Gebäude auf der anderen Straßenseite hoch und wich wieder in den dunklen Eingang zurück. Der Mann war nur ganz kurz zu sehen gewesen. Dennoch hatte Eiszapfen in diesem kurzen Augenblick deutlich erkennen können, daß er keinen schwarzen Priestertalar getragen hatte. Demnach hatte er hier um diese Zeit ebenso wenig zu suchen wie Eiszapfen und Seth.

Sie beobachteten den Mann, wie er das Gebäude im Auge behielt. Nach einer Weile spähte er die Straße hinunter, um sich jedoch gleich wieder in den dunklen Hauseingang zurückzuziehen. Offensichtlich hatte er Erfahrung mit derlei Dingen, da er sich völlig unauffällig verhielt. Die Art, in der er die Straße hinuntergespäht hatte, ließ jedoch darauf schließen,

daß er nicht allein war und auf ein Zeichen wartete, beziehungsweise ein solches geben wollte.

Wenig später trat aus dem Haus auf der gegenüberliegenden Seite ein Geistlicher auf die Straße, sah kurz nach links und nach rechts und ging dann die Straße hinunter. Der Mann, den die beiden beobachtet hatten, verließ sein Versteck nicht, doch einige Häuser weiter huschte plötzlich eine Frau aus einem Hauseingang und folgte dem Pater, nachdem dieser an ihr vorübergegangen war. Eiszapfens Muskeln spannten sich. Ein Mann und eine Frau. Ihre Wege hatten sich bereits einmal mit denen eines Mannes und einer Frau gekreuzt. Das war bei Medicis Entführung gewesen.

Nach einer Weile verließ auch der Mann sein Versteck, um dem Pater zu folgen. Sobald Eiszapfen ihn einigermaßen deutlich zu sehen bekam, war ihm jedoch klar, daß es sich bei den beiden nicht um das Paar handeln konnte, das ihnen schon einmal begegnet war. Der Mann war kräftiger gebaut. Die Frau hatte längeres Haar.

Trotz dieser Unterschiede nahm Eiszapfen besorgt zur Kenntnis, daß ihnen bereits zum zweitenmal ein Mann und eine Frau in die Quere kamen. Waren auch sie hinter Pater Dusseault her? Sollte der Geistliche, den er eben das Haus hatte verlassen sehen, Pater Dusseault gewesen sein? Er hatte den Pater nie persönlich kennengelernt, noch ein Foto von ihm gesehen. Eiszapfen hielt es für das Klügste, den dreien zu folgen. Er winkte Seth kurz zu und bog um die Ecke.

Auf diese Weise gelangten sie schließlich in die vatikanischen Gärten. Sie achteten sorgsam darauf, daß der Mann und die Frau sie nicht bemerkten, und erreichten schließlich eine freie Fläche, in deren Mitte sich ein Brunnen in Form einer spanischen Galeone befand. Im Mondschein war ein Geistlicher zu erkennen, der gegen den Brunnen gelehnt stand. Eiszapfen legte sich flach auf den Boden und kroch näher auf den Brunnen zu, um besser erkennen zu können, ob es sich bei

dem Mann am Brunnen um den Geistlichen handelte, den sie beim Verlassen des Wohnhauses beobachtet hatten.

Nein. Er war es nicht. Gleichzeitig wurde Eiszapfen jedoch klar, daß dies der Mann war, den sie bei Medicis Entführung in einem Hinterhof auf der Lauer hatten liegen sehen. Er warf Seth, der den Mann offensichtlich ebenfalls wiedererkannt hatte, einen erstaunten Blick zu. In diesem Moment trat ein zweiter Geistlicher auf den Brunnen zu. Und bei diesem handelte es sich um den Mann, den sie beim Verlassen seiner Wohnung beobachtet hatten und den Eiszapfen für Pater Dusseault hielt. Die beiden Geistlichen sprachen eine Weile miteinander. Und dann griff Pater Dusseault den anderen Mann völlig unvermutet mit einem Messer an. Der verstand sich jedoch außergewöhnlich gut zu verteidigen. Pater Dusseault war ein durchaus geübter Kämpfer, aber der andere Geistliche war ihm eindeutig überlegen, so daß Dusseault nach einigen wenigen, aber gezielten Schlägen seines Kontrahenten zu Boden ging und reglos liegen blieb.

Staunend verfolgte Eiszapfen den Kampf der beiden. Noch nie hatte er zwei Geistliche gesehen, die so gute Kämpfer waren. Und dann stürzte eine Nonne auf den Brunnen zu. Es war dieselbe Frau, die Eiszapfen an jenem Abend zusammen mit dem zweiten Geistlichen beobachtet hatte. Er mußte unbedingt herausfinden, was das alles zu bedeuten hatte. Natürlich hätten er und Seth den Mann und die Frau mit ihren schallgedämpften Pistolen kampfunfähig schießen und anschließend verhören können. Aber ihm wurde bewußt, daß sie beide nicht die einzigen waren, die im Dunkel des Parks auf der Lauer lagen. Auch das andere Paar, das dem Pater von seiner Wohnung hierher gefolgt war, mußte sich irgendwo in der Nähe versteckt halten. Und tatsächlich trat nun der Mann, dem sie gefolgt waren, auf den Geistlichen und die Nonne am Brunnen zu. In der Hoffnung, hören zu können, was die drei sprachen, wäre Eiszapfen am liebsten näher an sie

herangekrochen.

Doch er wurde von Seth von seinem Vorhaben abgelenkt. Sein Partner zog ein flaches Etui aus seiner Jackentasche, entnahm ihr eine Injektionsspritze und kroch damit nach rechts, als wollte er die freie Fläche, in deren Mitte sich der Brunnen befand, umkreisen. Verwundert schlich ihm Eiszapfen nach, und als Seth nach einer Weile innehielt, kurz in das Dunkel hinausspähte und schließlich weiterkroch, wurde Eiszapfen bewußt, daß Seth nach der Frau Ausschau hielt, der sie mit ihrem Begleiter hierher gefolgt waren. Da sie sich bisher noch nicht gezeigt hatte, mußte sie noch irgendwo im Dunkel des Parks auf der Lauer liegen.

Plötzlich sah Eiszapfen, wie die Frau sich etwa zwanzig Meter zu seiner Rechten hinter einem Baum aufrichtete. Vom Brunnen aus war die Frau nicht zu erkennen, aber Eiszapfen, der schräg hinter ihr im Schutz der Dunkelheit durch den Park kroch, konnte sie ganz deutlich sehen. Lautlos glitt Seth auf die Frau zu, um sich schließlich mit einem mächtigen Satz auf sie zu stürzen. Während er ihr die eine Hand auf den Mund preßte, um ihre Schreie zu ersticken, stieß er ihr mit der anderen die Injektionsnadel in den Arm. Nach weniger als fünf Sekunden war die Gegenwehr der Frau erlahmt.

Lautlos trug Seth sie darauf tiefer in das Dunkel des Parks hinein. Eiszapfen folgte ihm und wollte ihm beim Tragen der Frau behilflich sein, doch Seth stieß seinen Arm unwirsch beiseite. Die wütenden Blicke seines rothaarigen Partners signalisierten ihm: *Sie gehört mir*. Erschrocken wurde sich Eiszapfen bewußt, daß Seth kränker war, als er angenommen hatte. Seths Körper durchlief ein leichtes Beben, dessen Ursache wohl die sexuelle Erregung war, die er verspürte, als er sich die Frau bäuchlings über seine Schulter warf, so daß ihre Brüste sich an seinem Rücken rieben.

Sie kehrten in ihr Versteck in dem dunklen Keller zurück, wo Eiszapfen nun nur mühsam seinen Abscheu zu unter-

drücken vermochte, als er Seths Hand über den Körper der Frau streichen hörte. Die Nacht war lang gewesen. Er drückte auf den Leuchtknopf seiner Digitaluhr, sieben Uhr dreiundzwanzig, und versuchte sich vorzustellen, daß es draußen bereits Tag war. Er hatte keine Ahnung, wie er es in diesem dunklen, muffigen Loch noch bis neun Uhr aushalten sollte, wenn Touristen das Betreten des Vatikans wieder gestattet war und sie sich unter dem Vorwand, der Frau wäre schlecht geworden, endlich von hier würden entfernen können.

21

»Zuviel Wein und zuwenig Schlaf«, sagte Eiszapfen zum Portier ihres Hotels, der ihnen sofort zu Hilfe eilen wollte, als er mit Seth und der Frau auf den Lift zuing. »Heute abend ist sie sicher schon wieder auf den Beinen, um sich die nächste Nacht um die Ohren zu schlagen.« Er honorierte die Hilfsbereitschaft des Portiers mit einem Trinkgeld.

Mit einem verständnisvollen Lächeln machte dieser sie darauf aufmerksam, falls er ihnen in irgendeiner Weise zu Diensten sein könne...

»... werden wir an der Rezeption ausdrücklich nach Ihnen verlangen«, versicherte ihm Seth mit einem nicht minder gewinnenden Lächeln.

Die Lifttür ging auf. Sie fuhren zu ihrem Zimmer hoch.

Während Eiszapfen die Tür von innen abschloß, legte Seth die Frau aufs Bett.

»Wie geht es ihr?«

Seth untersuchte ihre Augen. »Sie kommt langsam zu sich. Nicht mehr lange, und wir können sie befragen.« Er zog ihr die Schuhe aus und massierte ihre Füße.

Eiszapfen stieg die Galle hoch. Er mußte sich regelrecht zusammenreißen, um Seth nicht anzubrüllen, er solle seine

Finger von der Frau lassen. »Haben Sie den Mann und die Frau wiedererkannt, die als Geistlicher und Nonne gekleidet waren?«

»Ja, sie lagen damals in diesem Hinterhof auf der Lauer, als wir uns Medici gegriffen haben. Bei dieser Gelegenheit trugen sie allerdings ganz normale Kleidung. Ob sie wohl heute oder damals verkleidet waren? Offensichtlich sind in die ganze Geschichte noch ein Mann und eine Frau verwickelt. Allerdings scheinen die beiden Paare sich gegenseitig nicht zu kennen.« Seth dachte kurz nach. »Weshalb interessieren sie sich für Pater Dusseault? Haben beide Paare dafür dieselben Gründe? Sollten ihre Motive sogar dieselben wie die *unseren* sein?«

»Sie meinen, sie könnten ebenfalls herauszufinden versuchen, was der Pater über das Verschwinden unserer Väter weiß?« Angewidert wandte Eiszapfen seinen Blick von Seth ab, der gerade wieder die Frau befühlte. »Nein. Sie gehören nicht zu unserer Gruppe. Für sie besteht kein Grund, nach unseren Vätern zu suchen.«

»Allerdings ist nicht auszuschließen, daß auch sie sich für den vermißten Kardinal interessieren«, machte Seth geltend. Zu Eiszapfens Erleichterung ließ er von der Frau ab. »Außerdem könnte zwischen dieser Frau und unseren vermißten Vätern ein Zusammenhang bestehen. Sie ist ziemlich sicher Jüdin.«

»Das könnte auch ein Zufall sein.«

»Möglich«, entgegnete Seth. »Aber nicht wahrscheinlich.«

»Das wird sich ja bald herausstellen.« Seth öffnete ihren Gürtel und zog den Reißverschluß ihrer Hose nach unten, so daß ihr pfirsichfarbener Slip zum Vorschein kam.

Nun konnte Eiszapfen nicht mehr länger an sich halten. »Nein!«

Stirnrunzelnd sah Seth zu ihm auf. Seine Stimme klang hart. »Wie bitte?«

»Schlagen Sie sich lieber aus dem Kopf, was Sie mit ihr vorhaben, bevor sie wieder zu sich kommt.«

»Was ich mit ihr vorhabe?« entgegnete Seth mit einem eisigen Lächeln. »Mein ungehaltener Freund, was denken Sie wohl, daß ich mit ihr vorhaben könnte?«

»Ich sage nur, daß Sie es sich lieber aus dem Kopf schlagen sollen.«

»Ich habe nur vor, der Dame die Hose auszuziehen, damit sie sich während des Verhörs nicht beeengt fühlt. Zudem dürfte sie dringendst auf die Toilette müssen.« Seth streifte der Frau die Hose über die Beine.

Leise murmelnd zog die Frau die Knie an ihren Oberkörper hoch, als wäre ihr kalt.

»So, und jetzt kommen Sie.« Seth richtete sie in eine sitzende Position auf, schlang sich ihren Arm um den Hals und richtete sie vollends auf. Dann führte er sie mit einem herausfordernden Blick auf Eiszapfen ins Bad.

»Ich komme mit«, erklärte Eiszapfen.

»Das ist nicht nötig. Ich komme schon allein zurecht.«

»Zu zweit geht es sicher besser.«

Seth kniff die Augen zusammen. »Erst haben Sie Angst, ich könnte ihr was antun, und dann wollen Sie unbedingt zusehen, wie sie aufs Klo geht. Ihre Moralvorstellungen sind wohl etwas durcheinandergeraten.«

Ohne sich durch diese Spitze zu einer Unbeherrschtheit hinreißen zu lassen, ergriff Eiszapfen den anderen Arm der Frau, um sie zusammen mit Seth ins Bad zu führen. Zu Eiszapfens Erleichterung tat die Frau halb bewußtlos, was von ihr erwartet wurde.

Darauf trugen sie sie wieder zum Bett zurück, wo sie wieder die Knie gegen ihren Oberkörper hochzog.

»Was tun Sie dal« fuhr Seth Eiszapfen an.

Wütend starrten die beiden sich an. Der Raum knisterte vor aggressiver Spannung.

Eiszapfen hatte nach dem Zipfel der Bettdecke gegriffen, um sie über die Frau zu breiten.

»Nein.« Seths Augen blitzten drohend auf. »Das Serum wirkt besser, wenn ihr kalt ist.«

Eiszapfen wurde bewußt, daß es nun nur noch eines geringfügigen Anlasses bedurft hätte, um sie übereinander herfallen zu lassen. Doch soweit durfte er es nicht kommen lassen. Sein vorrangigstes Ziel war es, seinen Vater zu finden.

»Gut, wenn Sie meinen.«

»Ganz richtig. Wie ich meine. Wir wollen doch unsere Freundschaft keiner unnötigen Belastungsprobe unterziehen.« In Seths Tonfall schwang unüberhörbarer Spott mit. »Fangen Sie schon an. Befragen Sie sie.«

Während du dich am Anblick ihres nackten Körpers weidest, dachte Eiszapfen wütend.

Er trat an die Kommode, zog eine Schublade heraus und entnahm ihr eine Ampulle mit Sodiumamylalpulver, das er in einer größeren Ampulle in zwanzig Millilitern destilliertem Wasser auflöste. Damit zog er eine Spritze auf.

22

»Können Sie mich hören?«

Die Frau antwortete nicht.

Eiszapfen beugte sich über sie und wiederholte die Frage.

Die Frau nickte und murmelte kaum hörbar: »Höre Sie...«

»Gut. Seien Sie unbesorgt. Sie haben nichts zu befürchten. Sie befinden sich in Sicherheit. Bei Freunden.«

»Freunden...«

»Jawohl, bei Freunden. Und jetzt sagen Sie uns Ihren Namen.«

»Erika...«

»Und Ihr Nachname?«

»Bernstein-Grisman.«

Dem Namen zufolge, dachte Eiszapfen, mußte die Frau auf jeden Fall Jüdin sein, wie Seth vermutet hatte.

Mit sanfter Stimme fragte Eiszapfen weiter: »Weshalb sind Sie Pater Dusseault in die vatikanischen Gärten gefolgt?«

»Drei Männer haben versucht, uns zu töten...«

Diese zusammenhanglose Antwort ließ Eiszapfen frustriert den Kopf schütteln. Doch er fragte in seinem bisherigen freundlichen Ton beharrlich weiter: »Was wollten Sie von Pater Dusseault? Von den drei Männern können Sie uns später erzählen.«

Wieder eine unzusammenhängende Antwort. »Mein Vater ist verschwunden.«

Für Eiszapfen galt es nun zu entscheiden, ob er die Frau weiter nach Pater Dusseault fragen oder ihren Assoziationen freien Lauf lassen sollte. Möglicherweise war der Sachverhalt so kompliziert, daß er gar nichts aus der Frau herausbekommen würde, wenn er mit seinen Fragen auf einen zu eng beschränkten Themenkreis abzielte. Jedenfalls schien der Hinweis auf das Verschwinden ihres Vaters interessant genug, um ihm näher nachzugehen. »Ihr Vater ist verschwunden? Wann?«

»Vor zwei Wochen.«

»Wo?«

»In Wien.«

»Warum ist er verschwunden?«

»Weiß ich nicht...«

Selbst in ihrem betäubten Zustand wurde die Frau von solcher Erregung ergriffen, daß Eiszapfen ihr wieder ein paar unverfängliche Fragen stellte, damit sie sich nicht unnötig aufregte, bevor sie eventuell die entscheidenden Fragen zu beantworten begann. »Erzählen Sie uns etwas über Ihren Vater.«

Als die Frau nichts antwortete, spezifizierte Eiszapfen seine

Frage. »Wie alt ist er?«

»Siebzig...«

»Ist er noch berufstätig?«

»Pensioniert...«

Eiszapfen begannen die unwesentlichen Fragen, mit denen er sie zu beruhigen versuchte, bereits zu langweilen. »Womit hat er früher seinen Lebensunterhalt verdient?«

»Mossad...«

Die unerwartete Antwort ließ Eiszapfen zusammenzucken. Er drehte sich zu Seth herum, der überrascht von den Beinen der Frau aufschaute.

Eiszapfen wandte sich ihr wieder zu. »Ihr Vater hat als Agent für den Mossad gearbeitet?«

»Ja.«

»Sind auch *Sie* für den Mossad tätig?«

»Nein.«

Eiszapfens Puls verlangsamte sich wieder.

»Ausgeschieden...«

»Warum?«

»Wollte mit meinem Mann leben...«

»Ist das der Mann, mit dem Sie in den vatikanischen Gärten waren? Arbeitet er für den Mossad?«

»Nein.«

»Hat er früher für den israelischen Geheimdienst gearbeitet?«

»Nein.«

»Was ist Ihr Mann von Beruf?«

»Landwirt.«

»Wo?«

»In Israel.«

»Weshalb sind Sie von dort hierher gekommen?«

»Um nach meinem Vater zu suchen.« Ihre Stimme wurde fester. Ihre Augenlider begannen zu zucken.

Eiszapfen trat an die Kommode und zog eine zweite Spritze

mit dem kurz zuvor angesetzten Sodiumamytal auf. Das Wahrheitserum wirkte sofort, nachdem er ihr eine zweite Injektion gegeben hatte. Ihr Körper entspannte sich merklich.

»Wohin haben Sie sich als erstes gewandt, nachdem Sie und Ihr Mann Israel verlassen hatten?«

»Wien.«

»Wo Ihr Vater verschwunden ist. Natürlich. Und wohin weiter?«

»Schweiz.«

Die Antwort überraschte ihn. »Was?«

»In den Bergen südlich von Zürich.«

Eiszapfen zögerte. »Was wollten Sie dort?«

»Einen Freund meines Vaters suchen...«

»Haben Sie ihn gefunden?«

»Nein... verschwunden.«

Zum zweitenmal eine unerwartete Antwort.

»Ein Tagebuch...«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ein Tagebuch gefunden...«

»Was stand darin?«

»Konzentrationslager...«

Das kann doch nicht wahr sein, durchzuckte es Eiszapfen.

»Der Freund Ihres Vaters hat über seinen Aufenthalt im KZ Tagebuch geführt?«

»Ja.«

»War auch Ihr Vater im KZ?«

»Ja.«

Eiszapfen wurde von dem unheimlichen Gefühl befallen, daß sich langsam ein Zusammenhang herauszukristallisieren begann.

Doch plötzlich wechselte die Frau das Thema. »Drei Männer haben versucht, uns zu töten.«

Eiszapfen ließ ihren Assoziationen freien Lauf. »Ja, das haben Sie bereits erwähnt. Wo war das?«

»In den Alpen.«

»Wer waren diese Männer?«

»Wahrscheinlich Geistliche...«

Sie faselte wirres Zeug. Hatte er ihr eine zu starke Dosis injiziert?

Aufgewühlt durch die halbbewußten Erinnerungen, begann die Frau heftig zu zittern.

»Geistliche?« hakte Eiszapfen nach. »Weshalb sollten Geistliche versucht haben, Sie zu töten?«

Sie zitterte immer heftiger. »Pater Dusseault.«

Eiszapfens Puls ging zunehmend rascher. Nun waren sie wieder bei der Frage angelangt, mit der sie begonnen hatten.

»Was ist mit Pater Dusseault? Weshalb sind Sie ihm gefolgt? Steht er in Zusammenhang mit den Geistlichen, die Sie zu töten versucht haben?«

»Bezahlt durch das Büro des Kardinals.«

»Kardinal *Pavelics* Büro? Der verschwunden ist? *Wissen Sie, wo der Kardinal ist?*«

»Nein.«

»Suchen Sie nach ihm?«

»Nein.«

Eiszapfens Erregung machte heftiger Enttäuschung Platz. Die Frau hatte ihn im Kreis herumgeführt.

23

Eiszapfen gab jedoch nicht auf. Er ging näher auf die bisherigen Angaben der Frau ein und konnte ihr auf diese Weise weitere Einzelheiten entlocken. Dabei geriet sie wie zuvor jedesmal in heftige Erregung, wenn die Sprache auf ihren vermißten Vater und auf die drei Geistlichen kam, die sie und ihren Mann zu töten versucht hatten. Schließlich ließ Eiszapfen von ihr ab und ging im Zimmer hin und her. Er hatte ihr jede

nur erdenkliche Frage gestellt, ohne etwas Brauchbares zu erfahren. Tatsächlich war es ihm nicht gelungen, ihr jene Informationen zu entlocken, die er so dringend brauchte. Vielleicht lag dies einfach daran, daß er gar nicht wußte, wonach er fragen sollte.

Seth schien immer noch vor allem an der Nacktheit der Frau interessiert zu sein.

»Was halten Sie von den Ringen, von denen sie erzählt hat?« fragte ihn Eiszapfen.

»Diese Killermönche?« Seth riß seinen Blick los. »Ich bin nun schon zwanzig Jahre in diesem Geschäft, aber von einer solchen Organisation habe ich noch nie etwas gehört.«

»Ich auch nicht. Das heißt aber nicht, daß es sie nicht gibt. Möglicherweise legt diese Organisation Wert auf größte Geheimhaltung. Und was hat es wohl mit dem Verschwinden ihres Vaters auf sich? Könnte es etwas mit dem Verschwinden unserer Väter zu tun haben? Oder dem des Kardinals?«

»Der gemeinsame Nenner dürfte im Augenblick bei Pater Dusseault zu suchen sein«, meinte Seth. »Jedenfalls scheint er sowohl bei unseren Nachforschungen wie bei denen dieser Frau eine gewisse Rolle zu spielen.«

»Dabei dürfen wir auch das andere Paar nicht außer acht lassen – den Mann und die Frau, die wir, als Geistlicher und Nonne verkleidet, im Park gesehen haben. Aus welchem Grund könnten *sie* sich für Pater Dusseault interessiert haben? Und weshalb haben sie sich - ebenfalls wie wir – auch für Medici interessiert? Ich bin inzwischen sicher, daß zwischen all dem ein Zusammenhang bestehen muß. Und die Antwort darauf hätten wir von Pater Dusseault erfahren können. Allerdings haben wir ihn uns durch die Lappen gehen lassen.«

»Das wird sich erst noch zeigen«, entgegnete Seth.

»Wieso?« Eiszapfen runzelte die Stirn. »Was haben Sie im Sinn?«

»Das werden Sie noch früh genug merken.« Seinen Blick

unverwandt auf die Frau gerichtet, schlüpfte Seth aus seinem Sakko und begann sein Hemd aufzuknöpfen.

Eiszapfen trat zwischen ihn und sie. »Weshalb ziehen Sie sich aus?«

»Nicht das, was Sie denken. Im Moment interessiert mich diese Frau nicht. Ich möchte nur duschen und mich rasieren. »Und dann möchte ich kurz ausgehen. Sie werden so lange hier bleiben und auf sie aufpassen.« Damit verschwand Seth im Bad.

»Sie wollen ausgehen?« Ein böser Verdacht stieg in Eiszapfen auf. »Wieso?« Rasch folgte er Seth ins Bad. »Was haben Sie...? Natürlich«, fiel ihm plötzlich ein. »Es wird langsam Zeit, daß wir Halloway Bericht erstatten. Sie wollen ihn von einem abhörsicheren Telefon aus anrufen?«

»Halloway Bericht erstatten?« entgegnete Seth verächtlich. »Keineswegs. Was sollte ich ihm denn melden? Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, nur Erfolge durchzugeben, keine Fehlschläge.« Seth drehte die Dusche auf. »Doch mit etwas Glück, wenn mein kleiner Erkundungsgang sich als erfolgreich erweisen sollte, werden wir vielleicht schon bald gute Nachrichten für Halloway haben.«

24

Saul erwachte aus einem Alptraum, in dem er, von totaler Finsternis umgeben, Erikas verzweifelte Hilferufe gehört hatte. Er richtete sich ruckartig auf, und als er seine Frau weiter rufen hörte, sprang er aus dem Bett, um ihr zu Hilfe zu eilen. Doch dann wurde ihm bewußt, daß die Schreie in Wirklichkeit das Klingeln des Telefons gewesen waren. Erst jetzt, voll bekleidet in seinem Hotelzimmer stehend, kam er vollends zu sich. Saul hatte auf der Couch geschlafen, während Drew und Arlene in dem breiten Doppelbett lagen. Helles Sonnenlicht drang durch

die Spalten zwischen den zugezogenen Vorhängen.

In der Hoffnung, es könnte Erika sein, nahm Saul ab. Statt dessen meldete sich jedoch nur Gallagher. Er klang müde und heiser.

»Romulus, wir haben den Pater so weit – er möchte Ihnen beichten. Kommen Sie gleich mal rüber.«

»Bin schon unterwegs.« Saul sah auf seine Uhr. Es war kurz nach zehn. Er hatte zwar sechs Stunden geschlafen, war jedoch von quälenden Alpträumen heimgesucht worden und fühlte sich noch genauso müde wie zu dem Zeitpunkt, als er sich schlafen gelegt hatte.

Drew und Arlene waren inzwischen ebenfalls aufgewacht.

»Wer war das?« wollte Drew wissen.

»Gallagher. Gleich geht die Fragestunde los.« Saul ging ins Bad, wusch sich mit kaltem Wasser das Gesicht und kehrte zu Drew und Arlene zurück. »Wollen Sie noch immer nichts mit dem CIA zu tun haben?«

»Ich habe bereits mit der Bruderschaft genügend Schere-reien. Und ich beabsichtige nicht, mir noch zusätzliche Schwierigkeiten aufzuhalsen, indem ich mich mit einem Geheimdienst einlasse. Nach meiner Arbeit für ›Skalpell‹ habe ich genug von diese Sorte Vereine.« In Drews Stimme schwang heftige Verbitterung mit. »Der CIA würde doch alles über mich wissen wollen. Sie würden mich anzuwerben versuchen, und wenn ihnen das nicht gelänge, würden sie mich observieren. Wenn man sich auf diese Bande einmal eingelassen hat, wird man sie nicht mehr los. Und mich interessiert im Augenblick nur eines: Ich möchte endlich meine Ruhe haben.«

»Das Problem ist nur«, entgegnete Saul, »daß ich nicht weiß, welche Fragen ich Pater Dusseault stellen soll. Sie sind doch derjenige, der herausfinden will, was aus dem Kardinal geworden ist und wer die Bruderschaft von innen heraus zu zerstören versucht. Was dagegen mich betrifft, möchte ich nur

Erika und ihren Vater wiederfinden. Allerdings bin ich mir sicher, daß unsere Ziele durchaus miteinander zu tun haben. Möglicherweise könnten mir die Antworten auf Ihre Fragen auch einige meiner eigenen Probleme klären helfen. Wie sollen wir allerdings gemeinsam den Pater verhören, wenn Sie den CIA nicht wissen lassen wollen, daß auch Sie in diesen Fall verwickelt sind?«

25

Saul klopfte an die Tür am Ende des Flurs. Er hörte, wie der Schlüssel sich im Schloß drehte, und dann öffnete ihm Gallagher. Schon beim Eintreten stach ihm typischer Krankenhausgeruch in die Nase. Er trat an das Bett, auf dem Pater Dusseault lag. Die Haut des Geistlichen war auffallend blaß. Seine gebrochene Nase war heftig angeschwollen, das gleiche galt für seine Augenbrauen und seinen Unterkiefer. Der Pater lag nur im Hemd auf dem Bett. Der Kragen war geöffnet, die Ärmel hochgekrempelt. An seinem Brustkorb und seinen Armen waren Elektroden befestigt, die zu einem tragbaren Blutdruckmeßgerät führten, das auf einer neben das Bett gerückten Kommode stand.

Saul ließ seinen Blick durch den Raum wandern. Die Tür zum Bad stand offen. Der Arzt und seine Helfer waren nirgendwo zu sehen. »Wo...?«

»Ich habe sie frühstücken geschickt«, kam Gallagher Sauls Frage zuvor. »Es ist besser, wenn sie nichts von dem Ganzen zu hören bekommen. Sie werden dann weniger zu vergessen haben. Notfalls kann ich sie in dem Lokal, das sie eben aufgesucht haben, unverzüglich erreichen. Sie werden in einer Stunde hier anrufen und fragen, wann sie zurückkommen sollen.«

Saul wandte sich Pater Dusseault zu und kontrollierte die

Anzeige für die Sodiumamylalzufuhr in seinen Blutkreislauf.

»Er hat das Bewußtsein noch immer nicht erlangt«, bemerkte Saul. »Heißt das, daß er eine Gehirnerschütterung hat?«

»Nein. Er ist vor zwei Stunden zu sich gekommen, so daß ihn der Arzt wieder betäuben mußte.«

»Aber er ist imstande, Fragen zu beantworten?«

»Den Anzeigen auf dem Meßgerät zufolge befindet er sich augenblicklich in einem für unsere Zwecke ideal geeigneten halbbewußten Zustand, in dem er Ihnen alles erzählen wird, was Sie von ihm wissen wollen.«

»Gut. Dürfte ich Sie vielleicht noch um einen Gefallen bitten?«

Gallagher trat von einem Fuß auf den anderen. »Eigentlich haben wir Ihnen inzwischen schon eine ganze Reihe von Gefallen erwiesen. Und falls Sie dies mittlerweile wieder vergessen haben sollten – ursprünglich war es eigentlich so abgemacht, daß Sie *uns* einen Gefallen erweisen, weil wir Sie ungestraft Ihr Exil verlassen ließen. Schritt für Schritt haben Sie es allerdings so hingedreht, daß nur noch wir es sind, die Ihnen einen Gefallen nach dem anderen tun. Und das wird auf Dauer etwas unerfreulich.«

»Nur noch ein einziges Mal. Was haben Sie schließlich zu verlieren?«

»Das werde ich erst beurteilen können, wenn Sie mir gesagt haben, was Sie von mir wollen.«

»Ich möchte allein sein, wenn ich den Pater verhöre.«

Gallagher blieb der Mund offen stehen. »Das wird ja immer schöner!«

»Es ist nur zu Ihrem eigenen Besten. Wenn etwas schiefgeht, wenn er stirbt – möchten Sie wirklich dabei sein, wenn das der Fall sein sollte? Möchten Sie wirklich, daß der CIA in den Tod eines Beamten aus dem Vatikan verwickelt wird?«

»Machen Sie mir doch nichts vor, Romulus. Wer außer Ihnen und mir erführe denn davon, wenn der Pater stürbe?«

»Genau darauf will ich doch hinaus. Wir zwei wären bereits einer zuviel. Sie würden nur ständig von Zweifeln geplagt werden, ob Sie mir noch trauen könnten, wenn wir beide die einzigen wären, die über den Tod des Paters Bescheid wüßten. Vielleicht kämen Sie dabei zu dem Schluß, daß meine Mitwisserschaft eine zu große Gefahr für Sie darstellte. Ich habe jedenfalls keine Lust, meine Seele schon wieder an den CIA zu verschachern oder einem bedauerlichen Unglücksfall zum Opfer zu fallen. Tun Sie sich also selbst einen Gefallen und leisten Sie Ihren Leuten beim Frühstück Gesellschaft. Tun Sie damit auch mir einen Gefallen, indem Sie mich bei der Befragung des Paters aufs Ganze gehen lassen. Ich werde Ihnen alles erzählen, was ich aus ihm herausbekomme.«

»Weshalb sollte ich Ihnen das glauben?«

»Weil ich auf Sie angewiesen bin. Ohne Ihre Hilfe wäre ich nie so weit gekommen, wobei ich hoffe – mit Ihrer Hilfe –, noch wesentlich weiter zu kommen. Ganz bestimmt wird mir der Pater Dinge verraten, denen ich ohne die Unterstützung des CIA unmöglich würde nachgehen können. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen nichts von dem, was ich über die Bruderschaft erfahre, verschweigen werde. Mich interessiert nur, was aus meiner Frau und ihrem Vater geworden ist.«

Gallagher spitzte nachdenklich die Lippen. »Ich weiß jetzt schon, daß mir das alles einmal schrecklich leid tun wird. Sie geben mir also Ihr Wort?«

Saul nickte.

»Sie haben mich nie zu hintergehen versucht«, erklärte Gallagher darauf. »Das ist auch einer der Gründe, weshalb ich mich überhaupt so weit auf diese Geschichte eingelassen habe. Ich kann nur hoffen, daß Sie sich nicht geändert haben – sonst würden Sie nämlich tatsächlich das Opfer eines Unfalls. Sie haben zwei Stunden Zeit. Danach werde ich, ungeachtet Ihrer Ausflüchte, zurückkommen.«

»Einverstanden.«

Als Gallagher darauf das Zimmer verließ, wartete Saul, bis er im Lift nach unten gefahren war, um dann nach dem Telefon zu greifen. Er wählte so geräuschlos wie möglich, ließ es einmal läuten und legte sofort wieder auf. Dann wandte er sich Pater Dusseault zu. Er mußte die zwei Stunden, die ihm zur Verfügung standen, so gut wie möglich nutzen. Schnell entfernte er die Elektroden von Brust und Armen des Paters, knöpfte dessen Hemd zu, ließ aber die Kanüle für die intravenöse Versorgung mit Sodiumamytal in seinem Arm stecken. Er richtete ihn vom Bett auf, klemmte sich die Flasche mit der Sodiumamytallösung unter den Arm und führte den halb bewußtlosen Pater zur Tür. Nachdem er das Schloß hatte aufschnappen lassen, wurde die Tür von außen geöffnet. Auf dem Flur wartete Drew, der auf das Läuten des Telefons hin Saul zu Hilfe geeilt war. Wortlos half ihm Drew, den Pater auf den Flur zu führen. Dann schloß er die Tür.

Es war von äußerster Wichtigkeit, daß sie kein Wort sprachen. Gallagher hatte zwar das Hotelzimmer, in dem der Pater gelegen hatte, auf Sauls Wunsch hin verlassen, aber Saul war sich sicher, daß der Raum abgehört wurde. Gallagher hatte bestimmt Vorkehrungen getroffen, um die Aussagen Pater Dusseaults auf Band festhalten und anschließend in aller Ruhe auswerten zu können. Im übrigen ging Saul davon aus, daß allein diese Abhörvorkehrungen Gallagher das Risiko hatten eingehen lassen, ihn mit dem Pater allein zurückzulassen. Welchen Unterschied hätte es für Gallagher schließlich gemacht, ob er bei dem Verhör zugegen war, solange er nur eine Tonbandaufzeichnung davon bekam. Wenn das Verhör allerdings in diesem Hotelzimmer stattgefunden hätte, wären auf dem Tonband auch Drews und Arlenes Stimmen zu hören gewesen, was nur zur Folge gehabt hätte, daß Gallagher sich als nächstes die beiden vorgenommen hätte.

Der Weg über den Flur erschien Saul endlos lang. Es war nicht auszuschließen, daß ein Hotelgast oder ein Zimmer-

mädchen auftauchte, doch gab es keine Möglichkeit, dieses Risiko zu umgehen. Saul hörte das Geräusch des nach oben fahrenden Lifts. Er hielt auf ihrem Stockwerk. Die Tür ging auf. Im selben Moment hörte er hinter sich das leise Klicken eines Türschlosses. Arlene hatte ihnen die Tür geöffnet, und sie konnten sich mit dem Pater in ihrer Mitte gerade noch in ihr Zimmer drängen, als der Fahrgast des Lifts auf den Flur hinaustrat.

Inzwischen hatte Arlene jedoch die Tür bereits wieder hinter ihnen geschlossen und von innen verriegelt. Saul und Drew legten Pater Dusseault vorsichtig aufs Bett und schoben ihm ein Kissen unter den Kopf.

»Gallagher hat mir nur zwei Stunden Zeit gelassen.«

»Das ist nicht genug«, schüttelte Drew den Kopf.

»Es muß genügen.«

»Was ist«, fragte Arlene, »wenn Gallagher die Mikrophone, die Ihrer Meinung nach in dem anderen Zimmer versteckt sind, von einem speziellen Observierungsteam abhören läßt? Wenn sie nichts als Schweigen zu hören bekommen, werden sie doch schnellstens merken, daß Sie den Pater gar nicht verhören. Sie werden Gallagher unverzüglich warnen, daß irgend etwas nicht stimmt.«

»Ich glaube nicht«, entgegnete Saul, »daß Gallagher die Mikrophone abhören läßt. Als er nämlich erfuhr, daß ich einen Geistlichen aus dem Vatikan entführt habe, bekam er es sofort mit der Angst zu tun, seine Zusammenarbeit mit mir könnte herauskommen. Schließlich kann es ihn ohne weiteres seine Stellung kosten, wenn irgend etwas schiefgeht. Zudem hatte er schon Angst, der Arzt und seine zwei Helfer könnten zuviel erfahren. Er hat sie frühstücken geschickt, bevor er mich zu sich kommen ließ. Daraus schließe ich auch, daß er die versteckten Mikrophone von niemandem abhören läßt. Die Tonbandaufnahme, die er von dem Verhör zu bekommen hofft, sollte ausschließlich für seine Ohren bestimmt sein.«

»Dann können wir zumindest auf diese zwei Stunden fest zählen.«

»Also an die Arbeit«, drängte Saul, »bevor wir noch mehr kostbare Zeit vergeuden.«

Drew hielt die Flasche mit Sodiumamytal hoch, während Arlene den Schlauch wieder an der Kanüle in Dusseaults Arm befestigte. Saul beugte sich über den Pater.

»Wir sind Ihre Freunde. Sie haben nichts zu befürchten. Sie können vollkommen unbesorgt sein. Entspannen Sie sich.«

»Entspannen...«, Pater Dusseault sprach leise und heiser, als hätte er eine trockene Kehle.

»Sie können vollkommen unbesorgt sein. Erzählen Sie uns alles, wonach wir Sie fragen. Verschweigen Sie uns nichts. Sie können uns vertrauen.«

»Vertrauen...«

Saul überlegte kurz, was er Dusseault als erstes fragen sollte. Ihm brannten zahlreiche Fragen auf der Zunge, doch wenn er sie dem Pater aufs Geratewohl stellte, würde es zuviel Zeit in Anspruch nehmen, die Antworten in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Er mußte die Fragen in einer logischen Aufeinanderfolge stellen.

Doch während Saul noch überlegte, kam ihm Drew zuvor, indem er ohne Umschweife sein Kernproblem zur Sprache brachte. »Wissen Sie, was Kardinal Pavelic zugestoßen ist?«

»Ich habe ihn getötet... seine Leiche verbrannt.«

Schockiert sah Drew zu Arlene und Saul auf.

»Warum?«

»Er hat herausgefunden, was ich getan habe.«

»Und was haben Sie getan?«

»Den Juden alles erzählt.«

Jede Faser in Sauls Körper spannte sich. »Den Juden?«

»Was haben Sie den Juden erzählt?« fragte Arlene.

»Die Geschichte mit den Nazis.«

Im Raum wurde es bedrückend still. Saul hatte das Gefühl,

als würden sie gleich einen Stein zur Seite wälzen, unter dem etwas Schreckliches verborgen lag.

26

Doch die Enthüllungen nahmen einige Zeit in Anspruch.

Als 1941 die deutschlandfreundliche Regierung von Jugoslawien einem gegen die Nazis gerichteten Umsturzversuch weichen mußte, war Hitler entschlossen, an Jugoslawien ein Exempel zu statuieren, um ähnlichen Loslösungsbestrebungen anderer Nationen vom Dritten Reich vorzubeugen. Die jugoslawische Hauptstadt Belgrad wurde Ziel massiver Luftangriffe. Die Wehrmacht fiel in Jugoslawien ein und schlug sämtliche weiteren Erhebungen nieder. Das Land wurde aufgeteilt; die einzelnen Territorien fielen an Bulgarien, Albanien, Ungarn und Italien. Der verbleibende Rest wurde zu dem nationalsozialistischen Marionettenstaat Kroatien gemacht.

Die neu eingesetzte kroatische Regierung leitete unverzüglich rassistische und religiöse Säuberungsaktionen ein, die mit solcher Brutalität durchgesetzt wurden, daß selbst hartgesottene SS-Offiziere ihre Bedenken anmeldeten. Eine fanatische Gruppe von Kroaten, die Ustascha, ging im Auftrag der Regierung gegen Serben, Juden und Zigeuner vor. Unzählige Menschen wurden auf bestialische Weise ermordet oder in Konzentrationslager gesteckt, wo sie ein kaum minder grausames Schicksal erwartete. Diesen Säuberungsaktionen fielen mindestens sechshunderttausend Menschen zum Opfer, wobei andere Schätzungen die Zahl der Toten bei ein und einer Viertelmillion ansetzen.

Pater Krunoslav Pavelic, der in Jugoslawien geboren und aufgewachsen war, stellte sich auf die Seite der Ustascha und ihrer Nazi-Auftraggeber. Dies hatte zum einen pragmatische Gründe – er wollte auf der Seite der Sieger stehen. Zum

anderen lagen dem jedoch auch ideologische Motive zugrunde. Pavelic war der festen Überzeugung, mit seinem Tun Gott zu dienen. Einmal aller rassistischen Aspekte ungeachtet, trat er mit vollster Überzeugung für die Auslöschung aller Religionen mit Ausnahme des Katholizismus ein. Bei den Juden und den Zigeunern handelte es sich seiner Meinung nach sowieso um Heiden, und was die Serben betraf, die überwiegend dem griechisch-orthodoxen Glauben anhängen, sollten auch sie wegen ihres Abfalls vom wahren Glauben erbarmungslos bekämpft werden. Pater Pavelic unterstützte die Ustascha nicht nur, er tat sich sogar mit ihr zusammen und wurde zu einer ihrer maßgeblichen Führungspersönlichkeiten.

Innerhalb der Kirche selbst wußte man nichts von diesem privaten heiligen Krieg des Paters Pavelic. Eingeweihte Kreise waren jedoch sehr wohl über die Verfolgung der Orthodoxen und vor allem der Juden informiert. Mit einigen wenigen Ausnahmen wurden von Seiten der Kirche aber keinerlei Versuche unternommen, diesem Morden ein Ende zu bereiten. Diese Nichteinmischung wurde damit begründet, die Kirche müßte ihre Neutralität wahren, um nicht selbst massiven Repressionen ausgesetzt zu werden. Falls Hitler den Krieg gewonnen und die Kirche als ihm feindlich gesinnt betrachtet hätte, dann wäre ihrem Bestehen ebenso ein Ende gemacht worden, wie der jugoslawischen Nation. »Beten und abwarten«, wurde in dieser schwierigen Zeit zum Motto der Kirche.

Nach der endgültigen Niederlage Hitlerdeutschlands im Jahr 1945 versuchte die Kirche ihre stillschweigende Duldung des Naziterrors wiedergutzumachen, indem sie sich, vor allem über die Vermittlung des Roten Kreuzes, nachhaltig für die zahlreichen Flüchtlinge einsetzte. Indessen war Pater Pavelic von Kroatien nach Rom versetzt worden, wo er dafür sorgte, daß er dem Flüchtlingshilfeprogramm des Roten Kreuzes zugeteilt wurde. In dieser Position ließ er dann durch seine

Kontaktmänner bei der Ustascha heimlich die Kunde verbreiten, daß er den geschlagenen Verfechtern einer, wie er noch immer überzeugt war, gerechten Sache behilflich sein wollte, sich der Bestrafung für ihre, wie die Alliierten es nannten, Kriegsverbrechen zu entziehen.

Dazu wollte er sich freilich nur gegen die entsprechende Bezahlung bereiterklären, um die Finanzen der Kirche aufzubessern. Seine Forderungen beliefen sich auf die damals beträchtliche Summe von zweitausend Dollar pro Flüchtling. Nur hochstehende Nazi-Offiziere waren imstande, das hierfür nötige Geld aufzubringen. Folglich setzte Pater Pavelics Klientel sich aus den meistgesuchtesten Kriegsverbrechern zusammen. Mit vom Roten Kreuz ausgestellten Pässen verhalf er diesen Männern zu neuen Identitäten und ermöglichte ihre Ausreise nach Südamerika, Mexiko und Kanada sowie in die Vereinigten Staaten und in den Mittleren Osten. Gelegentlich tarnte er seine Schützlinge auch als Geistliche und brachte sie in diversen Klöstern unter, wo sie sich verbargen, bis ihre Jäger ihre Spur verloren hatten. Und dann ermöglichte er ihnen vermittels im Vatikan ausgestellter Pässe die Flucht.

Doch wenn seine Klienten geglaubt hatten, die Sache hätte sich erledigt, sobald sie wohlbehalten in ihrer neuen Heimat eingetroffen waren, sollten sie schon bald zu ihrem nicht geringen Erstaunen feststellen müssen, daß Pavelic weiterhin genauestens über ihren Verbleib informiert blieb und ein jährliches Schweigegeld forderte. Für den Fall, daß einer der Betroffenen sich geweigert hätte zu zahlen, drohte der Kardinal, die Wahrheit über ihn zu enthüllen. Selbstverständlich war dies auch für Pavelic mit gewissen Risiken verbunden. Falls er einen seiner Klienten hätte anzeigen müssen, hätte dieser sicherlich auch Pavelics eigene Beteiligung an seiner Flucht offengelegt. Aber dazu sollte es kein einziges Mal kommen. Die Angst seiner Klienten vor der ihnen drohenden Strafe war zu groß, als daß sie gewagt hätten, den

Forderungen Pavelics nicht nachzukommen. Und noch eine weitere Gefahr hatte Pavelic zu gewärtigen – daß die von ihm Erpreßten ihn zu töten versuchen würden, anstatt zu zahlen. Aus diesem Grund ließ Pavelic sie wissen, daß die Dokumente, die ihre Schuld bewiesen, an einem sicheren Ort aufbewahrt würden. Im Falle seiner Ermordung hätte ein enger Vertrauter Anweisung, diese Dokumente an die zuständigen Behörden weiterzuleiten.

Seine Klienten gaben also klein bei. Anfänglich betrugen ihre jährlichen Zahlungen zweitausend Dollar – dieselbe Summe, die sie einst für ihre Flucht hatten aufbringen müssen. Doch je mehr sie zu Wohlstand und Reichtum gelangten, desto höher wurden auch Pavelics Forderungen. Insgesamt erpreßte er auf diese Weise Summen in Millionenhöhe. Das Geld war jedoch nicht für seinen eigenen Gebrauch bestimmt. Es floß auf Heller und Pfennig in die Kassen der Kirche, um deren Kampf für den Glauben voranzutreiben. Vermittels der ihm daraus erwachsenden Machtposition und seiner organisatorischen Fähigkeiten konnte er schließlich sogar in Kirchenkreisen zahlreiche Anhänger gewinnen. Und andere Mitglieder der Kurie, welche von den dubiosen Aktivitäten des Kardinals während und nach dem Krieg erfuhren, konnten nicht umhin, Pavelic weiterhin zu unterstützen, da die Aufdeckung seiner Nazi-Vergangenheit auch für die Kirche selbst höchst peinlich gewesen wäre. Auch in diesem Punkt ging Pavelic ein gewisses Risiko ein. Seine Loyalität der Kirche gegenüber war nämlich so unverbrüchlich, daß er einen Skandal unter allen Umständen vermieden hätte. Allerdings waren sich seine Gegner dieser seiner Skrupel nicht bewußt, so daß auch sie seinem unaufhaltsamen Aufstieg nichts entgegensetzten. Mit fünfunddreißig Jahren war Pavelic also bereits Kardinal und Mitglied der Kurie. Fünf Jahre später wurde er mit der Verwaltung der Kirchenfinanzen betraut.

Dies alles hatten Saul, Drew und Arlene von Pater Dusseault

erfahren. Selbstverständlich hatten sie dem Pater diese Informationen nicht in Form zusammenhängender und schlüssig aneinandergereihter Angaben entlocken können. Vielmehr hatten sie die einzelnen Details erst zu einem großen Ganzen zusammenfügen müssen. Schließlich stand für sie fest, daß Pater Dusseault der Bruderschaft angehörte. Als Privatsekretär des Kardinals war ihm selbstverständlich nicht entgangen, welch enorme Geldbeträge der Kardinal in die Kirchenkassen fließen ließ. Mit Hilfe der Bruderschaft war es ihm gelungen, Kardinal Pavelics Geheimnis zu lüften, woraufhin er alles darangesetzt hatte, der Gerechtigkeit doch noch zum Sieg zu verhelfen.

27

Saul beugte sich tiefer über Pater Dusseault. Drew und Arlene hatten bereits viel von dem erfahren, was sie wissen wollten. Und nun war er an der Reihe. Wo *steckten Erika und ihr Vater*? Die Angaben des Paters hatten ihn mehr und mehr zu der Überzeugung gelangen lassen, daß er des Rätsels Lösung auf der Spur war.

»Was haben Sie getan, nachdem Sie die Wahrheit über die Vergangenheit des Kardinals herausbekommen hatten? Wie haben Sie der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen?«

»Indem ich den Israelis Bescheid sagte.«

»Welchen Israelis? Wem haben Sie davon erzählt?«

»Dem Mossad.«

»Wem beim Mossad?«

»Ephraim Avidan.«

Offensichtlich war Sauls Verblüffung Drew und Arlene nicht entgangen, da sie ihn verwundert ansahen.

Natürlich, schoß es Saul durch den Kopf. Schließlich wußten sie nichts über die Hütte in den Alpen, die er mit Erika

aufgesucht hatte. Ebenso wenig konnten sie etwas von Avidans Tagebuch ahnen.

»Weshalb haben Sie sich ausgerechnet an Avidan gewandt?« fragte Saul weiter.

»Er war im KZ gewesen... Ich brauchte jemanden, der tatsächlich etwas unternehmen würde.«

Das konnte Saul nur zu gut verstehen. Da man in jüngster Vergangenheit in Israel auf Naziverbrechen zunehmend nachsichtiger reagierte, hatte Pater Dusseault durch die Bruderschaft einen Mossad-Agenten ausfindig machen lassen, der wegen der an ihm und seinen Angehörigen begangenen Nazigreueln noch immer auf Rache sann und auch in der Lage war, diese in die Tat umzusetzen.

»Doch Kardinal Pavelic entdeckte, was Sie über ihn herausbekommen hatten?« fragte Arlene.

»Er hat mich bedroht. Deshalb mußte ich ihn erschießen.«

»Haben Sie auch Pater Viktor getötet?« fragte Drew.

Saul wollte sich eben erkundigen, wer Pater Viktor wäre, doch Drew gebot ihm mit einer kurzen Handbewegung Schweigen.

»Ja.«

»Weil er Sie im Verdacht hatte, den Kardinal ermordet zu haben?« drang Drew weiter in den Pater.

»Nein.«

»Weshalb haben Sie Pater Viktor dann getötet?«

»Er hat entdeckt, daß ich die Bruderschaft zerschlagen wollte.«

Mehr und mehr kam nun die volle Wahrheit an den Tag. Dem Pater war die militante Ausrichtung seines Ordens zunehmend zuwider geworden, zumal er fest davon überzeugt war, daß Gott keine Krieger, sondern Friedensstifter zu Dienern haben wollte. Wie er sich verpflichtet gefühlt hatte, die Kirche von korrupten Gottesmännern wie Kardinal Pavelic zu befreien, so hatte er sich schließlich auch darangemacht, die

Kirche vom Krebsgeschwür der Bruderschaft zu befreien, indem er deren Operationen auf jede nur erdenkliche Weise sabotierte. Als Pater Viktors Verdacht auf Dusseault gefallen war, hatte dieser sich gezwungen gesehen, ihn anlässlich eines nächtlichen Treffens in den vatikanischen Gärten zu erschießen. Dusseaults Pistole war zwar mit einem Schalldämpfer versehen gewesen, aber das leise Geräusch hatte dennoch einen Wachposten herbeigelockt. Daher hatte Pater Dusseault die Flucht ergreifen müssen, ohne vorher noch Pater Viktors Leiche beseitigen zu können. Aus eben diesem Grund hatte er sich bei seiner Verabredung mit Drew an derselben Stelle für ein lautloses Messer als Waffe entschieden.

Saul wurde zunehmend ungeduldiger. Pater Dusseault war mehr und mehr von dem abgeschweift, was er wissen wollte. »Sagt Ihnen der Name Joseph Bernstein etwas?«

»Nein.«

»Meine Frau ist Ihnen in den Park gefolgt. Wurden Sie von einer zweiten Person dorthin begleitet, sozusagen als Rückendeckung? Wissen Sie, weshalb sie verschwunden sein könnte?«

»Nein.«

Saul massierte seine Schläfen. Dann warf er einen kurzen Blick auf seine Uhr. »Wir haben nur noch zwanzig Minuten Zeit, bis Gallagher zurückkommt«, wandte er sich darauf Drew und Arlene zu. »Das reicht nicht aus, um herauszufinden ...«

In diesem Moment klingelte das Telefon. Saul zuckte zusammen. »Wenn das Gallagher ist...«

»Vielleicht hat er in dem anderen Zimmer angerufen«, warf Arlene ein. »Und nachdem sich dort niemand gemeldet hat, hat er es hier versucht.«

»Möglich«, entgegnete Saul. »Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, daß Gallagher dort angerufen hat. Eher wäre er persönlich vorbeigekommen. Andererseits hat er mir jedoch volle zwei Stunden zugesichert.«

»Vielleicht sind ihm nachträglich doch noch Bedenken gekommen, und er hat es sich anders überlegt«, warf Drew ein.

Das Telefon klingelte weiter.

»Vielleicht ist es gar nicht Gallagher«, stieß Saul hervor. »Vielleicht ist es...« Er brachte den Namen Erika nicht über seine Lippen, als er nach dem Hörer griff. »Hallo?«

»Spreche ich mit Saul Grisman?« meldete sich eine schneidende Männerstimme.

»Ja.«

»Sie haben sich sicher wegen Ihrer Frau Sorgen gemacht. Das ist nun nicht mehr nötig. Wir haben sie.«

»Wir? Wer sind Sie...?«

Drew und Arlene standen wie erstarrt neben ihm.

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß wir Ihnen unsere Namen nennen«, erklärte der Anrufer. »Sie braucht doch nur zu interessieren, daß wir sie haben und daß sie in Sicherheit ist.«

»Weshalb sollte ich Ihnen das glauben?« stieß Saul hervor. »Lassen Sie mich mit meiner Frau sprechen.«

»Das ist leider nicht möglich. Sie ist im Augenblick nicht bei mir. Außerdem steht sie unter dem Einfluß eines Betäubungsmittels. Aber Sie können sie sehen.«

»Sie sehen?«

»Sie können sie sogar zurückhaben«, fuhr die Stimme fort. »Allerdings nur gegen eine gewisse Gegenleistung. Sie bekommen Ihre Frau im Austausch gegen den Pater zurück. Der Pater befindet sich doch hoffentlich in Ihrer Gewalt? Ansonsten hätte es keinen Sinn, wenn wir uns noch länger unterhielten.«

»Ja. Der Pater befindet sich in meiner Gewalt.«

»Allerdings möchten wir diesbezüglich gern Gewißheit haben. Zudem könnte es für Ihre Frau ziemlich unangenehm werden, falls Sie uns bei diesem Tauschgeschäft übers Ohr zu hauen versuchen sollten.«

»Ich sage Ihnen doch, er ist hier?« schrie Saul.

»Bringen Sie ihn heute abend um achtzehn Uhr ins Kolosseum. In der Stunde vor Sonnenuntergang werden sich dort noch zahlreiche Touristen aufhalten. Mischen Sie sich einfach unter sie. Setzen Sie den Pater in die Mitte der Tribüne auf der Nordseite. Ich werde mich von der anderen Seite mit einem Fernglas vergewissern, ob er es auch tatsächlich ist. Sorgen Sie dafür, daß er einigermaßen bei Bewußtsein ist. Ich möchte sehen, daß er in der Lage ist, sich aus eigener Kraft auf den Beinen zu halten. Andererseits soll er jedoch auch nicht so weit zu sich kommen, daß er uns Scherereien machen kann. Sobald ich mich vergewissert habe, daß Sie den Pater gebracht haben, wird Ihre Frau auf der Südtribüne des Kolosseums Platz nehmen. Nehmen Sie ein Fernglas mit, damit Sie sich vergewissern können, daß ihr nichts fehlt. Danach wird ein Mann eine blaue Reisetasche neben ihr abstellen und sich wieder entfernen. Das ist das Zeichen, daß die Übergabe vonstatten gehen kann. Nähern Sie sich Ihrer Frau, indem Sie die Arena rechts umrunden. Ich werde mich auf der anderen Seite dem Pater nähern. Auf diese Weise können wir uns zwar gegenseitig im Auge behalten, ohne jedoch aufeinanderzutreffen. Warten Sie fünf Minuten, bevor Sie das Kolosseum mit Ihrer Frau verlassen, da ich den Pater nicht überstürzt von dort wegschaffen möchte.«

Sauls Hand krampfte sich so fest um den Hörer, daß er fürchtete, er könnte zerbrechen. »Einverstanden. Um achtzehn Uhr.«

»Da wäre allerdings noch eine Bedingung.«

Saul brach der kalte Schweiß aus.

»Bei der Vernehmung Ihrer Frau habe ich erfahren«, fuhr die Stimme fort, »daß sie als Agentin für den Mossad gearbeitet hat. Ist der israelische Geheimdienst in irgendeiner Weise in diesen Fall verwickelt?«

»Nein.«

»Das würden Sie auf jeden Fall behaupten. Aber ich muß Gewißheit haben, daß Sie die Wahrheit sagen. Wenn Sie nicht wollen, daß Ihrer Frau etwas zustößt, muß ich ausdrücklich darauf dringen, daß Sie keine Verstärkung dabeihaben, wenn der Austausch vonstatten geht. Keine Helfer also. Das gilt auch für den Mann und die Frau, die gestern abend, als Geistlicher und Nonne verkleidet, in diesem Park waren. Wir wissen, wie die beiden aussehen. Falls wir sie also irgendwo in der Nähe entdecken sollten oder falls uns sonst irgendwelche Anzeichen auffallen sollten, daß wir beschattet werden oder daß der Austausch in irgendeiner Form gestört werden soll, werden wir Ihre Frau auf der Stelle töten. Und auch wenn ich nach der Übergabe das Kolosseum mit dem Pater verlassen habe und den Eindruck gewinnen sollte, daß wir observiert werden, gibt es immer noch Mittel und Wege, den Tod Ihrer Frau herbeizuführen.«

Diese letzte Bemerkung ließ Saul unwillkürlich an einen irgendwo im Kolosseum auf der Lauer liegenden Scharfschützen denken, der mit dem Mann, mit dem er eben telefonierte, in Funkkontakt stand. Auf das, was ihm der Anrufer nun jedoch erklärte, war er nicht gefaßt gewesen.

»Ich werde, unter ihrer Jacke verborgen, eine Ladung Sprengstoff am Rücken Ihrer Frau anbringen. Und diese Bombe ist mit einem Zünder versehen, den ich über ein Funkgerät in meiner Tasche aktivieren kann. Wenn ich mich also in irgendeiner Weise von Ihnen bedroht fühlen sollte, kann ich die Sprengladung jederzeit zünden, solange ich mich nicht weiter als zwei Kilometer von Ihrer Frau entfernt befinde. Lassen Sie sich dadurch jedoch nicht zu der Annahme verleiten, Sie brauchen Ihrer Frau lediglich diese Sprengladung abnehmen, um uns dann ungestraft verraten zu können. Der Sprengstoff ist vermittels einer Metallklammer so am Körper Ihrer Frau angebracht, daß jeder Versuch Ihrerseits, diese Klammer, zum Beispiel mit einer Zange, zu entfernen,

die Sprengladung automatisch zünden wird. Der Zünder wird erst deaktiviert werden, wenn ich mich so weit entfernt habe, daß die Reichweite meines Funkgeräts überschritten ist. Erst dann können Sie Ihrer Frau die Sprengladung abnehmen.«

Saul hatte ein Gefühl, als wimmelte es in seiner Brust von einem Schwarm wild gewordener Insekten. »Sie haben wirklich an alles gedacht.«

»Deshalb bin ich auch so lange am Leben geblieben. Also dann bis heute abend. Und kommen Sie mir nicht auf dumme Gedanken. Tun Sie nur, was ich Ihnen gesagt habe.« Ein leises Klicken, und die Verbindung war unterbrochen.

Saul legte den Hörer auf die Gabel zurück. Seine Stimme zitterte, als er Drew und Arlene über den Inhalt des Anrufs informierte.

Schweigend ließ Drew sich die einzelnen Punkte durch den Kopf gehen. Schließlich erklärte er mit Entschiedenheit: »Jetzt ist es zwanzig nach zwölf. Wir haben nur noch fünf Minuten Zeit, um Pater Dusseault in das andere Zimmer zu bringen, bevor Gallagher zurückkommt. Sie können den Pater danach trotzdem noch eine Weile verhören. Wenn er sich allerdings heute abend aus eigener Kraft auf den Beinen halten soll, dürfen Sie ihm kein Sodiumamytal mehr geben, damit die Wirkung bis dahin nachgelassen hat.«

»Demnach gehen Sie also davon aus«, entgegnete Saul, »daß Gallagher den Pater herausrücken wird?«

Arlene sah ihn erstaunt an. »Glauben Sie denn, daß er sich dagegen sperren könnte?«

»Gallagher will aus dem Pater so viel wie möglich über die Bruderschaft herausbekommen. Folglich wird er über meine Abmachung nicht gerade begeistert sein. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, er glaubt, trotz allem ein Team seiner Leute in das Kolosseum schmuggeln zu können. Und angenommen, er hält diesen Hinweis auf die Sprengladung am Rücken meiner Frau für eine leere Drohung und unternimmt einen Versuch, den

Pater nach dem Austausch doch wieder in seine Gewalt zu bringen? Ich will Erikas Leben auf keinen Fall aufs Spiel setzen. Und da wäre noch etwas. Eigentlich hätte ich den Pater gar nicht hierher bringen dürfen. Wie soll ich nun Gallagher erklären, wo ich dieses Telefongespräch geführt habe? Ich müßte ihm erzählen, daß ich Dusseault hierher schaffte, um ihn gemeinsam mit Ihnen beiden zu verhören. Auf diese Weise würde er also von Ihrer Beteiligung erfahren.«

Drew warf Arlene einen kurzen Blick zu, worauf diese nickte.

»Sagen Sie Gallagher Bescheid«, erklärte Drew. »Das Leben Ihrer Frau ist wichtiger, als daß Gallagher nichts von uns erfährt.«

Saul wurde warm ums Herz, und er konnte vor Rührung kaum sprechen. »Ich weiß nur zu gut, wieviel Ihnen daran liegt, daß niemand von Ihrer Verwicklung in den Fall erfährt. Um so mehr weiß ich Ihre Geste zu schätzen.«

»Das ist nicht nur eine Geste«, entgegnete Drew.

»Allerdings wäre das Problem auch nicht aus der Welt geschafft, wenn ich Gallagher von Ihnen erzählen würde. Ich könnte trotzdem nicht darauf zählen, daß er nicht doch ein paar seiner Leute ins Kolosseum schickt. Die einzige Möglichkeit, dies zu verhindern, bestünde darin...«

»Ihm das Ganze zu verschweigen?« fragte Drew.

»Ja, wir werden den Pater entführen müssen.«

Drew erklärte sich sofort einverstanden, als hätten er und Saul bereits jahrelang zusammengearbeitet. Er wandte sich Arlene zu: »Sieh mal nach, ob auf dem Flur die Luft rein ist. Saul und ich werden Pater Dusseault die Feuertreppe runtertragen. Hol du inzwischen den Wagen und warte damit vor dem Ausgang auf uns.«

»Aber man wird euch doch den Pater aus dem Hotel schaffen sehen!« protestierte Arlene.

»Wir werden so tun, als müßte er dringend ins Krankenhaus.

Außerdem wird alles so schnell gehen, daß kein Mensch die Zeit finden wird, uns lange Fragen zu stellen.«

28

Eiszapfen stand abrupt auf, als es an die Tür klopfte. Er hatte, in Gedanken über Seths eigenartiges Verhalten versunken, auf die bewußtlose Frau gestarrt, die auf dem Bett lag. Wenn jemand, sozusagen einem spontanen Impuls folgend und ohne einen hinreichenden Grund tötete, war dies eindeutig ein Zeichen mangelnder Professionalität. Man durfte sich in diesem Geschäft nicht von seinen spontanen Impulsen leiten lassen. Seth aber machte das Töten richtig Spaß, dachte Eiszapfen. Das war es, was ihn beunruhigte. Dieses plötzliche Aufleuchten in seinen Augen. Es war, als verspürte er so etwas wie...

Sexuelle Lust? Unwillkürlich sah Eiszapfen sich an die fast außer Kontrolle geratene Auseinandersetzung mit Seth erinnert, als er diesen davon abgehalten hatte, sich an der Frau zu vergehen. Einen Gefangenen unter Gewaltanwendung oder unter Einsatz eines Wahrheitsserums zu verhören, war unter bestimmten Voraussetzungen gerechtfertigt. Aber eine Frau zu mißbrauchen, nur um seine persönlichen Lustbedürfnisse zu befriedigen, verstieß eindeutig gegen Eiszapfens Grundsätze. Ein Gefangener durfte nie grundloser Gewaltanwendung ausgesetzt werden.

Er schärfte sich ein, nur an seinen Vater zu denken und an nichts anderes – nicht an die Frau und nicht an seine Prinzipien.

Dennoch konnte er sich nicht mehr länger der Erkenntnis verschließen, daß sich in dem Konflikt zwischen ihm und Seth lediglich die alte Feindschaft zwischen ihren Vätern fortsetzte.

Er trat an die Tür, spähte durch das Guckloch nach draußen,

erkannte Seth und öffnete die Tür. Das Funkeln in Seths Augen und die Pakete, die er unter seine Arme geklemmt hatte, schienen nichts Gutes zu verheißen.

Seths Blick verdüsterte sich unverzüglich, als er auf die Frau auf dem Bett sah. »Sie haben sie angezogen?«

»Sie hat gefroren.«

»Sie hat gefroren?« Seths Augen leuchteten wieder auf. »Nachdem Ihnen ihr Wohlergehen so sehr am Herzen zu liegen scheint, wird es Sie sicher freuen zu hören, daß sie uns in Bälde verlassen wird.«

»Was soll das heißen?«

»Als Sie sie verhört haben, hat sie uns doch den Namen Ihres Mannes und das Hotel, in dem sie wohnen, genannt.«

Eiszapfen nickte.

Seth legte die Pakete auf die Kommode. »Ich habe Ihren Mann angerufen.«

»Sie haben *was*?«

»Ich habe mit ihm vereinbart, sie gegen den Pater auszutauschen.« Als Seth sich dann daranmachte, die Pakete auszuwickeln, kamen ein faustgroßer Klumpen Plastiksprengstoff, ein funkgesteuerter Zündsatz und ein Funkgerät zum Vorschein. Ein anderes Paket enthielt Batterien, Kabel, einen Metallgürtel und ein Vorhängeschloß.

»Woher haben Sie das alles?«

»Von einem meiner Kontakte hier in Rom.« Als Seth darauf den Plastiksprengstoff in einem metallenen Behälter unterbrachte, der an dem Gürtel festgeschweißt war, erzählte er Eiszapfen, was er mit dem Mann der Frau vereinbart hatte.

Eiszapfen blieb vor Verblüffung der Mund offenstehen. Kein Wunder, daß Seth ihm nichts von seinem Vorhaben erzählt hatte, da Eiszapfen sich bestimmt nie damit einverstanden erklärt hätte. »Das ist doch viel zu riskant«, protestierte er. »Ganz sicher wird der Mann dieser Frau entgegen aller seiner Zusicherungen nicht ohne Verstärkung im Kolosseum

auftauchen.«

»Obwohl seine Frau mit dieser Sprengladung herumläuft?« Seth wog den Gürtel kurz in seiner Hand. »Wenn dieser Mann seine Frau wirklich liebt, wird er meinen Anweisungen nachkommen.«

Während er sich dann daran machte, den Zünder durch ein Kabel mit dem Metallgürtel zu verbinden, erklärte er Eiszapfen den Mechanismus. »Sobald ich den Zünder mit den Batterien versehen und den Gürtel angelegt habe, entsteht ein geschlossener Stromkreis. Ich schließe den Metallbehälter und verbinde den Deckel mit dem Zünder. Ebenso simpel wie narrensicher. Wenn jemand den Deckel abnimmt, um an den Zünder heranzukommen, wird der Stromkreis unterbrochen. Dadurch aktiviert ein Relais am Zünder einen anderen Satz Batterien, durch die der Sprengsatz automatisch gezündet wird. Das gleiche trifft zu, wenn jemand den Gürtel öffnet oder durchtrennt. Außerdem läßt sich die Sprengladung natürlich auch noch damit zünden.« Er hob das Funkgerät hoch.

Eiszapfen fiel sofort auf, daß Seth dem Mann der Frau die Funktion der Bombe etwas anders dargestellt hatte als ihm. Angewidert starrte er seinen Partner an. »Und die Bombe läßt sich auch wirklich entschärfen, sobald Sie sich genügend weit entfernt haben?«

»Natürlich nicht.«

»Aber Sie haben dem Mann doch gesagt...«

»Ich habe ihm etwas vorgemacht. Seth legte der Frau den Gürtel um die Taille und verschloß ihn. Dann setzte er die zwei Sätze mit Batterien in den Zünder ein, schloß den Deckel des Behälters und verriegelte ihn. Grinsend sah er darauf zu Eiszapfen auf. »Jetzt gibt es nur noch eine Möglichkeit, ihr diese Bombe abzunehmen – nämlich, sie in die Luft zu sprengen. Wie finden Sie das, mein Freund?«

Gefahrvolle Messe

1

Toronto, Kanada. Sechs Uhr dreißig. Die Sonne war eben aufgegangen. Müde sagte Joseph Bernstein dem Taxifahrer, er solle ihn an der nächsten Ecke aussteigen lassen. Er hatte sich in eines der wenigen heruntergekommenen Viertel der Stadt fahren lassen, deren auffällige Häuser schon bald einem groß angelegten Sanierungsprojekt zum Opfer fallen würden. Bernstein stieg aus, bezahlte den Fahrer und gab ihm ein Trinkgeld, das weder so hoch noch so niedrig war, daß der Mann sich deswegen seiner erinnert hätte. Kaum war das Taxi um die nächste Ecke verschwunden, ging Bernstein los – einen Block nach Süden und dann zwei nach Osten. Ihm war genauso zumute, wie die heruntergekommensten Häuser aussahen. In einigen von ihnen brannte Licht, aber die Straßen waren menschenleer. Nur ein einzelner streunender Hund wühlte vor einem Haus in einem Müllbeutel. Schließlich ging Joseph Bernstein auf die windschiefe Veranda eines Gebäudes zu, in dem kein Licht brannte. Auf der obersten Stufe lag eine leere Bierdose – das Zeichen, daß alles in Ordnung war. Er klopfte dreimal gegen die Eingangstür, worauf ein Vorhang zur Seite gezogen und kurz darauf die Tür geöffnet wurde. Bernstein betrat das Haus.

Ephraim Avidan schloß die Tür unverzüglich wieder hinter ihm und sperrte sie ab. Dann erst steckte er die Beretta, die er in der Hand hielt, in das Schulterholster unter seiner zerknitterten Anzugjacke zurück. »Irgendwelche Probleme?«

Bernstein schüttelte den Kopf. »Alles läuft nach Plan. Was ist mit den anderen?«

»Sie schlafen oben. Zwei von uns halten abwechselnd rund um die Uhr Wache.«

»Nein, ich habe die *anderen* gemeint«, korrigierte ihn

Bernstein. »Gab es mit ihnen irgendwelche Probleme?«

»Sie sind sehr brav und artig.« Über Avidans Lippen legte sich ein bitteres Lächeln. »Das Betäubungsmittel in ihrem Essen wirkt hervorragend.«

»Ich möchte sie mir gern ansehen.«

»Deine Nerven sind wohl besser als die meinen. Mir sind diese Kerle so zuwider, daß ich sie so wenig wie möglich betrachte.«

»Ich würde gern meine Erinnerungen etwas auffrischen.«

»Wie du meinst.« Avidan führte Bernstein einen schmalen Flur entlang in die dunkle Küche, deren Linoleumboden sich an den Rändern bereits auflöste. Dort klopfte er dreimal gegen eine verzogene Sperrholztür, um sie schließlich aufzuschließen und zu öffnen. Dann trat er zurück.

Bernstein spähte in einen düsteren Kellerraum hinab. Sein Blick fiel auf einen großen, bärtigen Mann von etwa siebzig Jahren, der einen dicken Pullover trug und, eine Beretta im Anschlag, besorgt nach oben starrte. Beim Anblick Bernsteins ließ der Mann seine Pistole sinken.

Bernstein stieg die Treppe hinunter und umarmte den Mann. David Gehmer war eines der zuverlässigsten Mitglieder der Gruppe. Zusammen mit Gideon Levine hatte er während der letzten vier Monate ohne ein Wort der Widerrede die ebenso ermüdende wie unangenehme Aufgabe eines Gefängniswärters übernommen. Einer nach dem anderen waren die elf Gefangenen aus allen Teilen der Welt in den Keller dieses Abbruchhauses in Toronto gebracht worden. Am Tag zuvor hatten sich, nachdem ihre Vorbereitungen abgeschlossen waren, auch die anderen Mitglieder der Gruppe hier eingefunden; sie schliefen im Obergeschoß des Hauses.

Bernstein ließ seinen Blick prüfend durch den Kellerraum wandern. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Von der Decke hingen drei nackte Glühbirnen. Gegen die Feuchtigkeit waren die Wände mit Isoliermaterial ausgekleidet. Dennoch

war der Keller klamm und kalt. Bernstein konnte nur zu gut verstehen, weshalb David Gehmer selbst in der größten Junihitze einen dicken Wollpullover trug.

Entlang der Wände waren insgesamt elf Feldbetten aufgestellt. Auf jedem lag unter einer Woldecke ein alter Mann. Einige von ihnen waren wach, über ihren Augen lag jedoch ein glasiger Schimmer, der von dem Betäubungsmittel herrührte, das man ihnen am Abend zuvor mit dem Essen verabreicht hatte. Die meisten schliefen jedoch tief und fest. Alle waren sehr blaß. Sie trugen ausnahmslos Handschellen, die mit einer Kette an einem neben dem Bett in die Wand eingelassenen Ring befestigt waren.

Neben jedem Bett lagen ein paar Bücher und Zeitschriften auf dem Boden. An der schmalen Rückwand des Kellerraums stand neben einem Regal mit Geschirr und Konservendosen ein kleiner Gasherd. Daneben befand sich, ohne jede Abtrennung, eine Kloschüssel.

»Jedenfalls müssen unsere geschätzten Gäste auf keinerlei Annehmlichkeiten verzichten«, bemerkte Bernstein sarkastisch.

»Im Vergleich zu Auschwitz ist das hier der Himmel auf Erden«, entgegnete Gehmer. »Ich rasiere jeden von ihnen täglich. Ich koche ihnen das Essen. Nur den Abwasch muß immer einer von ihnen übernehmen. Sicherheitshalber wird der Betreffende dabei allerdings mit seinen Handschellen an der Spüle angekettet. Sie dürfen nur mit Plastiklöffeln essen. Ich zähle nach jeder Mahlzeit die Löffel ab. Wenn sie aufs Klo müssen, werden sie ebenfalls angekettet. Bei dieser Gelegenheit dürfen sie sich dann auch waschen.«

»Die Organisation scheint in der Tat bestens zu sein.«

»Das habe ich von diesen Bestien selbst gelernt. Organisation war schließlich schon immer ihre große Stärke. Manchmal steigen meine Erinnerungen mit solcher Lebhaftigkeit in mir hoch, daß ich mich wieder ins KZ zurückversetzt fühle. Am liebsten würde ich...«, Gehmer hob seine Pistole und

richtete sie auf den nächsten Gefangenen.

Begütigend legte Bernstein ihm die Hand auf den Unterarm. »Geduld, mein Freund. Wir beide werden von bösen Alpträumen geplagt. Aber damit wird es nun ein Ende haben. Schon bald wird der Gerechtigkeit Genüge getan werden.«

»*Schon bald?*« stieß Gehmer aufgeregt hervor. »Wann ist es so weit?«

»Morgen.«

2

»Joseph ist wieder aufgetaucht.«

Misha Pletz, der gerade ein letztes Mal die einzelnen Phasen seines Operationsplans für die kommende Nacht durchging, brauchte erst eine Weile, bevor ihm die Bedeutung dessen klar wurde, was sein Assistent eben gesagt hatte. »Wieder aufgetaucht?«

»Ja, vor zwei Stunden.«

»Wo? Wieder in Washington?«

»Nein, diesmal in Toronto.«

»*In Toronto?*«

»Er hat sich wieder mit einem unserer Leute in Verbindung gesetzt. Auch diesmal hat er sich dafür einen seiner ehemaligen Schüler ausgesucht. Joseph tauchte um halb fünf Uhr früh in der Wohnung des Betreffenden auf und übermittelte ihm eine Nachricht, die er an Sie weiterleiten sollte. Unser Agent hat sie chiffriert über Funk nach Tel Aviv durchgegeben.«

Misha Pletz nahm seinem Assistenten ein Blatt Papier aus der Hand, um es erstaunt zu überfliegen. »Zwei Namen?«

»Aaron Rosenberg und Richard Halloway.« Der Assistent händigte Misha ein weiteres Blatt Papier aus. »Hierbei handelt es sich um die Zusammenfassung der mündlichen Instruktionen, die Bernstein unserem Agenten gegeben hat. Sie

beziehen sich auf seine frühere Nachricht über die geheime Waffenlieferung an die Libyer. Bernstein möchte, daß Sie diese beiden Namen an die Libyer weitergeben, wenn Sie heute nacht die Lieferung der Waffen verhindern. Allerdings soll dies so geschehen, daß die Libyer nicht merken, daß ihnen die beiden Namen absichtlich untergeschoben worden sind. Sie sollen den Sachverhalt so darstellen, als hätten uns Rosenberg und Halloway gegen entsprechende Bezahlung wichtige Informationen über die Waffenlieferung zukommen lassen.«

»Aber wenn uns die Libyer auf den Leim gehen, werden sie die beiden vermeintlichen Verräter doch gewiß unverzüglich beseitigen.« Perplex starrte Misha auf das Blatt Papier in seiner Hand. »Weshalb möchte Joseph...?«

»Rosenberg und Halloway sind die Waffenhändler, welche die Lieferung in die Wege geleitet haben.«

»Joseph möchte also den Anschein erwecken, als hätten sie bei den Libyern erst für die Lieferung abkassiert und sie dann für noch mehr Geld an uns verraten? Er möchte, daß Rosenberg und Halloway von den Leuten bestraft werden, für die sie gearbeitet haben? Ist das nicht ein etwas verrückter Sinn für Gerechtigkeit? Warum hat Joseph uns diese Namen nicht schon in seiner ersten Nachricht genannt? Warum hat er gewartet, bis...?« Misha brach mitten im Satz ab, als ihm die Antwort kam. »Wollte er uns nicht genügend Zeit lassen, selbst Nachforschungen über die beiden anzustellen, bevor wir die Lieferung stoppen? Sollte hier noch etwas anderes mit im Spiel sein, von dem Joseph uns nichts wissen lassen möchte?«

Der Assistent deutete auf den letzten Abschnitt des Berichts. »Als Gegenleistung dafür, daß er uns auf die Waffenlieferung aufmerksam gemacht hat, verlangt Joseph von uns, daß wir den Libyern diese beiden Namen unterschieben.«

Zusammen mit Pater Dusseault saß Saul ungeduldig in einer Nische der Nordtribüne des Kolosseums. Der Pater hatte sich zwar auf den Beinen halten können, war aber ansonsten noch so benommen, daß er widerspruchslos mit sich geschehen ließ, was Saul von ihm verlangte. Er hatte keinerlei Widerstand geleistet, als Saul ihn hierher geführt und neben sich Platz hatte nehmen lassen. Die zahlreichen Besucher des Kolosseums nahmen keine Notiz von dem Geistlichen, der offensichtlich etwas schwach auf den Beinen war.

Saul hatte sich schon fünf Minuten vor sechs Uhr am vereinbarten Ort eingefunden. Inzwischen war der verabredete Zeitpunkt bereits um zehn Minuten überschritten. Besorgt, daß es vielleicht doch nicht zu dem Austausch kommen würde, suchte er mit seinem Fernglas die gegenüberliegende Tribüne des Kolosseums ab. Wie der Anrufer verlangt hatte, war er nur mit Pater Dusseault hierher gekommen. Je näher die Sonne sich dem Horizont entgegensenkte, desto stärker wuchs Sauls Besorgnis. Er hatte nämlich insofern gegen die Abmachungen verstoßen, als er zugelassen hatte, daß Drew und Arlene das Kolosseum von dem gegenüberliegenden Park aus im Auge behielten. Dieser Park erstreckte sich über den Esquilin, einen der sieben Hügel Roms, auf dem der Palast Kaiser Neros lag. Angesichts der unzähligen Besucher des Palasts und des Parks war es jedoch höchst unwahrscheinlich, daß ein feindlicher Beobachter dort auf Drew und Arlene aufmerksam geworden wäre. Daher war ihnen durchaus vertretbar erschienen, dieses geringfügige Risiko einzugehen.

Doch inzwischen bereute Saul bereits wieder, sich darauf eingelassen zu haben. Spätestens zwanzig Minuten nach sechs gelangte er zu der Überzeugung, daß irgend etwas schief gelaufen war. Die Zahl der Besucher im Kolosseum nahm merklich ab. Eine Frau mit lila gefärbtem Haar stellte sich vor

Saul und verdeckte ihm die Sicht. Als sich auch noch ihr übergewichtiger Gatte zu ihr gesellte, mußte Saul sich mit diesem die Klagen der Frau anhören, er hätte sie nicht so hohe Schuhe anziehen lassen sollen.

Saul rutschte nach rechts, um die gegenüberliegende Tribüne weiter im Auge behalten zu können. Plötzlich blieb sein Blick auf einer Frau haften, die mit dem Rücken zur Wand in einem Durchgang saß. Er hatte Mühe, das Fernglas ruhig zu halten. War die Frau Erika? Selbst durch das Fernglas konnte er sie nicht deutlich erkennen, da ihr Kopf vornüber auf ihre Brust herabgesunken war. Ihr Haar war jedoch ebenso lang und dunkel wie das Erikas; sie schien etwa so alt wie Erika zu sein und hatte auch dieselbe schlanke Figur. Allerdings trug die Frau einen grünen Nylonanorak, wie Erika ihn nicht besaß.

In diesem Moment fiel Saul wieder ein, daß ihm die Stimme am Telefon gesagt hatte, Erika würde eine weite Jacke tragen, unter der die Sprengladung befestigt sei. Und als dann ein Mann auf die Frau zutrat und eine blaue Reisetasche neben ihr abstellte, war Saul klar, daß der Austausch nun doch stattfinden würde. In seinem Fernglas verfolgte Saul den großen, blassen Mann, der die Reisetasche neben der Frau abgestellt hatte und nun zu Sauls Linken die Arena umrundete. Nach ein paar Schritten blieb der Mann jedoch wieder stehen, hob ein Fernglas an seine Augen und spähte zu Saul herüber.

Er wartet darauf, daß ich in der anderen Richtung losgehe, schoß es Saul durch den Kopf. Er wird erst weitergehen, wenn auch ich mich in Bewegung gesetzt habe.

Saul ließ den Pater allein in der Nische zurück und entfernte sich rasch nach rechts. Es kostete ihn einige Selbstbeherrschung, nicht loszurennen, dennoch wäre er um ein Haar stehengeblieben, als ihm auffiel, daß der Mann *rotes* Haar hatte.

Sollte der anonyme Anrufer etwa *Seth* gewesen sein? Der gefürchtete Killer und Sohn eines nicht minder gefürchteten

Nazi-Killers, von dem Drew und Arlene ihm erzählt hatten? Hielt sich demnach auch sein Partner, der blonde Eiszapfen, im Kolosseum auf?

Saul wagte es nicht, unter den langsam weniger werdenden Besuchern nach ihm zu suchen. Möglicherweise hätte dies bereits genügt, um Seth zu veranlassen, Erika in die Luft zu sprengen. Außerdem zählten im Augenblick weder Seth noch Eiszapfen. Nun zählte nur noch Erika. Saul hatte die Arena inzwischen fast umrundet und eilte, seinen Blick unverwandt auf Erika gerichtet, rascher auf seine Frau zu. Sie saß weiter mit vornüber gesunkenem Kopf da und hatte sich bisher nicht ein einziges Mal gerührt. Sollte Seth gegen die Abmachungen verstoßen haben? *War Erika tot?*

Ohne auf ihre wütenden Proteste zu achten, bahnte Saul sich energisch einen Weg durch eine Gruppe von Touristen. Er machte sich nicht einmal die Mühe, eine Entschuldigung für sein rüdes Verhalten zu murmeln. Inzwischen war er nur noch dreißig Meter von Erika entfernt, und sie hatte sich noch immer nicht von der Stelle gerührt. Er begann zu laufen. Zwanzig Meter. Noch immer kein Lebenszeichen. Endlich erreichte er sie. Als er ihren Kopf hochhob und ihre Augenlider leicht beben sah, sank er in die Knie und hätte vor Erleichterung fast geweint.

»Erika, ich bin's, Saul.« Er legte seinen Arm um ihre Schultern.

Doch schon im nächsten Augenblick erstarrte er wie gelähmt, als er unter dem Anorak den Metallbehälter an ihrem Rücken spürte. Er tastete mit den Händen ihren ganzen Oberkörper ab, bis seine Finger auf den Metallgürtel um ihre Taille stießen. Seth hatte ihm also nichts vorgemacht.

Saul wirbelte herum und spähte auf die andere Seite der Arena hinüber. Seth hatte Pater Dusseault inzwischen erreicht und aufgerichtet und führte ihn auf einen der Ausgänge zu. Der Pater war noch etwas wacklig auf den Beinen. Ein paar

Touristen bedachten ihn zwar mit verwunderten Blicken, um sich dann jedoch sofort wieder ihren Kameras und dem von der untergehenden Sonne in dramatisches Rot getauchten Bauwerk zuzuwenden. Am Ausgang angelangt, drehte Seth sich noch einmal um und hob in spöttischer Nachahmung des alten römischen Grußes seinen rechten Arm. Und im nächsten Augenblick war er zusammen mit dem Pater verschwunden.

Warten Sie fünf Minuten, bevor Sie das Kolosseum verlassen, hatte Seth sich am Telefon ausbedungen.

Also würde er fünf Minuten warten.

Er wandte sich wieder Erika zu und schloß sie in die Arme. »Ich bin es, Saul«, redete er tröstend auf sie ein. »Du bist in Sicherheit.« Er küßte sie. »Jetzt wird alles wieder gut. Du hast nichts mehr zu befürchten.«

4

Von ihrem Standort in dem schattigen Park im Osten von Neros Palast spähten Drew und Arlene zum Kolosseum hinüber. Allerdings wurde ihre Sicht durch den dichten Verkehr auf der Via Labicana erheblich behindert. Da sie von ihrem Standort nur die Nord- und Ostseite des Kolosseums überblicken konnten, würden sie Pater Dusseault und seinen Entführer vermutlich gar nicht zu sehen bekommen. Es war jedoch anzunehmen, daß die beiden sich auf der Via Labicana entfernen würden, weshalb Drew sich weniger auf das Kolosseum konzentrierte als auf die Straße, die daran vorbeiführte.

Er sah auf seine Uhr. Fünfundzwanzig Minuten nach sechs. Der Austausch hätte Punkt sechs Uhr stattfinden sollen. Wenn nicht irgend etwas schiefgegangen war, hatten sie vermutlich einfach übersehen, wie Pater Dusseault fortgeschafft wurde.

Dennoch behielt Drew weiter die Straße im Auge. Falls er

und Arlene den Pater bis sieben Uhr nicht gesehen haben sollten, würden sie vereinbarungsgemäß die nächste Telefonzelle aufsuchen, um dort Sauls Anruf zu erwarten.

Plötzlich wurde Drew von Arlene am Arm gepackt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde ein Geistlicher – Pater Dusseault – von einem anderen Mann inmitten einer Touristengruppe aus dem Kolosseum geführt. Ein grauer Citroen hielt am Straßenrand. Der Pater wurde auf den Rücksitz gedrängt, und nachdem auch sein Begleiter eingestiegen war, fuhr der Citroen sofort wieder los.

Das ganze Manöver hatte höchstens zehn Sekunden gedauert, aber Drew hatte trotz der Ablenkung durch den Verkehr und die Touristen genug gesehen. Er hatte den rothaarigen Mann, der den Pater begleitet hatte, und den Blonden, der in dem Citroen vorgefahren war, sofort erkannt. *Seth und Eiszapfen*. Er riß sich von Arlene los und rannte zur Straße hinunter. Arlene folgte ihm. Es bestand nach wie vor die Gefahr, daß Seth und Eiszapfen ein paar Helfer in der Umgebung des Kolosseums postiert hatten, um sich zu vergewissern, daß niemand dem Citroen folgte. In diesem Fall hätte einer dieser Aufpasser, wenn er Drew und Arlene entdeckt hätte, die beiden in dem Citroen nur über Funk zu verständigen brauchen, so daß sie ihre Drohung, Erika in die Luft zu sprengen, wahrmachen hätten können. Drew war jedoch fest überzeugt davon, daß Seth und Eiszapfen keine Helfer hatten. Schließlich hatten sie auch bei der Entführung Medicis auf jede fremde Hilfe verzichtet, wobei die Professionalität ihres Vorgehens keinen Zweifel daran gelassen hatte, daß sie auch allein bestens zurechtkamen.

Der Citroen hatte sich inzwischen so weit entfernt, daß Drew ihn nicht mehr sehen konnte. Das hieß jedoch auch, daß Drew Seths und Eiszapfens Blicken entzogen war, als er die dichtbefahrene Straße überquerte und einem Taxi winkte. Arlene folgte ihm dichtauf und erreichte gerade in dem

Moment die andere Straßenseite, als dort neben Drew ein Taxi hielt. Sie stiegen rasch ein.

Hastig erteilte Drew dem Fahrer seine Anweisungen. Wenn sie jetzt nur nicht in einen Verkehrsstau gerieten, war seine einzige Sorge. Und wenn vor allem Seth und Eiszapfen nicht in eine Seitenstraße abbogen, bevor sie sie eingeholt hatten. Gleichzeitig hoffte Drew, daß Saul seine Frau wohlbehalten wiederbekommen hatte.

5

»Wieso hat das Ganze so lange gedauert?« Eiszapfen warf im Fahren einen kurzen Blick hinter sich auf den Rücksitz. »Ist irgend etwas schiefgegangen?«

»Ich habe mich nur noch etwas im Kolosseum umgesehen, bevor ich mich gezeigt habe. Der Mann hat sich genau an meine Anweisungen gehalten. Ich bin wirklich außerordentlich zufrieden.«

»Was mich betrifft, bin ich erst zufrieden, wenn wir hier weg sind. Was ist, wenn sich der andere Mann und seine Frau irgendwo in der Nähe auf die Lauer gelegt haben?«

»Na und?« entgegnete Seth achselzuckend. »Sie werden in jedem Fall auf Abstand bleiben. Schließlich wissen sie, daß ich nach wie vor *davon* Gebrauch machen kann.« Er hob die Funkfernsteuerung für den Zünder hoch. »Jetzt müssen wir nur noch den Pater verhören. Sicher hätten ihn diese Leute nicht entführt, wenn sie sich von ihm nicht wichtige Informationen erhofft hätten.«

»Aber vielleicht sind das andere Informationen, als wir sie haben wollen.«

»Sie wollten bestimmt von ihm erfahren, was aus dem Kardinal geworden ist. Er ist schließlich der einzige Außen-seiter, der wußte, wo unsere Väter untergetaucht waren. Sobald

wir herausgefunden haben, weshalb der Kardinal verschwunden ist, werden wir auch wissen, wie die Nacht-und-Nebel-Organisation unseren Vätern auf die Spur gekommen ist.« Seth grinste. »Ja, alles, was uns noch zu tun bleibt, ist, den Pater zu verhören. Oder vielleicht doch nicht ganz? Halten Sie kurz mal an.«

»Wir sollten lieber schleunigst von hier verschwinden. Weshalb wollen Sie...?«

»Halten Sie schon an!«

Eiszapfen fuhr an den Straßenrand. »Sagen Sie mir endlich, warum...?«

»Die Versuchung ist einfach zu groß.« Seth sah durch das Rückfenster des Citroen zum Kolosseum zurück. »Sehen werde ich die Explosion leider nicht können, aber zumindest hören.« Er zuckte mit den Schultern. »Vor allem die plötzliche Panik unter den Touristen dürfte sehenswert sein.« Er schaltete die Fernsteuerung ein. Ein rotes Licht leuchtete auf.

»Nein«, stieß Eiszapfen hervor.

Seth drehte sich zu ihm herum. »Wollen Sie sich immer noch als ihr Beschützer aufspielen?« Seine Augen leuchteten bedrohlich.

Er tut das nur, um mich herauszufordern, wurde Eiszapfen bewußt. Es geht ihm gar nicht um die Frau. Er will nur *mich* reizen.

»Aber wozu? Sie haben mir doch selbst gesagt, Sie hätten den Mann belogen. Er wird ihr doch sowieso bald die Bombe abzunehmen versuchen, wenn er denkt, wir hätten uns weit genug entfernt. Sie wird doch sowieso schon bald in die Luft fliegen. Weshalb also plötzlich diese Eile?«

»Hoffen Sie etwa, der Mann könnte doch noch eine Möglichkeit finden, ihr die Bombe abzunehmen, ohne sie zur Explosion zu bringen?«

»Weshalb auch nicht? Sie stand ständig unter dem Einfluß des Wahrheitsserums und wird sich nicht an uns erinnern

können. Sie kann uns also nicht identifizieren.«

»Seien Sie doch nicht so ein Spielverderber«, entgegnete Seth. »Was sollte Ihnen schon groß an dieser wildfremden Frau gelegen sein?«

»Was sollte *Ihnen* an ihr gelegen sein? Sie stellt doch keinerlei Gefahr für uns dar. Folglich besteht nicht der geringste Anlaß, sie umzubringen.«

»O doch, mein Bester. Um Ihnen eine Lehre zu erteilen, daß Sie nie wieder versuchen werden, mir in die Quere zu kommen.« Seths Finger bewegte sich auf den Auslöseknopf der Fernsteuerung zu.

Selbst jetzt wäre Eiszapfen vielleicht noch nicht zur Tat geschritten, wenn Seth ihn dabei nicht mit einem verächtlichen Blick bedacht hätte. Eiszapfen verlor jede Beherrschung. Er schnellte vor, knipste den Schalter der Fernsteuerung aus und riß Seth das Gerät aus der Hand. Das alles geschah mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit, daß er Seth dabei an einem Finger verletzte.

Seths Miene verzerrte sich zu einer bedrohlichen Grimasse, als ein Blick auf seinen blutenden Finger fiel. »Geben Sie sofort die Fernsteuerung wieder her«, fuhr er Eiszapfen an.

»Für's erste müssen wir von hier weg. Und unsere kleine Meinungsverschiedenheit können wir später immer noch austragen.«

»Nein, das machen wir jetzt – auf der Stelle.«

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Seth eine Pistole gezogen. Obwohl sie mit einem Schalldämpfer versehen war, war die Druckwelle des Schusses im Innern des Citroen so heftig, daß Eiszapfen das Gefühl hatte, als schläge ihm jemand mit den Handflächen gegen die Ohren. Sobald er die Waffe sah, hatte er sich zur Seite geworfen, so daß die Kugel, die eigentlich seine Brust hätte durchbohren sollen, seinen linken Oberarm durchschlug und in das Armaturenbrett krachte. Ungeachtet des betäubenden Schmerzes wirbelte Eiszapfen

herum und stieß Seths Arm zur Seite, bevor dieser einen zweiten Schuß abfeuern konnte. Verzweifelt kämpften die beiden um den Besitz der Waffe.

Eiszapfens Arm blutete heftig. Trotz aller Willenskraft war er mit seinem verwundeten Arm Seth nicht gewachsen. Unaufhaltsam bewegte sich der Lauf der Pistole auf Eiszapfens Gesicht zu.

Wütend stieß Seth hervor: »Ich hätte dich schon längst umbringen sollen - genauso, wie ich deinen Vater unschädlich gemacht habe.«

Eiszapfen starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Du hast meinen Vater umgebracht?« Möglicherweise hatte Seth gehofft, Eiszapfen mit diesem Geständnis so weit aus der Fassung bringen zu können, daß er die Pistole endgültig auf ihn richten und abdrücken konnte. In diesem Fall hatte Seth sich allerdings getäuscht. Eiszapfens Widerstand war damit keineswegs gebrochen. Vielmehr stieß er einen wilden Schrei aus und rammte Seth mit einer plötzlichen übermenschlichen Kraftanstrengung die Pistole ins Gesicht, so daß der Schalldämpfer heftig gegen dessen Stirn schlug. Für einen Moment verschwamm Seth alles vor den Augen.

Diese Gelegenheit nutzte Eiszapfen, um Seth mit der Faust ins Gesicht zu schlagen. »Du Schwein! Wieso hast du meinen Vater umgebracht?« Mit einem zweiten gezielten Hieb schlug Eiszapfen Seth die Lippen blutig. »Sag schon!« Er riß Seth die Pistole aus der Hand. Als er eben seinen Zeigefinger um den Abzug krümmen wollte, hielt hinter dem Citroen ein Taxi. Beide Türen flogen auf, und der Mann und die Frau, die Eiszapfen im Park gesehen hatte, sprangen heraus.

Diese kurze Ablenkung nutzte Seth, um Eiszapfen einen Hieb in die Magengrube zu versetzen. Im Vornübersacken spürte Eiszapfen, wie Seth ihm die Pistole zu entreißen versuchte. Er bekam sie jedoch nicht zu fassen, so daß sie zu Boden fiel. Währenddessen rannten der Mann und die Frau auf

den Citroen zu. Eiszapfen handelte jetzt rein instinktiv. Er wirbelte herum, riß die Fernsteuerung vom Vordersitz, stieß die Beifahrertür auf und stürzte davon. Sein verletzter Arm schmerzte schrecklich. Er hörte einen dumpfen Knall. Ein Fenster zersplitterte. Schreiend stoben die Passanten in der Nähe auseinander.

6

Als Drew den grauen Citroen ein Stück vor ihnen am Straßenrand hatte stehen sehen, rief er dem Taxifahrer zu, dahinter anzuhalten. Durch das Rückfenster des Citroen konnte er zwei Männer erkennen, die miteinander kämpften. Erst dachte er, einer von ihnen wäre Pater Dusseault, der inzwischen wieder so weit zu sich gekommen war, daß er sich zu befreien versuchte. Doch dann sah er das blonde und das rote Haar der beiden Männer, die offensichtlich erbittert um den Besitz einer Schußwaffe rangen, und schloß daraus, daß Eiszapfen und Seth sich gegenseitig umzubringen versuchten.

Sie waren so sehr miteinander beschäftigt, daß sie nichts von dem wahrnahmen, was um sie herum vorging. Drew konnte davon ausgehen, daß sie auf Arlene und ihn erst aufmerksam werden würden, wenn es bereits zu spät war. Kaum hatte das Taxi angehalten, sprang Drew, gefolgt von Arlene, aus dem Wagen und rannte auf den Citroen zu.

In diesem Augenblick zuckte Eiszapfens kantiges Gesicht zu ihnen herum. Sein schockierter Ausdruck plötzlichen Erkennens verzerrte sich zu einer grausigen Grimasse des Schmerzes, als Seth ihm einen Magenschwinger versetzte. Und dann riß Eiszapfen einen Gegenstand vom Vordersitz und sprang aus dem Wagen. Gleichzeitig hob Seth etwas vom Boden auf, warf einen kurzen Blick auf Drew und Arlene, die fast den Citroen erreicht hatten, riß eine Pistole hoch und

feuerte.

Das Rückfenster des Citroen zersplitterte. Passanten schrien auf. Drew und Arlene warfen sich zu Boden. Um den Taxifahrer nicht unnötig zu beunruhigen, hatte Drew seine Pistole bis dahin steckenlassen. Doch nun zog er sie und wollte eben das Feuer erwidern, als es ihm im selben Moment durch den Kopf schoß: Ich muß den Fernauslöser an mich bringen. Zugleich wurde ihm klar, worum es sich bei dem Gegenstand handelte, den Eiszapfen vom Vordersitz gerissen hatte, bevor er die Flucht ergriff. Er konnte das kleine Gerät in Eiszapfens rechter Hand ganz deutlich erkennen, als dieser sich durch die auseinanderstiebende Menge entfernte. Zugleich fiel ihm das Blut an Eiszapfens linkem Arm auf.

Flach auf der Straße liegend, wandte Drew seine Aufmerksamkeit wieder dem Citroen zu und zielte auf dessen zersplittertes Rückfenster. Er hätte sofort abgedrückt, wenn Seth sich gezeigt hätte. Doch Seth ließ sich auf der Drew abgewandten Seite aus dem Wagen rollen, sprang auf und rannte ebenfalls durch die Menge davon. Machtlos mußte Drew ihm hinterhersehen, da er nicht riskieren konnte, das Feuer zu eröffnen, ohne einen der Umstehenden zu verletzen.

Seth erweckte jedoch nicht so sehr den Eindruck, als ergriffe er die Flucht, vielmehr schien er die Verfolgung Eiszapfens aufzunehmen. Der blonde Mann rannte die Via Labicana hinunter und verschwand um eine Ecke. Mit gezogener Pistole lief ihm Seth hinterher.

Drew fragte sich verwundert, weshalb die beiden Killer mit einemmal erbitterte Feinde geworden waren.

Er warf einen kurzen Blick in den Citroen. Der Pater lag leblos auf dem Rücksitz. »Bring ihn zurück ins Hotel!« forderte Drew Arlene auf. »Und sieh zu, daß niemand dir folgt.«

»Aber was ist mit...?«

Drew war bereits losgerannt und rief über seine Schulter zurück: »Die beiden kaufe ich mir.«

Dieses Schwein kommt mir tatsächlich nach, schoß es Eiszapfen durch den Kopf. Anstatt seine eigene Haut zu retten, will er mich umbringen!

Eiszapfen war sich gar nicht bewußt geworden, daß er die Fernsteuerung an sich genommen hatte, als er aus dem Citroen gesprungen war. Dabei hatte es sich um eine reine Reflexbewegung gehandelt. Erst als er nach der Pistole griff, die auf seinem Rücken in seinem Hosenbund stak, merkte er, daß er etwas in seiner rechten Hand hielt. Den Fernauslöser. Er nahm ihn in seine blutverschmierte Linke, zog seine Pistole und rannte nach rechts in eine Seitenstraße der Via Labicana.

Er erwartete zwar, daß Seth auf ihn schoß, aber sicher würde er ihn nicht zu töten versuchen. Erst würde er ihn entwaffnen und ihm den Fernauslöser abnehmen wollen, um dann vor seinen Augen auf den Auslöseknopf zu drücken. Da sie nur wenige hundert Meter vom Kolosseum entfernt waren, würde der Knall der Explosion bis hierher zu hören sein. Und erst dann, wenn er seinen Triumph voll ausgekostet hatte, würde Seth ihn töten und anschließend immer noch genügend Zeit haben, um zu entkommen.

Warum mußte es nur so kommen, dachte Eiszapfen verbittert. Wenn die Frau nicht gewesen wäre, hätten wir uns nicht gestritten. Und Seth hätte mir nicht erzählt, daß er meinen Vater ermordet hat. Wir hätten uns längst in Sicherheit gebracht. Die Frau hat mir doch nichts bedeutet. Weshalb mußte ich sie vor ihm schützen?

Ein zweiter beunruhigender Gedanke zuckte Eiszapfen durch den Kopf. Seth hatte sich so weit von seinem Stolz und seinem Haß leiten lassen, daß er um der Möglichkeit willen, Eiszapfen zu demütigen, die Chance vertan hatte, den Pater zu verhören und von diesem etwas über den Verbleib seines Vaters zu erfahren.

Er war noch wesentlich verrückter, als Eiszapfen vermutet hatte.

Während Eiszapfen die Seitenstraße hinunterstürmte, verspürte er plötzlich einen stechenden Schmerz in seiner rechten Schulter. Gleichzeitig wurde er nach rechts herumgeschleudert, so daß er fast zu Boden gegangen wäre. Er sah Blut, und gleichzeitig kamen die Muskeln seines rechten Arms den Befehlen aus seinem Gehirn nicht mehr nach. Seine Hand öffnete sich gegen seinen Willen, so daß die Pistole scheppernd zu Boden fiel. Doch war er noch imstande, mit seinem linken Arm den Fernauslöser an seine Brust zu pressen und schneller als zuvor weiterzulaufen. Der Blutverlust begann ihn jedoch zusehends zu schwächen. Ihm verschwamm alles vor den Augen. Seine Knie wurden weich. Er hatte das leise Plopp von Seths Schalldämpfer Pistole nicht gehört und er rechnete auch nicht damit, den nächsten Schuß zu hören, auch wenn für ihn außer Zweifel stand, daß Seth jetzt auf seine Beine zielen würde.

Ich biete ihm ein zu gutes Ziel. Ich muß runter von der Straße und irgendwo Deckung suchen.

Rechts vor sich sah Eiszapfen ein großes Gebäude aufragen, dessen Schatten die Straße verdunkelte. Eine Kirche! Taumelnd eilte er darauf zu. In diesem Moment feuerte Seth einen Schuß ab, der jedoch Eiszapfens Beine verfehlte und vor ihm in das Pflaster des Gehsteigs schlug.

Eiszapfen wurde bewußt, daß er ein zu gutes Ziel abgegeben hätte, wenn er die breite Eingangstreppe der Kirche hinauf gerannt wäre. Mit schweißüberströmtem Gesicht lief er weiter, um an der nächsten Kreuzung erneut nach rechts abzubiegen.

Und in dieser Straße entdeckte er einen Seiteneingang der Kirche. Einem Schild zufolge handelte es sich dabei um die Basilika S. Clemente. In diesem Augenblick kam Seth um die Ecke und hob seine Waffe. In seiner Verzweiflung warf Eiszapfen sich in den schmalen Seiteneingang und stemmte

sich mit aller Kraft gegen die Tür.

Sie gab unter seinem Gewicht nach, und er taumelte ins Innere, wo er sofort versuchte, die Tür zu verriegeln, sie war jedoch nur mit einem Schnappschloß versehen. Er wirbelte herum und rannte weiter. Die Wände zierten Fresken von Christus und den zwölf Aposteln. Plötzlich tauchte hinter einer Säule ein Geistlicher auf und rief ihm zu, die Basilika wäre nach achtzehn Uhr für Besucher geschlossen. Eiszapfen lief an ihm vorbei, wobei er den Altar zu seiner Linken mehr ahnte als sah.

Sein Plan war, sich in der Sakristei schräg vor ihm zu verbergen. Doch der Geistliche protestierte weiterhin lautstark gegen seine Anwesenheit in der Kirche. In diesem Augenblick flog hinter ihm die Seitentür auf.

Eiszapfen mußte sich nach einem anderen Versteck umsehen, da der Geistliche Seth verraten hätte, wohin er sich geflüchtet hatte.

Rechts neben dem Eingang zur Sakristei führte eine Treppe nach unten. Er hörte Seths rasche Schritte durch das Kirchenschiff hallen, als er darauf zustürzte. Möglicherweise hatte Seth ihn noch nicht entdeckt. Die frische Blutspur, die er hinter sich herzog, würde ihm jedoch keinesfalls entgehen.

Er stöhnte nicht nur vor Schmerzen, sondern auch vor Verzweiflung laut auf. Die Treppe führte in einen langen Gang, und während Seths Schritte immer näher kamen, eilte Eiszapfen auf eine Tür auf der rechten Seite des Gangs zu. Er betrat eine Kapelle.

Der Modergeruch von vierzehn Jahrhunderten stach in seine Nase. Ein paar schwache Lichter kämpften mühsam gegen das allgegenwärtige Dunkel an. Doch selbst diese Düsternis würde die Blutspur hinter ihm nicht verbergen können. Er hastete an verblichenen Fresken entlang; sie zeigten einen vornehmen Römer mit seinen Dienern, die alle von der Erscheinung eines Heiligen geblendet waren. Und hinter sich hörte er Seths

Schritte.

Er starrte zu einer Tür in der Wand zu seiner Linken hinüber. *Wenn ich diese Tür erreiche, bevor Seth einen Schuß auf mich abfeuern kann, gelingt es mir vielleicht, ihm eine Falle zu stellen. Er ist sich seiner Sache zu sicher. Vielleicht rechnet er nicht mit einem Angriff meinerseits.*

Mach dir doch nichts vor. Du hättest doch gar nicht mehr die nötige Kraft. Und deine Pistole hast du verloren.

Aber du hast ein Messer.

Er zuckte heftig zusammen, als dicht neben ihm eine Kugel in die Wand schlug. Seths Schritte kamen unaufhaltsam näher. In diesem Moment lief auch der Geistliche in die Kapelle und schrie ihnen hinterher. Seth schoß ihn einfach nieder. Eiszapfens Kehle schnürte sich zusammen, als er den dumpfen Aufprall seines Körpers durch das düstere Gewölbe hallen hörte.

Bevor Seth noch einmal auf Eiszapfen feuern konnte, hatte dieser die Tür erreicht. Dahinter tat sich eine weitere Treppe auf. Dicht neben ihm schlug eine Kugel in die Wand. Die Treppe führte noch tiefer hinab. Ihm blieb keine andere Wahl – er mußte weiter nach unten.

Er erreichte einen Treppenabsatz, bog nach rechts um eine Ecke, passierte ein Schild mit der Aufschrift Mithraeum und betrat ein dunkles unterirdisches Gewölbe, das so aussah, als reichte es in die Anfangszeit der Kirche zurück. Tatsächlich war dies hier ein heidnischer Tempel gewesen, der dem Gott Mithras geweiht war. In der Mitte des Raums erhob sich ein Altar mit einer Reliefdarstellung des Gottes, der bei einem rituellen Opferungsakt einem Stier die Kehle durchschnitt. Ein Hund, ein Skorpion und eine Schlange versuchten den Stier zu töten, bevor Mithras sein Opfer vollziehen konnte.

Während Eiszapfen seinen Blick noch durch den Tempel schweifen ließ, wurde ihm bereits bewußt, daß er in der Falle saß. Und als er Seths Schritte die Treppe herunterkommen

hörte, lief er kurzentschlossen auf das einzige sich ihm anbietende Versteck zu – den Altar. Sein Blut hinterließ auf dem abgetretenen Steinfußboden kleine Pfützen, als strömte es von dem geopfertem Stier auf dem Altar zu Boden. Nachdem Eiszapfen den Fernauslöser in seiner Jackentasche verstaute hatte, zog er mit seiner linken Hand ein Messer aus einer an seinem rechten Unterschenkel befestigten Scheide. Mit angehaltenem Atem wischte er sich zitternd vor Schmerzen, den Schweiß aus dem Gesicht und wartete.

Seth schlich in den unterirdischen Raum. »Mit Blut kann man keine Geheimnisse verbergen. Ich weiß, wo du bist.« Seine Sohlen streiften leise über den uralten Steinboden. Sein Schatten fiel bedrohlich über den Altar.

Eiszapfen blickte zu dem rothaarigen Mann auf, dessen Lippen von seinen Schlägen angeschwollen und blutverkrustet waren. Doch Seths Augen leuchteten mehr denn je.

»Den Fernauslöser.« Seth streckte seine Hand aus.

»Ich habe ihn oben in der Kirche versteckt.«

»Dann werde ich dich leider durchsuchen müssen.« Seth trat näher.

Eiszapfen wich vor ihm zurück.

»Gib schon her«, forderte Seth ihn auf. »Vielleicht lasse ich dich sogar am Leben.«

»Du wirst mich in jedem Fall umbringen. Du willst nur, daß ich vorher noch mitansehen muß, wie du auf den Auslöser drückst.«

»Unsere wenigen gemeinsamen Tage haben offensichtlich die gleiche Wirkung gehabt wie eine lange Ehe. Du kennst mich inzwischen ziemlich gut.« Seth rückte noch näher. »Gib das Ding schon her.«

Eiszapfen wich weiter zurück. »Das wirst du dir schon selbst holen müssen.«

Seth schüttelte den Kopf. »Ich werde dich erst in den Bauch schießen, bevor ich näher komme. Du würdest zwar noch

mitbekommen, wie ich auf den Auslöser drücke, aber du hättest nicht mehr die Kraft, mich daran zu hindern.« Seth hob seine Pistole.

In Eiszapfens Kopf überstürzten sich die Gedanken. Ver zweifelt suchte er nach einer Möglichkeit, Seth abzulenken. »Hast du eigentlich wirklich gemeint, was du vorhin im Wagen gesagt hast?«

Seth zögerte.

»Hast du tatsächlich meinen Vater umgebracht?« fragte Eiszapfen weiter.

»Weshalb sollte ich lügen, wenn die Wahrheit so außerordentlich befriedigend ist? Selbstverständlich habe ich ihn getötet.«

»Warum?«

»Halloway wollte, daß auch du mitmachst. Ich versicherte ihm zwar, daß ich nicht auf dich angewiesen wäre, aber Halloway bestand darauf. Das Problem war nur, daß dein Vater nicht verschwunden war. Selbstverständlich hätte er als nächster an der Reihe sein können, aber ich konnte es mir nicht leisten, kostbare Zeit zu vergeuden und solange zu warten, bis es so weit war. Also habe ich ihn selbst verschwinden lassen.« Seths blutverkrustete Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Ich habe ihn in eurem Laden in Australien zusammen mit dem Verkäufer erschossen, während du dich mit Hallowsays Unterhändler getroffen hast. Ich habe deinen Vater in ein Stück Plane gewickelt und in den Kofferraum meines Wagens gepackt. Obwohl ich das vor aller Augen am Strand getan habe, hat mir kein Mensch Beachtung geschenkt. Dann bin ich in den Laden zurück und habe ihn in Brand gesteckt. Niemand hat von mir Notiz genommen. Ich hätte genauso gut unsichtbar sein können.«

Keuchend stieß Eiszapfen hervor: »Was hast du mit seiner Leiche gemacht?«

»Ich habe sie in einem Boot aufs Meer hinausgefahren und

den Haien zu einer köstlichen Mahlzeit verholfen.«

Eiszapfen würgte.

»Dein Vater mußte auf jeden Fall spurlos verschwinden«, fuhr Seth darauf fort, »um den Anschein zu erwecken, als wäre die Nacht-und-Nebel-Organisation für sein Verschwinden verantwortlich. Schließlich solltest du dich uns anschließen und uns helfen, unsere Väter aufzuspüren.«

»Und weshalb ist Holloways Unterhändler verschwunden?«

»Ich habe in seinem Hotel auf ihn gewartet. Als er dort eintraf, habe ich mich ihm zu erkennen gegeben. Wir haben eine gemeinsame Autofahrt unternommen, dabei habe ich ihn dann erschossen, um ihn anschließend wie deinen Vater an die Haie zu verfüttern. Dem lag die Absicht zugrunde, dich in dem Verdacht zu bestärken, daß Holloway etwas mit dem Verschwinden deines Vaters zu tun hatte. Ich wollte dafür sorgen, daß du Holloway auf jeden Fall aufsuchen würdest...«

»Und als ich dann in Kanada auftauchte, ließ ich mich ohne weiteres von eurer Unschuld überzeugen. Ich habe mich sogar bereiterklärt, für euch zu arbeiten.«

»Was die Entführung Medicis anbelangt, warst du mir tatsächlich eine große Hilfe. Insgesamt hat Holloway sich jedoch getäuscht, was dich betrifft.« Über Seths zerschundene Lippen legte sich ein geringschätziges Lächeln. »Ich hätte sehr wohl auf dich verzichten können. Wie hätten wir uns auch je vertragen sollen... Dein Vater hat meinem Vater die Frau weggenommen, die er geliebt hat. Deine Mutter hätte *meine* Mutter sein können. Und du wärest nie geboren worden. Wenn mein Vater noch am Leben ist und wenn ich ihn ausfindig machen kann, wird er sicher übergücklich sein zu hören, daß ich sowohl seinen ärgsten Feind wie auch dessen Sohn getötet habe. Findest du es nicht äußerst treffend, daß auch wir uns wie unsere Väter wegen einer Frau entzweit haben? Und jetzt gib mir schon den Fernauslöser. Ich verspreche dir einen raschen und schmerzlosen Tod, sobald du mich auf den Knopf hast

drücken sehen.«

Von dem starken Blutverlust fühlte Eiszapfen sich immer benommener. *Konzentriere dich*, schärfte er sich ein. *Laß dich von diesem Schwein nicht unterkriegen*. »Versprichst du mir das?« Er hob seinen kraftlosen rechten Arm, um auf eine Stelle hinter seinem rechten Ohr zu deuten. »Wirst du es kurz und schmerzlos machen?«

»Du hast mein Ehrenwort.«

Darauf griff Eiszapfen mit der rechten Hand in seine Tasche, holte mühsam den Fernauslöser heraus und streckte ihn Seth entgegen.

»Leg ihn auf den Boden«, forderte Seth ihn auf. »Und dann stoße ihn zu mir rüber.«

»Dazu bin ich zu schwach.«

»Du mußt dich nur etwas anstrengen.«

Seiner letzten Hoffnung beraubt, kam Eiszapfen Seths Aufforderung nach. Er hörte den Fernauslöser über den Steinboden gleiten.

»So ist es brav.« Seth bückte sich, um den Fernauslöser aufzuheben, und ließ dabei Eiszapfen für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen.

Dieser kurze Augenblick war Eiszapfens einzige Chance. Unter unsäglichen Schmerzen riß er seinen linken Arm hinter seinem Rücken hervor und schleuderte das Messer nach Seth.

Dessen Kopf zuckte hoch. Mit blitzenden Augen und einem Fluch auf den Lippen schnellte sein Arm mit der Pistole hoch... Doch er kam zu spät. Das Messer fuhr in seinen Hals und durchbohrte seine Kehle.

Mit verzerrtem Gesichtsausdruck taumelte Seth zurück. Seine kreidebleiche Gesichtshaut stand in augenfälligem Kontrast zu dem roten Blutschwall, der aus seinem Hals drang. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er Eiszapfen an. Du denkst, du hättest gewonnen, schien sein Blick sagen zu wollen. Aber du freust dich zu früh. Ich bin immer noch in der

Lage, dich zu erschießen. Wir werden beide sterben. Und vorher wirst du noch mitansehen müssen, wie ich diese Frau in die Luft jage.

Seth griff nach dem Fernauslöser und schaltete ihn ein. Eiszapfen versuchte sich aufzurichten, um ihn daran zu hindern, doch er glitt in einer Lache seines eigenen Blutes aus und fiel zu Boden.

Seth wich taumelnd vor ihm zurück und tastete nach dem Auslöseknopf.

In diesem Moment stürzte eine schemenhafte Gestalt aus dem Zugang zur Treppe. Es war der Mann, den sie in den vatikanischen Gärten als Priester verkleidet am Brunnen hatten stehen sehen. Der Fremde entriß Seth mit einer raschen Bewegung sowohl den Fernauslöser wie die Pistole.

Seth wandte sich seinem unerwarteten Angreifer zu. Mit pfeifendem Atem versuchte er das Messer aus seiner Kehle zu ziehen, doch der Fremde rammte es ihm mit einem kurzen Schlag noch tiefer in den Hals. Seth taumelte gegen den Altar zurück, versuchte daran Halt zu finden, glitt aber an ihm nieder und blieb reglos auf dem Boden liegen. Sein Blut lief über das Messer, das Mithras dem Stier an die Kehle setzte.

Bevor Eiszapfen noch aus dem plötzlichen Auftauchen des Fremden klug werden konnte, hatte dieser den Fernauslöser ausgeschaltet. Und dann trat er, Seths Pistole auf ihn gerichtet, auf ihn zu.

»Bringen Sie mich fort von hier«, stieß Eiszapfen hervor, »bevor die Polizei auftaucht. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Wenn Sie mir helfen, werde auch ich Ihnen helfen.« Wegen seiner zunehmenden Schwäche hatte er Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. »Ich werde Ihnen alles sagen, was Sie wissen wollen. Mein Vater ist tot. Und dafür wird mir Holloway büßen.«

»Holloway? Wer ist Holloway?«

»Schaffen Sie mich schon endlich fort von hier. Seth hat eine

Sprengladung an der Frau befestigt, die wir aus dem Park entführt haben.«

»Das weiß ich.«

»Aber ihr Mann denkt, er könnte ihr die Sprengladung abnehmen, sobald wir uns außer Reichweite des Fernauslösers befänden. Seth hat ihn belogen. Die Bombe wird hochgehen, sobald ihr Mann die Kabel entfernt.«

Hastig stieß der Fremde hervor: »Können Sie gehen?«

»Ich glaube schon.« Allerdings verlor Eiszapfen vor Schmerzen fast das Bewußtsein, als der Fremde ihm aufzustehen half.

Er legte ihm seine Jacke über die Schultern. »Damit man das Blut nicht sieht.«

Eiszapfen lehnte sich an den Fremden und wankte wie benommen aus dem Mithraeum. Als nächstes fand er sich plötzlich in der unterirdischen Kapelle wieder. Er konnte sich nicht erinnern, wie er über die letzte Treppe in die Basilika hinaufgelangt war. Und dann stand er im Freien. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne stachen in seine Augen, und aus der Ferne hörte man das Heulen einer Polizeisirene.

»Schneller«, trieb ihn der Fremde zur Eile an.

An der nächsten Straßenecke schlugen sie die entgegengesetzte Richtung ein, aus der das Polizeiauto nahte. Sie bogen um eine Ecke. Und dann noch einmal. Eiszapfen hatte jede Orientierung verloren, als irrte er durch ein Labyrinth. »Ich glaube, ich kann mich nicht mehr viel länger auf den Beinen halten.«

»Wir sind gleich da.«

Sie erreichten den Park südlich des Konstantinbogens. Zahllose Touristen umstanden in der tiefstehenden Abendsonne das mächtige Bauwerk und bewunderten die herrlichen Reliefdarstellungen. Der Fremde setzte Eiszapfen mit dem Rücken gegen einen Baumstamm zu Boden. Eiszapfen mußte feststellen, daß seine Tarnung den Umständen entsprechend

perfekt war. Solange kein Blut durch den Stoff der Jacke drang, die der Fremde ihm übergeworfen hatte, würde kein Mensch von ihm Notiz nehmen.

»Warten Sie hier«, forderte ihn der Fremde auf. »Ich bin gleich wieder zurück.«

Mit schwacher Stimme rief Eiszapfen ihm hinterher: »Der Mann der Frau soll auf keinen Fall versuchen, ihr die Sprengladung abzunehmen.«

Doch der Fremde war bereits in der Menge verschwunden.

8

»Was haben Sie sich dabei eigentlich gedacht, Romulus?« Wütend hieb Gallagher mit der Faust in seine Handfläche. »Ich habe Sie doch ausdrücklich gewarnt, keine dummen Tricks zu versuchen. Wo, zum Teufel, steckt der Pater? Ich habe mich bereiterklärt, Sie zwei Stunden mit ihm alleinzulassen. Und nun komme ich zurück, und der Vogel ist ausgeflogen. Außerdem ist kein Wort von dem Verhör auf Tonband festgehalten.«

Gallagher war wütend in dem Hotelzimmer auf und ab gelaufen, als Saul Erika dorthin zurückgebracht hatte. Saul hatte allerdings gehofft, dort Drew und Arlene anzutreffen und nicht Gallagher. Er hatte vor dem Kolosseum auf sie gewartet, als sie jedoch nicht aufgetaucht waren hatte er sie, wie verabredet, in einer Telefonzelle anzurufen versucht. Beim ersten Versuch hatte jedoch niemand abgenommen, und das zweite Mal hatte sich eine Frau gemeldet, die wissen wollte, ob er Luigi wäre und weshalb er sie so lange hätte warten lassen. Mittlerweile war die vereinbarte Frist für ihre Kontaktaufnahme verstrichen, so daß Saul, von bösen Vorahnungen geplagt, in das Hotel zurückzukehren beschlossen hatte. Dort konnten ihn zum einen Drew und

Arlene am ehesten erreichen, und zum anderen würde er dort Erika ungestört die Sprengladung abnehmen können. Er hatte sich mit ihr ein Taxi genommen und sich auf schnellstem Weg ins Hotel zurückbringen lassen.

Doch nun mußte er sich hier zu allem Überdruß auch noch mit Gallagher herumschlagen.

»Was interessiert mich der Pater«, erklärte Saul. »Ich habe meine Frau wieder. Mehr will ich nicht.«

»Soll das etwa heißen, daß der Pater verschwunden ist, weil Sie ihn gegen Ihre Frau eingetauscht haben?«

»Ganz richtig! Und ich würde ein zweites Mal bedenkenlos genauso handeln. Keine Sorge, ich habe den Pater vorher noch verhört. Ich habe mich an unsere Abmachung gehalten. Und ich habe Ihnen einiges Wissenswertes zu erzählen. Aber erst muß ich noch etwas erledigen.« Saul streifte Erika den Anorak ab, so daß darunter der Metallgürtel und der Behälter mit dem Sprengstoff zum Vorschein kamen.

»Mein Gott, das ist ja eine Bombe!« stieß Gallagher atemlos hervor.

Erika murmelte etwas Unverständliches. Allerdings zeigten sich bereits die ersten Anzeichen, daß die Wirkung des Betäubungsmittels nachließ. Saul setzte sie aufs Bett und machte sich daran, den Gürtel mit dem Metallbehälter zu untersuchen. »Ich muß entweder das Schloß aufbrechen oder den Gürtel durchschneiden. Allerdings ist der Gürtel über ein Kabel mit dem Sprengstoffbehälter verbunden. Das Ganze – Schloß, Gürtel, Behälter – bildet einen geschlossenen Stromkreis.«

»Demnach könnte die Bombe hochgehen, sobald dieser Stromkreis unterbrochen wird.«

»Seth hat mir allerdings versichert, ich könnte ihr die Sprengladung unbesorgt abnehmen, sobald er sich außer Funkreichweite befindet.«

»Seth? Wer, zum Teufel, ist dieser Seth?«

»Das erkläre ich Ihnen später. Doch erst möchte ich...« Saul war eben im Begriff, das Kabel zwischen Gürtel und Behälter zu entfernen, doch ein Klopfen an der Tür ließ ihn innehalten. Er drehte sich in die Richtung des Geräusches herum.

Gallagher trat an die Tür, um sie zu öffnen.

»Halt! Warten Sie!« rief ihn Saul zurück. Er ging davon aus, daß Drew und Arlene auf dem Flur standen. Gallagher sollte die beiden jedoch auf keinen Fall zu Gesicht bekommen.

»Was ist denn nun schon wieder, Romulus? Noch ein Geheimnis?«

Gallagher öffnete die Tür. Sauls Befürchtung hatte sich jedoch nur zur Hälfte bewahrheitet. Arlene stand mit Pater Dusseault, der sich, noch immer leicht betäubt, gegen sie lehnte, im Flur.

»Wer sind *Sie* denn?« verlangte Gallagher von ihr zu wissen.

Saul ließ sich in einen Sessel sinken.

Arlene zögerte kurz, ließ sich dann aber von Gallagher widerspruchslös in das Hotelzimmer ziehen.

»Wer ist diese Frau?« wandte Gallagher sich an Saul und schloß die Tür ab.

»Eine Freundin.«

»Könnten Sie sich vielleicht etwas genauer äußern?«

»Mehr brauchen Sie nicht zu wissen. Sie haben den Pater wieder; mehr wollten Sie doch nicht. Anstatt der Dame lange Fragen zu stellen, wer sie ist, sollten Sie ihr lieber danken.«

Arlene führte den Pater ans Bett und legte ihn neben Erika darauf nieder.

»Na gut, der Pater ist also wieder zurück«, brauste Gallagher auf. »Aber damit ist mir keineswegs gedient.«

»Vielleicht sollten Sie sich langsam klar darüber werden, was Sie eigentlich wollen.«

»Mich interessiert nicht dieser Geistliche. Mich interessiert, was dieser Mann *weiß*. Sobald ich aus ihm herausbekommen habe, was er über die Bruderschaft weiß, möchte ich möglichst

nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

»Der Pater hat Kardinal Pavelic umgebracht, und er versucht schon seit einiger Zeit die Bruderschaft aufliegen zu lassen. Außerdem kann er Ihnen sagen, wo Sie ein Dutzend oder mehr hochkarätiger Nazi-Kriegsverbrecher finden können.«

Gallagher starrte Saul verblüfft an.

Dieser wandte sich jedoch Arlene zu. »Schön, daß Sie wieder hier sind. Ich habe mir schon Sorgen gemacht, als ich Sie nicht erreichen konnte. Wie haben Sie den Pater wieder in Ihre Gewalt gebracht? Und wo ist Drew?«

»Er hat die Verfolgung von Seth und Eiszapfen aufgenommen.«

»Eiszapfen?« schaltete sich an dieser Stelle Gallagher verständnislos ein. »Drew? Was haben alle diese Namen zu bedeuten?«

Saul und Arlene schenkten ihm keine Beachtung.

»Was ist mit Ihrer Frau?« erkundigte sich Arlene. »Ist alles in Ordnung?«

»Sie ist von den Medikamenten noch etwas benommen«, erwiderte Saul. »Aber zumindest scheint sie nicht verletzt zu sein.«

»Sie ist sehr schön.«

»Ja«, stimmte ihr Saul mit erstickter Stimme zu. »Und sie ist vor allem eine wundervolle Frau. Ich wüßte nicht, was ich ohne sie täte.«

»Hätte vielleicht einer von Ihnen die Güte, mir zu erklären, was das alles eigentlich soll?« bat Gallagher.

»Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Kardinal Pavelic zahlreichen Nazi-Kriegsverbrechern geholfen, sich der Bestrafung durch die Alliierten zu entziehen«, erklärte ihm Arlene. »Er hielt sich jedoch im weiteren genauestens über ihren jeweiligen Aufenthaltsort auf dem laufenden, um sie zu erpressen. Sein Sekretär«, damit deutete Arlene auf Pater Dusseault, »kam ihm auf die Schliche. Pater Dusseault gehört zwar der Bruderschaft

vom Stein an, aber die Zielsetzungen des Ordens sind ihm zutiefst zuwider. Deshalb hat er seine Stellung innerhalb der Organisation dazu benutzt, diese, so gut es ging, zu sabotieren. Er hat nicht nur den Kardinal getötet, sondern nahm sich auch vor, die Kriegsverbrecher, denen der Kardinal geholfen hatte, ihrer gerechten Strafe zuzuführen.«

»Wie wollte er das bewerkstelligen?«

Nun ergriff Saul das Wort. »Pater Dusseault leitete sämtliche Informationen über diese Kriegsverbrecher an einen Mossad-Agenten weiter, dessen gesamte Familie im Konzentrationslager Dachau ums Leben gekommen war. Der Pater ging davon aus, daß ein Mann wie dieser Mossad-Agent aufgrund seiner schrecklichen Vergangenheit und seiner Ausbildung zum Agenten diese Kriegsverbrecher wesentlich schneller und wirkungsvoller ihrer gerechten Strafe überführen hätte können, als dazu die regulären Gerichte in der Lage gewesen wären.«

»Sie sprechen zwar ständig von ›gerechter Strafe‹«, warf Gallagher ein, »aber meinen Sie damit nicht in Wirklichkeit blutige Rache? Hat Pater Dusseault gehofft, der Mossad-Agent würde die Nazi-Kriegsverbrecher töten?«

Saul nickte. »Was jedoch alles weitere betrifft, muß ich mich eher auf Vermutungen stützen. Jedenfalls gehe ich davon aus, daß der Mossad-Agent - sein Name ist übrigens Ephraim Avidan - zu der Überzeugung gelangte, daß er sein Vorhaben nicht ohne fremde Hilfe in die Tat würde umsetzen können. Vermutlich hat er Verbindung zu anderen Mossad-Agenten aufgenommen, die ebenfalls in einem Konzentrationslager waren. Diese Männer befanden sich bereits alle im Pensionsalter und viele von ihnen waren auch schon verwitwet. In Wien wurde Erika und mir von unserem Kontaktmann bei der Mossad eine Liste mit den Namen der Männer zugespielt, die Avidan für sein Vorhaben gewinnen konnte. Sie alle sind während der letzten paar Monate spurlos verschwunden.«

»Sie sind verschwunden?« fragte Gallagher erstaunt. »Das hört sich ja an, als...«

»Ich glaube, daß auch der Vater meiner Frau einer dieser Männer ist«, fiel ihm Saul ins Wort.

Der Raum schien mit einemmal bedrückend eng.

»Und was ist mit den zwei Männern, die Sie eben erwähnt haben – Seth und Eiszapfen?«

»Die beiden sind Berufskiller. Söhne von gefürchteten Naziverbrechern. Ich nehme an, daß ihre Väter zu den Männern gehören, denen der Kardinal geholfen hat. Falls Avidans Team also bereits gegen ihre Väter vorgegangen ist, dürften Seth und Eiszapfen versucht haben, die Hintergründe dieser Vorfälle aufzudecken. Sie dürften herauszufinden versucht haben, wer hinter dem Ganzen steckt und warum. Offensichtlich sind sie dabei zu der Überzeugung gelangt, daß der verschwundene Kardinal eine wichtige Rolle gespielt haben muß. Für den Fall, daß sie herausgefunden hätten, weshalb der Kardinal verschwunden war, hätten sie auch in Erfahrung gebracht, weshalb die Nazi-Kriegsverbrecher nach so vielen Jahren plötzlich bedroht worden waren.«

Gallagher deutete auf Arlene. »Und was haben *Sie* mit dieser Sache zu tun? Und wer ist Drew?«

»Das waren fürs erste genug der Fragen«, unterbrach ihn Saul schroff. »Kümmern wir uns lieber um Erika. *Wir müssen ihr endlich diese verdammte Bombe abnehmen.*«

Schon nach Seths Anruf hatte Saul Arlene gebeten, eine Zange zu besorgen, um Erika die Sprengladung abnehmen zu können. Arlene holte die Zange nun aus ihrer Handtasche und gab sie Saul.

Saul setzte sie an dem Metallgürtel um Erikas Taille an, um jedoch im letzten Moment innezuhalten. »Arlene, vielleicht sollten Sie lieber mit Gallagher und dem Pater den Raum verlassen, falls dieses verfluchte Ding in die Luft fliegt.«

»Wenn Sie das für möglich halten, sollten Sie vorläufig

lieber gar nichts unternehmen.«

Saul schüttelte den Kopf. »Sie haben doch selbst gesagt, daß Drew die Verfolgung von Seth aufgenommen hat. Gesetzt den Fall, er befindet sich noch nicht außer Funkreichweite, könnte Seth die Bombe über die Fernauslösung noch immer zünden.«

»Vielleicht sollten wir tatsächlich am besten alle hier verschwinden«, schlug Gallagher vor. »Ich könnte einen unserer Sprengstoffexperten kommen lassen.«

»Bis der Mann hier eintrifft, könnte es längst zu spät sein.« Saul untersuchte die Kabel, die an Gürtel und Sprengstoffbehälter befestigt waren. »Es sei denn... doch, es könnte klappen.« Er trat an die Kommode und zog den Stecker der Lampe heraus, die darauf stand. Mit schweißnassen Händen durchtrennte er das Kabel am Fuß der Lampe und entfernte am anderen Ende den Stecker.

»Was haben Sie vor?« wollte Gallagher wissen.

Saul war so in seine Arbeit vertieft, daß er nicht auf Gallaghers Frage antwortete. Nachdem er die Kabelenden von der Ummantelung befreit hatte, kehrte er zu Erika zurück und befestigte ein Kabelende an dem Verbindungsdraht zwischen Gürtel und Sprengstoffbehälter. Das andere Kabelende brachte er an einem zweiten Draht an, der Gürtel und Behälter miteinander verband. Er befürchtete nämlich, daß er einen Stromkreis unterbrechen und damit die Bombe zum Explodieren bringen würde, wenn er den Metallgürtel um Erikas Taille durchtrennte. Doch nun konnte er genau dies bedenkenlos tun, ohne den Stromkreis zu unterbrechen.

Jedenfalls hätte es theoretisch so sein müssen.

»Ich fände es besser«, erklärte Saul, »wenn Sie jetzt alle das Zimmer verließen.«

Ohne ein Wort des Widerspruchs richtete Arlene den Pater vom Bett auf. »Was hielten Sie von einem kleinen Spaziergang ans Ende des Flurs?« wandte sie sich dann an Gallagher.

»Romulus?«

Saul wartete.

»Viel Glück.«

»Danke.«

Gallagher grinste. »Sie sind wirklich eine Type.«

Zehn Sekunden später war Saul mit Erika allein.

Sein Herz krampfte sich vor Besorgnis schmerzhaft zusammen, als er die Zange am Metallgürtel ansetzte und ihn schließlich mit einem entschlossenen Ruck durchtrennte.

In eben dem Moment, in dem er mit dem Knall der Explosion rechnete, klingelte das Telefon. Das schrille Geräusch ließ ihn so heftig zusammenzucken, daß ihm für einen Augenblick schwarz vor den Augen wurde.

»Verfluchte Scheiße!«

Das Telefon klingelte ein zweites Mal.

Nachdem er seine Fassung einigermaßen wiedererlangt hatte machte er sich eilends daran, Erika die Bombe abzunehmen. Vorsichtig legte er Gürtel und Sprengstoffbehälter auf einen Stuhl.

Das Telefon klingelte weiter.

Er riß den Hörer von der Gabel.

»Hier spricht Drew! Versuchen Sie bloß nicht, Ihrer Frau die Bombe abzunehmen! Seth hat Sie belogen! Die Sprengladung wird automatisch gezündet, wenn der Gürtel geöffnet wird!«

Saul sank aufs Bett nieder und lachte lauthals los. »Und das erzählen Sie mir *jetzt*?«

»Was soll das...?«

Saul konnte sich vor Lachen nicht mehr halten. Ihm war klar, daß er vollkommen hysterisch reagierte, aber er mußte die Anspannung der letzten Minuten einfach irgendwie loswerden. »Alles klar. Ich habe ihr die Bombe bereits abgenommen.«

»Wie haben Sie denn das geschafft?«

»Ganz einfach.« Saul schüttelte sich noch immer vor Lachen. »Mit Hilfe eines Lampenkabels. Aber das erkläre ich Ihnen später genauer, wenn Sie wieder hier sind. Wie sieht es

bei Ihnen aus? Arlene hat gesagt, Sie hätten Seth und Eiszapfen verfolgt.«

»Ja... Seth ist tot. Eiszapfen hat ihn umgebracht.«

»Wie bitte?«

»Eiszapfen ist verwundet. Wenn wir ihm helfen, will er uns alles erzählen, was wir von ihm wissen wollen.«

Saul sprang vom Bett hoch. »Wo kann ich Sie treffen?«

»In dem Park südlich vom Konstantinsbogen. Wir werden dort an der Via di San Gregorio auf Sie warten.«

»Glauben Sie, wir können diesem Eiszapfen wirklich vertrauen?«

»Ja. Von ihm weiß ich nämlich, daß Sie nicht versuchen sollten, Ihrer Frau die Bombe abzunehmen. Für ihn bestand nicht der geringste Anlaß, uns zu warnen. Ich bin mir ziemlich sicher, daß er die Antworten auf unsere letzten noch offenstehenden Fragen hat.«

»Ich bin in zwanzig Minuten bei Ihnen.« Saul legte den Hörer auf die Gabel zurück und stürzte auf den Flur hinaus, wo Arlene und Gallagher mit dem Pater warteten. »Bitte kümmern Sie sich um Erika, Arlene!« rief Saul über seine Schulter zurück, während er bereits auf den Lift zustürzte.

»So warten Sie doch erst noch einen Moment«, platzte Gallagher ungeduldig heraus. »Ich habe erst noch ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen. Wo wollen Sie überhaupt hin?«

»Ich muß mich mit einem Freund treffen, um Ihnen einen Eiszapfen zu bringen. Verständigen Sie inzwischen schon mal Ihre Verhörspezialisten. Sie werden nämlich gleich noch einmal etwas zu tun bekommen.« Als der Lift nicht kam, rannte Saul die Treppe hinunter.

Wegen der hereinbrechenden Dämmerung und der blendenden Scheinwerfer der entgegenkommenden Autos befürchtete Saul, er könnte Drew und Eiszapfen übersehen, als er in seinem Leihwagen am Konstantinsbogen vorbei die Via di San Gregorio hinunter jagte. Die Gehsteige waren dicht bevölkert. Saul hätte Drew fragen sollen, auf welcher Straßenseite er nach ihm Ausschau halten sollte.

Doch plötzlich tauchte Drew direkt vor ihm auf. Er stützte einen blonden Mann, der den Anschein erweckte, als hätte er zuviel getrunken. Saul fuhr an den Straßenrand und hielt neben den beiden an, was ein heftiges Hupkonzert der nachfolgenden Wagen zur Folge hatte. Hastig schob Drew den blonden Mann auf den Rücksitz, und kaum hatte er die Tür hinter sich zugeworfen, fuhr Saul wieder los.

Eiszapfen trug Drews Jacke. Ihre Ärmel hatten sich von seinem Blut dunkel verfärbt. Sein Gesicht war kreidebleich.

»Ist er schwer verletzt?« fragte Saul.

»Er hat zwei Schüsse abbekommen, Arm und Schulter. Eine Kugel ist wieder ausgetreten. Die andere steckt, soweit ich das beurteilen kann, noch in seinem Körper. Im Augenblick befindet er sich allerdings im Delirium.«

»Halloway«, murmelte Eiszapfen.

»Wer ist Halloway?« Saul warf Drew einen fragenden Blick zu.

»Das habe ich noch nicht herausgefunden. Jedenfalls ist Eiszapfen nicht gerade gut auf ihn zu sprechen.«

»Das soll mir dieses Schwein büßen«, stieß Eiszapfen mühsam hervor.

»Was soll er büßen?« fragte Drew.

»Er hat Seth beauftragt, meinen Vater umzubringen.«

»Aber weshalb sollte Halloway...? Ist Halloway Israeli?«

Eiszapfen lachte. »Nein.«

»Aber dann verstehe ich das Ganze nicht.« Saul bog um eine Ecke. »Weshalb sollte Halloway mit den Leuten zusammenarbeiten, die es auf die Nazis abgesehen haben, wenn er gar kein Jude ist?«

»Nacht und Nebel«, flüsterte Eiszapfen.

»Was soll das nun wieder mit dieser Geschichte zu tun haben?« fragte Saul. »Bei den Nacht-und-Nebel-Aktionen handelte es sich doch um Terrormaßnahmen der Nazis im Zweiten Weltkrieg.«

»Wäre es nicht möglich«, schaltete sich Drew ein, »daß er damit auf eine Vergeltungsaktion der Israelis anspielt?«

Schauernd bog Saul um die nächste Ecke. »Sie glauben, sie bedienen sich nun im Kampf gegen ihre Feinde alter Nazi-Methoden? Halten Sie es für möglich, daß sie diese Kriegsverbrecher spurlos verschwinden ließen, um deren Familien über ihren Verbleib und ihr Schicksal im ungewissen zu lassen, wie das während des Krieges die Nazis machten? *Und an diesem Wahnsinn soll Erikas Vater beteiligt sein?*«

»Sie wissen offensichtlich nicht, was tiefsitzender Haß alles bewirken kann«, hielt Drew ihm entgegen. »Ich kenne diese Art von Haß, da sie jahrelang an mir selbst gezehrt hat. Und ich kann sehr gut verstehen, wie man die Methode seiner Feinde übernimmt, um sich an ihnen zu rächen. Allerdings bringt dies unweigerlich mit sich, daß man sich selbst zum ärgsten Feind wird. Man lernt auf diese Weise nur, sich selbst zu hassen.«

Saul fühlte sich schmerzlich an den Haß erinnert, mit dem er seinen Pflegevater verfolgt und schließlich getötet hatte, um den Tod seines Blutsbruders zu rächen. Diese Vergeltungsaktion hatte ihn jedoch keineswegs mit Befriedigung erfüllt, vielmehr hatte sie lediglich eine schreckliche Leere in ihm hinterlassen. »Ich muß Erikas Vater finden, bevor es zu spät ist.«

»Halloway«, murmelte Eiszapfen wieder.

»Wer ist dieser Halloway?« fragte Drew. »Wenn er kein

Jude ist...«

»Der Sohn des Malers.«

»Gütiger Gott«, hauchte Saul. »Der Maler« war der Spitzname des stellvertretenden Kommandanten des Vernichtungslagers Maidanek. Tag für Tag hat er den reibungslosen Ablauf der Vergasung von Tausenden von Juden organisiert. Und nach Feierabend hat er idyllische Landschaftsszenen gemalt.«

»War Holloways Vater der stellvertretende Lagerleiter von Maidanek?« wandte Drew sich an Eiszapfen.

»Ja.«

»Weshalb ließ Holloway Ihren Vater töten?«

»Um mich dazu zu bewegen, für sie zu arbeiten. Ich sollte denken, die Nacht-und-Nebel-Organisation hätte meinen Vater entführt.«

»Wo befindet sich Holloway jetzt?«

Eiszapfen gab keine Antwort.

»Wenn diese Kugel nicht aus seiner Schulter entfernt wird und wenn er nicht bald eine Bluttransfusion bekommt«, sagte Drew, »wird er uns bald gar nichts mehr antworten können.«

»Sie haben recht. Er wird sonst sterben. Seine Jacke ist mit Blut vollgesaugt. So können wir ihn unmöglich unbemerkt ins Hotel schaffen. Wir müssen ihn an einen sicheren Ort bringen, wo sich Gallaghers Leute ungestört seiner annehmen können.«

Saul hielt neben einer Telefonzelle am Straßenrand und wollte eben aussteigen, um Gallagher anzurufen, doch inzwischen hatte Drew Eiszapfen noch einmal gefragt: »Wo ist Holloway?«

»In Kitchener, in der Nähe von Toronto.«

Trotz heftigen Sodbrennens schluckte Misha Pletz noch einmal einen Mundvoll brühendheißen Kaffees hinunter. Er mußte sich mit aller Gewalt daran hindern, in die Kommunikationszentrale im Keller des Mossad-Hauptquartiers von Tel Aviv hinunterzulaufen. Es ist doch erst dreiundzwanzig Uhr, rief er sich ins Gedächtnis zurück. Operation Salvage würde erst in einer Stunde über die Bühne gehen, und bis dahin hatte sein Team strikte Anweisungen, Funkstille zu wahren. Außerdem wäre ich den Leuten da unten doch nur im Weg, dachte er. Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan. Ich bin die einzelnen Punkte des Plans unzählige Male durchgegangen, um mögliche Fehlerquellen auszuschalten.

Trotzdem machte Misha sich Sorgen, daß die Informationen, die Joseph Bernstein ihm hatte zukommen lassen, nicht richtig sein könnten. Eine Verifizierung seiner Angaben bezüglich des Zeitpunkts und des Orts der Übergabe der Waffenlieferung war jedoch in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich gewesen. Wäre der Informant weniger zuverlässig gewesen als Joseph und wäre bei der ganzen Sache nicht so viel für Israels Zukunft auf dem Spiel gestanden, hätte Misha sicher nichts unternommen. Doch unter diesen Umständen wäre es auf jeden Fall mit wesentlich größeren Risiken verbunden gewesen, nicht einzuschreiten. Davon hatten sich, allerdings nur widerstrebend, auch seine Vorgesetzten überzeugen lassen.

Die Tür von Mishas Büro ging auf. Aufgeregt stürmte Mishas Assistent in den Raum. »Romulus hat sich eben gemeldet.«

Mishas Schultern strafften sich. »Endlich. Wo ist er?«

»In Rom.«

»Wie hat er sich mit uns in Verbindung gesetzt?«

»Über den CIA.« Der Assistent überreichte Misha ein Blatt Papier mit einer Nummer darauf. »Sie sollen ihn so bald wie

möglich anrufen.«

Misha war verblüfft. Als er zum letztenmal mit Saul gesprochen hatte, war dieser gerade einem Anschlag entgangen, der vermutlich auf das Konto des CIA gegangen war. Und selbst wenn dieser Anschlag nicht vom CIA inszeniert worden war, hatte der amerikanische Geheimdienst Saul dennoch die Zusicherung abgerungen, unter allen Umständen auf die Unterstützung anderer Geheimdienste zu verzichten. Weshalb trat Saul also jetzt über den CIA an ihn heran? Hatte Saul Schwierigkeiten mit dem CIA? Sollte es sich bei dieser Nachricht lediglich um ein Täuschungsmanöver handeln?

Doch all dessen ungeachtet, war Misha außerordentlich erleichtert über dieses Lebenszeichen. Einmal abgesehen davon, daß er dringend mit Saul und Erika sprechen wollte, war er dankbar für jede Ablenkung, die ihn wenigstens für ein paar Momente nicht an die bevorstehende Operation Salvage denken ließ. Er griff nach dem Hörer seines abhörsicheren Telefons und wählte die Nummer, die auf dem Zettel stand. Nach zweimaligem Läuten meldete sich am anderen Ende Sauls unverkennbare Stimme: »Hallo?«

»Hier spricht Sandviper. Kannst du ungestört sprechen?«

»Ich bin hier in einem CIA-Unterschlupf. Man hat mir versichert, daß das Telefon nicht abgehört werden kann.«

»Hast du Probleme?«

»Mit dem CIA? Nein, die Amerikaner unterstützen mich auf jede nur erdenkliche Weise. Es nähme jedoch zuviel Zeit in Anspruch, dir das jetzt alles auseinanderzusetzen.« Sauls Stimme klang gehetzt. »Ich habe einige beunruhigende Neuigkeiten über Erikas Vater erfahren.«

»Ich auch«, entgegnete Misha. »Er hat mir während der letzten zwei Tage zwei Nachrichten zukommen lassen. Jedenfalls habe ich Gewißheit, daß er noch am Leben ist. Zwei unserer Leute haben ihn mit eigenen Augen gesehen. Könntest du Erika bitte sagen, daß ihr Vater lebt und sich auf freiem Fuß

befindet? Allerdings ist er untergetaucht. Er hat unsere Leute zweimal abgeschüttelt, als sie ihm zu folgen versuchten. Was die Nachrichten betrifft, die er mir zukommen ließ...«

»Betreffen sie die Nazis?« Saul klang überrascht. »Er hat dir tatsächlich davon erzählt?«

»Von welchen Nazis?« Misha drückte den Hörer fester an sein Ohr. »*Wovon redest du überhaupt?*«

»Von Nazi-Kriegsverbrechern. Sie sind der Grund, weshalb Joseph untergetaucht ist. Er und Ephraim Avidan und die anderen ehemaligen Mossad-Agenten, deren Namen auf deiner Liste stehen, haben herausgefunden, wo sich eine Reihe von Kriegsverbrechern versteckt halten. Sie haben sich zusammengeschlossen, um sich an ihnen zu rächen.«

Misha verschlug es für einen Moment die Sprache.

Saul redete immer dringlicher auf ihn ein. »Was hat Joseph dir mitgeteilt, wenn es nicht um diese Nazis ging?«

»Selbst über ein abhörsicheres Telefon kann ich nicht riskieren, dir das zu sagen. Es handelt sich dabei um Informationen, die für die nationale Sicherheit Israels von entscheidender Bedeutung sind. Bis morgen mittag wirst du alles Nötige erfahren.«

»Dann könnte es bereits zu spät sein. Joseph könnte vielleicht bis dahin etwas getan haben, was ihn für den Rest seines Lebens schwerstens belasten würde. Ich muß ihn daran hindern, sich selbst ins Unglück zu stürzen – um seinetwillen und um Erikas willen. Du hast eben gesagt, er wäre wieder untergetaucht. Weißt du, wo er sein könnte?«

»Er ist ständig unterwegs. Die erste Nachricht hat er mir aus den Vereinigten Staaten zukommen lassen, die zweite aus Kanada.«

»Sagtest du eben *Kanada*?«

»Ist das denn so wichtig?«

»Wo in Kanada?« drängte Saul. »In welcher Stadt?«

»In Toronto.«

»Dachte ich mir's doch!«

»Was ist denn?« stieß Misha besorgt hervor. »Weißt du, weshalb Joseph sich in Toronto aufgehalten haben könnte?«

»Der Sohn eines dieser Nazi-Verbrecher lebt in der Nähe von Toronto. Sein Vater war der ›Maler‹, der stellvertretende Lagerleiter von Maidanek. Der Sohn nennt sich Holloway.«

Dieser Name ließ Misha zusammenfahren. Nur zu gern hätte er Saul gesagt, daß Holloway der Name eines der Waffenhändler war, die Joseph ihm in seiner Nachricht genannt hatte. Im Augenblick konnte er dies jedoch nicht riskieren, wenn er die erfolgreiche Durchführung der Operation Salvage nicht ernsthaft gefährden wollte. Erst mußte die Operation zum Abschluß gebracht werden und dann mußte er noch in den Libyern den Verdacht wecken, daß Holloway für das Scheitern der Waffenübergabe verantwortlich war. Und erst dann konnte er – selbstverständlich unter Wahrung der nötigen Sicherheitsvorkehrungen – Saul in die näheren Einzelheiten einweihen.

»Ich muß jetzt Schluß machen«, sagte Misha deshalb. »Ich werde mich morgen mittag wieder melden. Unternimm bitte bis dahin nichts. Das ist sehr wichtig. Warte lediglich auf meinen Anruf. Ich habe dir interessante Dinge mitzuteilen.«

Damit legte Misha auf.

11

Aus der Leitung drang nur noch leises Rauschen. Ratlos legte Saul den Hörer auf die Gabel zurück und ließ nachdenklich seinen Blick durch den spärlich eingerichteten Wohnraum eines Bauernhauses am Stadtrand von Rom wandern, das dem CIA als Unterschlupf für Agenten diente. Der Raum war in aller Eile in eine behelfsmäßige ärztliche Intensivstation umgewandelt worden. Eiszapfen, dessen Haut fast buchstäblich

die Farbe von Eis angenommen hatte, lag reglos auf einem Klappbett, über dem eine Flasche mit Blutplasma hing, die über einen Schlauch mit einer Kanüle in seinem Arm verbunden war. Der Arzt, der sich bereits Pater Dusseaults angenommen hatte, nähte gerade die Wunde an Eiszapfens linkem Arm, um sie anschließend zu verbinden.

»Jetzt wird es ernst.« Der Doktor sah von seinem Patienten auf und studierte die Anzeigen eines tragbaren Meßgeräts. »Sein Herzschlag ist unregelmäßig, der Blutdruck zu niedrig. Und was seine Atmung betrifft – versorgen Sie ihn weiter mit Sauerstoff«, wandte er sich einem Assistenten zu.

»Besteht die Möglichkeit, daß er stirbt?« fragte Saul.

»Immerhin hat dieser Mann trotz seiner zwei Schußwunden einen neuen Weltrekord über hundert Meter Sprint aufzustellen versucht. In seinem Zustand war jede Bewegung mit erheblichem Blutverlust verbunden. Angesichts dessen wäre es ein Wunder, wenn er überleben würde, zumal ich ihm ja auch noch die Kugel aus seiner Schulter entfernen muß.«

»Er darf nicht sterben!«

»Jeder muß mal sterben.«

»Aber wir brauchen noch ein paar Informationen von ihm!«

»Dann versuchen Sie jetzt, sie ihm zu entlocken, bevor er seine Narkose bekommt. Dann wird nämlich, selbst wenn er überleben sollte, bis morgen abend nichts mehr aus ihm herauszubekommen sein.«

Angespannt beugte Saul sich über Eiszapfen. Mit einem Handtuch wischte er ihm den Schweiß aus seinem schmerzverzerrten Gesicht.

»Können Sie mich hören?«

Eiszapfen nickte kaum merklich.

»Der Doktor meint, daß Sie vielleicht sterben müssen. Aber wenn Sie überleben, verbürge ich mich dafür, daß man Sie unbehelligt gehen läßt.«

»Was bilden Sie sich eigentlich ein«, fuhr Gallagher da-

zwischen. »So etwas zu versprechen, steht Ihnen nicht zu.«

Saul wirbelte herum. »Ich werde diesem Mann alles versprechen, solange ich nur von ihm erfahre, was ich wissen will. Ich habe Ihnen doch von Anfang an klargemacht, daß diese Angelegenheit rein persönlich ist. Allerdings geht es inzwischen nicht mehr nur um meinen Schwiegervater, sondern auch um meine Frau. Wenn sie erfährt, was ihr Vater vorhat, wird sie mir nie verzeihen, wenn ich nicht alles daransetze, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Versuchen Sie mich daran zu hindern,' und ich werde...«

»Ach ja? Was wollen Sie dann tun?« fiel ihm Gallagher ins Wort. »Und was würde dann aus Ihnen werden? Etwa ein Ebenbild Ihres Schwiegervaters?«

Die Richtigkeit dessen, was Gallagher entgegnet hatte, ließ Saul innehalten. Doch seine Zuneigung zu Erika gab ihm die Kraft, seinen Standpunkt zu verteidigen. »Das wäre keinesfalls dasselbe. Ich lasse mich in meinen Handlungen nicht von Haß leiten, sondern von Liebe.«

»Um so schlimmer.«

»Sie müssen mir verzeihen. Ich wollte Ihnen nicht drohen. Aber Sie müssen auch meinen Standpunkt verstehen.« Saul beugte sich wieder über Eiszapfen. »Sagen Sie mir, was ich wissen muß. Reißen Sie sich zusammen. Sie müssen am Leben bleiben. Man wird Sie in Frieden lassen, und andernfalls werde ich selbst um den Preis meines Lebens alles tun, um Sie zu beschützen.«

»Das nenne ich ein Versprechen«, murmelte Eiszapfen.

»Aber Sie können darauf zählen.«

Eiszapfen befeuchtete mit der Zunge seine trockenen Lippen. »Was... wollen Sie wissen?«

»Während der Fahrt hierher haben Sie gesagt, daß Halloway in der Nähe von Toronto lebt – in Kitchener. Und jetzt versuchen Sie sich zu konzentrieren: Wie komme ich an Halloway heran? *Wo ist...?*«

»In Kitchener.« Eiszapfens Stimme war kaum hörbar. Die Worte kamen abgehackt und röchelnd über seine Lippen. »Er lebt...«, ein mühsames Schlucken, »... etwas außerhalb von Kitchener. Highway vierhunderteins... westlich von Toronto... achtzig Kilometer... Ausfahrt...«

Saul prägte sich jedes Wort genauestens ein.

12

Mitternacht. Auf dem Mittelmeer. Südlich von Kreta, vor der libyschen Küste. Der Kapitän des Frachters *Medusa* wußte nicht recht, was er von dem Signal halten sollte, das an Steuerbord aus dem Dunkel zu ihm herüberblinkte. Das Treffen mit dem libyschen Frachter war für drei Uhr früh vereinbart, doch jetzt war es erst Mitternacht, und man hatte ihn nicht über eine Änderung des Zeitplans informiert. Um zu verhindern, daß jemand von der Übergabe der illegalen Waffenlieferung erfuhr, hatte sowohl die *Medusa* als auch der libyische Frachter seit dreiundzwanzig Uhr Funkstille eingehalten. Falls es also doch noch zu einer Änderung des zeitlichen Ablaufs gekommen sein sollte, hätte keine Möglichkeit mehr bestanden, den Kapitän der *Medusa* davon in Kenntnis zu setzen. Jedenfalls stimmte das Signal genau mit dem vereinbarten Erkennungscode überein, daher ordnete der Kapitän an, den entsprechenden Antwortcode zu senden. Nach kurzem Warten kam von den Libyern erneut das richtige Signal zurück. Je früher die *Medusa* ihre heiße Fracht loswurde, um so besser.

Nach wenigen Minuten tauchte die Silhouette eines Schiffs aus dem Dunkel auf und drehte neben der reglos im Wasser liegenden *Medusa* bei. Von dem anderen Schiff wurden mehrere Boote zu Wasser gelassen. Als sie auf die *Medusa* zutuckerten, erteilte der Kapitän seinen Männern Anweisung,

Strickleitern über die Bordwand zu hängen und die nötigen Vorbereitungen zum Löschen der Fracht zu treffen.

Die Motorbarkassen legten an der Bordwand der *Medusa* an. Männer kletterten die Strickleitern hoch. Das Willkommenslächeln des Kapitäns verflog jedoch sofort wieder, als er sah, daß diese Männer Gesichtsmasken trugen und die Besatzung der *Medusa* mit vorgehaltenen Maschinenpistolen zwangen, in die Rettungsboote zu steigen. Dem Kapitän wurde von hinten ein Schlag mit einer Pistole versetzt, worauf er bewußtlos zu Boden sank.

Als er in einem Rettungsboot wieder zu sich kam, konnte er nur noch sehen, wie die *Medusa* mit ihrer geheimen Fracht im Wert von hundert Millionen Dollar in die Nacht davondampfte. Im Kielwasser des Frachters folgte ein Schnellboot, das der Kapitän der *Medusa* aufgrund einer geschickt angebrachten Attrappe im Dunkel fälschlicherweise für ein Frachtschiff gehalten hatte. Er ging davon aus, daß das Überfallkommando nun auch auf dem Deck der *Medusa* eine ähnliche Attrappe errichten würde, um dem Schiff eine andere Silhouette zu verleihen und es damit für mögliche Verfolger nur schwer identifizierbar zu machen. Vermutlich würde auch ein neuer Schiffsname an seinen Bug gepinselt werden. Auf diese Weise konnten die Piraten am nächsten Morgen unbehelligt einen sicheren Hafen anlaufen. Der Kapitän betastete die schmerzende Stelle an seinem Hinterkopf. Gleichzeitig fragte er sich, was er wohl den Libyern erzählen sollte, wenn sie am vereinbarten Treffpunkt auftauchten und wissen wollten, was mit der Waffenlieferung geschehen war. Da ihm darauf keine vernünftige Antwort einfiel, befahl er seinen Männern, sich ordentlich in die Riemen ihrer Rettungsboote zu legen. Doch wohin sollten sie rudern? Hauptsache, sie kamen weg von hier. Weg von den Libyern, die bekanntlich keine langen Fragen stellten und nicht lange fackelten.

Wieder voll bei Bewußtsein, versuchte Erika erst einmal, einen klaren Kopf zu bekommen und die Vielzahl der neuen Informationen in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Saul erzählte ihr in aller Ausführlichkeit, wie er sich mit Drew und Arlene zusammengetan hatte und was nach ihrer Entführung passiert war. Ihre anfängliche Verwunderung machte zunehmend schockierter Bestürzung Platz, je weiter Saul in seiner Erzählung fortschritt.

»Ein Killerkommando? Mein Vater und all diese anderen Männer – lauter Siebzigjährige – sind untergetaucht, weil sie sich an diesen Nazi-Kriegsverbrechern rächen wollen?« »Falls sie es wirklich dabei bewenden lassen.« »Haben sie denn noch Schlimmeres im Sinn?« An diesem Punkt ergriff Drew das Wort. »Eiszapfen hat von Nacht-und-Nebel-Aktionen gesprochen. Damit meinte er allerdings nicht die Nacht-und-Nebel-Aktionen der Nazis, sondern... Kurzum, wir nehmen an, daß Ihr Vater und seine Gruppe sich keineswegs damit zufrieden gegeben haben, sich lediglich an diesen alten Nazis zu rächen. Vermutlich weiten sie ihre Aktionen sogar auf deren Nachkommen aus, um tatsächlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten.«

Plötzlich kam Erika eine Idee. Sie stemmte sich auf dem Bett hoch. »Es geht ihnen also darum, die Väter noch zusätzlich zu quälen, indem sie auch ihre Söhne terrorisieren? Demnach müssen die Väter also noch am Leben sein. Sonst hätte das Ganze doch gar keinen Sinn. Diese alten Nazis sollten wissen, daß auch ihre Kinder bedroht sind. Das Wissen, daß ihre Angehörigen ihretwegen zu leiden haben, sollte ihre Qualen noch vergrößern. Es muß also noch eine Chance bestehen, meinen Vater und seine Helfer von ihrem Vorhaben abzubringen, bevor es zum Äußersten kommt.«

Mit einem anerkennenden Lächeln bemerkte Drew: »Saul

hatte recht, Sie sind tatsächlich eine außergewöhnlich intelligente Frau. Es besteht demnach noch die Möglichkeit, das Schlimmste zu verhindern. Damit will ich keineswegs sagen, daß diese Nazi-Verbrecher nicht bestraft werden sollen. Aber das ist eindeutig nicht die Aufgabe Ihres Vaters und seiner Freunde; über diese Männer das Urteil zu sprechen, muß ausschließlich einem ordentlichen Gericht überlassen bleiben.«

»Aber wie...?« Erika war aus dem Bett aufgestanden, doch jetzt taumelte sie und streckte ihren Arm aus, um sich am Bett abzustützen.

»Alles in Ordnung?« Saul eilte auf sie zu und schlang seinen Arm um sie.

Sie lächelte Saul dankbar an, um dann den Satz mit neuer Kraft zu Ende zu sprechen. »Aber wie sollen wir meinen Vater daran hindern, das Äußerste zu tun?«

»Dein Vater wurde zum letztenmal in Toronto gesehen«, stieß Saul hastig hervor. »Dort lebt auch Halloway. Fühlst du dich wieder kräftig genug für den anstrengenden Flug nach Kanada?«

»Selbst wenn dem nicht so wäre, würde ich darauf mit Ja antworten. Für meinen Vater würde ich alles tun.«

»Fühlst du dich denn wirklich kräftig genug?«

»Natürlich. Sieh zu, daß du zwei Tickets für die nächste Maschine nach Toronto bekommst.«

»Vier«, korrigierte sie Drew.

Erika warf ihm einen verwunderten Blick zu.

Arlene, die bis dahin schweigend zugehört hatte, trat nun vor. »Drew hat vollkommen recht. Ihr Mann soll vier Tickets besorgen. Wir kommen mit.«

»Aber das...«

»... geht doch uns nichts an? War es das, was Sie sagen wollten?«

»Natürlich ist das nicht Ihr Problem.« Erika zuckte hilflos mit den Schultern. »Das mag vielleicht etwas unhöflich ge-

klungen haben, aber es war keineswegs so gemeint. Schließlich ist es nicht Ihr Vater.«

»Das ist durchaus richtig«, fiel Drew ein. »Wir fühlen uns in keiner Weise verpflichtet. Trotzdem kommen wir mit.«

»Aber Sie kennen uns doch gar nicht gut genug.«

»Das wird sich bald ändern.«

14

Joseph Bernstein saß allein im Wohnraum des Abbruchhauses in Toronto, in dessen Keller die Nazi-Verbrecher gefangengehalten wurden. Er wollte sich vor der nervlichen Belastung des kommenden Tages noch ein paar Minuten der Ruhe und Besinnung gönnen.

Ich bin siebzig Jahre alt, dachte er. Ein paar andere alte Männer – meine Gefährten – schlafen oben. Ein paar weitere alte Männer – meine Feinde – sind im Keller eingesperrt. Nach mehr als vierzig Jahren werde ich morgen endlich ein Gelübde erfüllen, das ich als junger Mann abgelegt habe. Ich werde meine Familie rächen.

15

Die DC-10 der Air Canada landete kurz nach vierzehn Uhr in Toronto. Sauls innere Uhr war noch immer auf römische Ortszeit eingestellt, derzufolge die Sonne bereits im Untergehen begriffen gewesen wäre, anstatt mit voller Kraft auf ihn niederzubrennen. Er hatte die Nacht zuvor kaum geschlafen und fühlte sich entsprechend müde und erschöpft. Seine Beine schmerzten vom langen Sitzen. Arlene und Drew ging es genauso. Dagegen schäumte Erika vor Energie über. Die Sorge um ihren Vater ließ sie sofort in Aktion treten, sobald sie

Paßkontrolle und Zoll passiert hatten. Sie besorgte einen Leihwagen, und zwanzig Minuten später waren sie bereits zum Highway 401 unterwegs.

Es herrschte dichter Verkehr, und die meisten Fahrer kümmerten sich nicht um die Geschwindigkeitsbeschränkung. Erika wollte jedoch keine Schwierigkeiten mit der Polizei und hielt sich deshalb trotz ihrer Ungeduld strikt an die zulässige Höchstgeschwindigkeit von hundert Stundenkilometern. Erbarmungslos brannte die Sonne vom Himmel herunter. Sie schaltete die Klimaanlage ein und wandte beim Fahren den Blick nicht eine Sekunde von der Straße ab.

Saul, der eine Straßenkarte im Schoß liegen hatte, deutete nach etwa fünfzig Minuten plötzlich nach vorn. »Hier müssen wir raus.«

Saul hätte gerne noch den Anruf von Misha Pletz abgewartet. Da Misha ihm versichert hatte, daß es sich dabei um eine Nachricht von außerordentlicher Wichtigkeit handele, war Saul davon ausgegangen, daß das Ganze etwas mit Halloway zu tun hatte. Da sie jedoch keine Zeit hatten verlieren wollen, war Saul dafür gewesen, die nächste Maschine nach Toronto zu nehmen und nicht mehr auf Mishas Anruf zu warten.

»Dort vorne mußt du links abbiegen«, machte Saul Erika auf eine Abzweigung aufmerksam.

Nach etwa fünf Kilometern Landstraße sagte er zu ihr, sie solle noch einmal links abbiegen. In der Nachmittagssonne schimmernde Maisfelder und Weiden wechselten sich mit bewaldeten Hügeln ab.

»Jetzt kann es nicht mehr weit sein«, meinte Saul. Die Straße wurde immer kurvenreicher. Nach einer Weile deutete Saul nach rechts, wo sich eine gekieste Zufahrtstraße zwischen hohen Bäumen hindurch zu einem Herrschaftssitz auf einer Anhöhe hinauf schlängelte. »Das muß es sein. Die Lage stimmt genau mit Eiszapfens Beschreibung überein. Da müßte... Ja, seht ihr die Umrisse des Windhunds am Briefkasten neben der

Einfahrt?«

»Na ja«, meldete Drew seine Bedenken an. »Eine Menge Leute haben eine Hundesilhouette auf ihren Briefkästen.«

»Eiszapfen hat außerdem gesagt, daß ein Stück die Straße hinunter eine Stahlbrücke über einen Fluß führt.«

Eine Minute später überquerten sie eine solche Brücke. »Ich bin überzeugt, daß wir am richtigen Ort angekommen sind. Es ist fast halb vier. Wir dürfen keine Zeit verlieren, solange es noch hell ist.« Erika wendete, fuhr über die Brücke zurück und hielt am Straßenrand. »In der Nähe des Flusses wird der Wagen keine Aufmerksamkeit erregen. Es wird so aussehen, als wären seine Besitzer angeln gegangen.«

»Schade, daß wir keine Waffen mitbringen konnten«, sagte Saul.

»Bei den strengen Kontrollen am Flughafen?« entgegnete Drew. »In diesem Fall wären wir immer noch in Rom – und zwar im Gefängnis.«

»Ich weiß«, beruhigte ihn Saul. »Trotzdem fühle ich mich nicht ganz dem Anlaß entsprechend gekleidet, wenn wir jetzt dem Besitzer dieses hochherrschaftlichen Hauses einen Besuch abstatten werden.«

»Wer weiß«, warf Arlene ein. »Vielleicht brauchen wir gar keine Waffen. Vielleicht entpuppt dieser Halloway sich als ein harmloser Geschäftsmann.«

»Immerhin hat er Seth und Eiszapfen für sich arbeiten lassen. Wir müssen also mit dem Schlimmsten rechnen.«

Sie stiegen aus dem Wagen und überquerten die Straße. Ein Waldstück verdeckte ihnen die Sicht auf Halloways Villa.

Die hohen Bäume standen sehr dicht, nur gelegentlich drang ein Sonnenstrahl durch ihr dichtes Blätterdach. Drew kletterte

über einen umgestürzten Baumstamm und arbeitete sich eine steile Böschung hoch. Er sah sich kurz nach Arlene um, die ihm mit federnden Schritten folgte.

Voller Bewunderung nahm Drew zur Kenntnis, wie sicher sie sich auch in schwierigem Gelände bewegte. Er malte sich aus, mit ihr Bergsteigen zu gehen – nur sie zwei, völlig allein in menschenverlassener Wildnis.

Aber erst mußten sie diese Sache hinter sich bringen.

Er konzentrierte sich wieder voll und ganz auf die Gegenwart und kletterte unter den Bäumen weiter die Steigung hinauf. Oben angelangt wartete er, bis Arlene ihn eingeholt hatte, um ihr einen liebevollen, aufmunternden Klaps auf die Schulter zu versetzen. Der Wald lichtete sich, und sie konnten vor sich die Villa sehen. Saul und Erika waren ihnen ein Stück vorausgeeilt und kauerten hinter einer Gruppe Sträucher.

Auf dem Gelände vor dem Haus konnte Drew mindestens ein halbes Dutzend bewaffneter Wachmänner erkennen. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Einfahrt gerichtet. Vor dem Haus standen zehn Wagen verschiedenen Typs. Ein Mann in einem blauen Trainingsanzug erschien in der Eingangstür der Villa und blieb, entsetzt über den Anblick, der sich ihm bot, abrupt stehen. Ein Lastwagen jagte, eine dichte Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, die Zufahrt zum Haus hinauf.

17

Am Abend zuvor hatte Halloway die bevorstehende Waffenlieferung mit solcher Unruhe erfüllt, daß er das Risiko eingegangen war, seine Familie in Kitchener zu besuchen. Aufgrund der sechsstündigen Zeitdifferenz zwischen Libyen und Ontario und der für das Umladen der Waffen erforderlichen Zeit rechnete Halloway frühestens am nächsten Morgen mit einer Nachricht über den erfolgreichen Abschluß

der Transaktion.

Obwohl er kein gläubiger Mensch war, betete er doch, daß die Übergabe der Waffen reibungslos vonstatten gehen würde, da inzwischen auch er Rosenbergs Befürchtungen teilte, die Nacht-und-Nebel-Organisation könnte von der illegalen Waffenlieferung erfahren haben. Diese Leute wußten so viel über ihn, daß nicht auszuschließen war, daß sie auch über die verbotene Fracht an Bord der *Medusa* im Bilde waren. Andererseits hätte Halloway auf keinen Fall riskieren können, die Libyer zu warnen, daß die Geheimhaltung der Waffenlieferung möglicherweise nicht mehr gewährleistet war. Ihm blieb nur zu hoffen, daß die Transaktion reibungslos vonstatten gehen würde, da er von Seiten der Libyer selbst dann das Schlimmste zu befürchten gehabt hätte, wenn ihnen nur zu Ohren gekommen wäre, daß Halloway die Waffenlieferung an sie geschickt hatte, obwohl möglicherweise bereits andere Organisationen darüber Bescheid wußten.

Doch selbst in der vertrauten Umgebung seiner Familie wollten Halloways Befürchtungen nicht verfliegen. Er saß gerade mit allen beim Abendessen, als ein Leibwächter das Speisezimmer betrat und Halloway ein Telegramm aushändigte. Halloway entging nicht, daß das Telegramm Punkt neun Uhr abends eintraf, also genau zu dem Zeitpunkt, zu dem im Mittelmeer die Übergabe der Waffenlieferung stattfinden sollte.

Hastig riß Halloway den Umschlag auf und zog das Telegramm heraus. Er mußte seinen Inhalt mehrere Male lesen, bevor er sich über die Bedeutung der Nachricht vollends im klaren war.

ALLE PROBLEME GEKLÄRT. IHR VATER IN SICHERHEIT. BRINGEN IHN MORGEN ZURÜCK. FÜNFZEHN UHR ORTSZEIT IN IHRER VILLA. EISZAPFEN. SETH.

Halloway stieß einen erleichterten Seufzer aus. Zum erstenmal seit Monaten fühlte er sich wieder richtig befreit und

sorglos. Allerdings wunderte er sich auch, weshalb Seth und Eiszapfen ein Telegramm geschickt hatten, anstatt ihn anzurufen, und weshalb sie das Telegramm an seine Stadtwohnung adressiert hatten und nicht an seinen Landsitz. Nachdem er jedoch dort angerufen hatte und ihm von einem Leibwächter bestätigt worden war, daß auch dort ein Telegramm eingetroffen war, waren auch seine diesbezüglichen Bedenken ausgeräumt; Seth und Eiszapfen hatten einfach ganz sichergehen wollen, daß ihn die Nachricht unverzüglich erreichte. Vermutlich wäre ein Anruf für die beiden aus irgendeinem Grund mit zu großen Risiken verbunden gewesen. Halloway teilte der Wachmannschaft auf seinem Landsitz bei dieser Gelegenheit gleich mit, daß sie am nächsten Tag Besuch bekommen würden.

»Euer Großvater kommt wieder nach Hause«, erklärte Halloway anschließend seinen Kindern. Dann sah er mit einem strahlenden Lächeln seine Frau an und schenkte sich gegen seine Gewohnheit ein zweites Glas Wein ein.

Bis zum Mittag des nächsten Tages hatte seine Unruhe solche Ausmaße angenommen, daß er sich nicht mehr länger beherrschen konnte und in Begleitung mehrerer Leibwächter zu seinem Landsitz hinausfuhr. Vor dem Haus stand ein fremder Wagen. Voller Freude eilte Halloway darauf zu.

Doch statt seines Vaters stieg Rosenberg aus dem Auto.

Halloway blieb wie erstarrt stehen. »Was machen Sie denn hier?«

»Ich bin wegen Ihres Telegramms gekommen.«

»Welches Telegramm?«

»Haben Sie mir denn nicht telegraphiert?«

»Um Himmels willen, nein!«

»Aber es trug doch Ihren Absender.« Rosenberg zog das Telegramm aus der Innentasche seiner Anzugjacke.

Halloway riß es ihm aus der Hand. Sein Magen krampfte sich zusammen, als er den Text überflog.

TELEFON ZU UNSICHER. ALLE PROBLEME GEKLÄRT. UNSERE VÄTER IN SICHERHEIT. ANKOMMEN MORGEN. ORTSZEIT FÜNFZEHN UHR AUF MEINEM LANDSITZ. HALLOWAY.

»Und *darauf* sind Sie hereingefallen?« Holloway zerknüllte das Telegramm in seiner Faust.

»Was hätte ich denn anderes tun sollen?« verteidigte sich Rosenberg. »Sie hatten mir doch ausdrücklich abgeraten, Sie anzurufen. Hätte ich etwa in Mexiko bleiben sollen, obwohl Sie mir doch mitgeteilt haben, daß mein Vater heute nachmittag hier eintreffen würde?«

»Sie Vollidiot! Ich habe auch so ein Telegramm mit fast dem gleichen Inhalt bekommen! Auch *mein* Vater sollte heute nachmittag hier eintreffen!«

»Demnach waren Sie genauso leichtgläubig wie ich.«

»Das ist eine Falle!« Holloway wirbelte herum und spähte zur Einfahrt hinunter. »Sie haben uns hierher gelockt!«

»Wen meinen Sie mit *sie*?« Rosenbergs Knie wurden weich. »Die Nacht-und-Nebel-Organisation?«

»Wen sonst? Sicher beobachten sie uns bereits!«

Holloway und Rosenberg zogen sich ins Haus zurück.

Holloway fuhr jedoch erneut herum, als er einen Wagen auf die Villa zujagen hörte. Als das Auto, von mehreren Leibwächtern umringt, vor dem Eingang anhielt, sah Holloway Miller am Steuer sitzen. »Ich habe Ihnen doch ausdrücklich untersagt, hierher zu kommen!« rief er dem Neuankömmling aufgebracht entgegen.

Wütend sprang der Architekt aus dem Wagen. »Und ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich kommen würde! Sie haben gewußt, was mein Vater und die Väter all der anderen während des Krieges getan haben! Am liebsten wäre ich auf der Stelle hierher gekommen, um Ihnen persönlich den Hals umzudrehen. Aber schließlich hat doch die Sorge um meinen Vater die Oberhand behalten, obwohl ich von seinen Verbrechen wußte.

Und dann haben Sie mir dieses Telegramm geschickt. Sie haben mir mitgeteilt, mein Vater wäre hier. *Wo ist er?*«

Halloway riß Miller das Blatt Papier aus der Hand, mit dem er aufgebracht durch die Luft fuchtelte. Es handelte sich dabei um ein Telegramm mit demselben Inhalt wie das Rosenbergs. »Sie müssen bereits hier sein«, stieß Halloway entsetzt hervor. »Ich bin mir ganz sicher. Sie müssen irgendwo in der Nähe sein.«

»Was soll dieses Gefasele?« Miller war nahe daran, auf Halloway loszugehen. »*Wer* soll bereits hier sein?«

»Wir müssen in Deckung gehen. Schnell, ins Haus!« Halloway stürzte auf die Eingangstreppe zu und brüllte gleichzeitig dem Leiter seiner Wachmannschaft seine Befehle zu:

»Ziehen Sie Ihre Leute von den Außenposten zurück! Sie sollen nur noch das Haus bewachen!«

Doch bevor er den Eingang erreicht hatte, wirbelte Halloway beim Geräusch eines näherkommenden Wagens erneut herum. Herr im Himmel, dachte er. Nicht noch einer.

18

So sollte es jedoch die nächsten zwei Stunden weitergehen. Ein Wagen nach dem anderen jagte die Zufahrt herauf, jemand sprang heraus und fuchtelte aufgebracht mit einem Telegramm durch die Luft. Aus allen Teilen der Welt waren sie hierherbestellt worden. Aus Mexiko, Amerika, England, Frankreich, Schweden, Ägypten und Italien waren sie überstürzt angereist, um ihre vermißten Väter in die Arme schließen zu können. Entsprechend bitter war ihre Enttäuschung, als sie erfahren mußten, daß sie lediglich durch einen Trick auf Halloways Landsitz gelockt worden waren. Im Arbeitszimmer des von Leibwächtern umstellten Hauses versammelt, schrien die Neuankömmlinge aufgebracht

durcheinander.

»Ich will hier nicht mehr länger bleiben!«

»Aber es wäre doch viel zu riskant, das Haus zu verlassen!«

»Ebenso riskant ist es, hierzubleiben!«

»Was soll um drei Uhr passieren?«

»Warum wurde in dem Telegramm genau dieser Zeitpunkt angegeben?«

»Was ist, wenn wir unsere Väter tatsächlich zurückbekommen?«

»Was ist, wenn wir *überfallen* werden?«

Der verabredete Zeitpunkt verstrich. Als Halloway ein weiteres Fahrzeug die Zufahrt heraufkommen hörte, eilte er in der Hoffnung, es wären Seth und Eiszapfen, nach draußen. Vielleicht waren seine Befürchtungen doch unbegründet gewesen.

Doch statt eines Personenwagens kam ein Lkw die Zufahrt herauf. Seine Ladefläche hatte eine Bretterverkleidung mit einer Planenüberdachung. Das Gefährt erinnerte Halloway auf fatale Weise an einen...

... Viehtransporter.

Gütiger Gott, dachte Halloway, von bösen Vorahnungen erfüllt. Die Bedrohung war um so grauenerregender, als sie vollkommen vage war. Eines war jedoch gewiß – das war der Anfang vom Ende.

19

»Was ist denn dort drüben los?« Saul kauerte neben Erika, Drew und Arlene hinter einer Gruppe von Büschen und beobachtete, wie der Lkw auf die Personenwagen zufuhr, die vor dem Haus standen. Der Mann in dem blauen Trainingsanzug schrie wild gestikulierend auf die Leibwächter ein, worauf diese ihre Gewehre auf den Lastwagen richteten.

Angespannt stieß Drew hervor: »Wir müssen näher ran.«

»Jetzt«, zischte Erika. »Solange die Wachen abgelenkt sind.«

Damit eilte sie auf den hüfthohen Stacheldrahtzaun zu, der die Rasenflächen um die Villa umgab. An den Zaunpfählen waren keine Isolatoren zu erkennen, demnach konnte der Zaun nicht unter Strom stehen. Erika konnte auch nirgendwo eine versteckte Überwachungskamera entdecken. Natürlich war nicht auszuschließen, daß das Gelände durch verborgene Schall- oder Druckdetektoren gesichert war. Dies zu überprüfen, hatte Erika jedoch nicht mehr die Zeit. Sie kletterte über den Zaun und warf sich flach zu Boden.

Etwa hundert Meter zu ihrer Rechten sah sie den Mann im blauen Trainingsanzug weiter aufgeregt auf seine Leibwächter einreden; sie hatten inzwischen ihre Gewehre auf den Viehtransporter angelegt, der sich den vor dem Eingang geparkten Wagen näherte.

Plötzlich von bösen Vorahnungen befallen, kroch Erika näher auf die Villa zu. Als sie sich kurz umdrehte, entdeckte sie Saul, der ihr dichtauf folgte. Drew und Arlene schlichen etwas weiter rechts von ihr auf das Haus zu.

Plötzlich hielt Erika abrupt inne. Zwei weitere Wachen waren von der Rückseite der Villa zum Eingang geeilt, wo der Viehtransporter inzwischen gewendet hatte und jetzt so stand, daß sein Heck dem Haus zugekehrt war.

Erika machte sich diesen Moment zunutze, um weiter auf die Villa zuzulaufen. Als sie zu ihrer Linken einen Wachposten entdeckte, duckte sie sich hinter einen Busch. Der Wachposten näherte sich, das Gewehr im Anschlag, einem Geräteschuppen, um plötzlich völlig unvermutet zurückzuzucken. Seine Hände fuhren an seinen Hals, und im nächsten Augenblick sackte der Mann lautlos zu Boden. Erstaunt sah Erika darauf zwei alte Männer hinter dem Schuppen hervorkommen. Einer von ihnen war mit einem Gewehr bewaffnet, das Erika an seiner charakteristischen Form sofort erkannte; es handelte sich dabei

um ein Gewehr zum Abschießen von Betäubungspfeilen. Trotz ihres fortgeschrittenen Alters bewegten die beiden Männer sich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Sie zerrten den Wachposten in den Schuppen. Während einer von beiden die Tür schloß, nahm der andere dem Wachposten sein Gewehr ab. Dann rannten die beiden auf das Haus zu und verschwanden dahinter.

Erikas Verwunderung nahm noch zu, als sie gleich darauf ihren Blick nach rechts wandte und einen alten Mann aus dem Führerhaus des Lkws klettern sah. Der Mann ging auf die hintere Bordwand des Lastwagens zu, wo sich ein zweiter alter Mann zu ihm gesellte, der auf der Beifahrerseite ausgestiegen war. Sie pflanzten sich vor den Wachen auf, deren Gewehre auf sie gerichtet waren. Voller Angst und Besorgnis kroch Erika näher. Ihr Herz klopfte wie wild, da sie sich in ihren schlimmsten Vorahnungen bestätigt sah. Der alte Mann, der eben auf der anderen Seite des Lkws aufgetaucht war, war kein anderer als ihr Vater.

20

Seine Wut ließ ihn alle Angst vergessen. Joseph Bernstein blieb dicht vor den auf ihn gerichteten Gewehrläufen der Wachen stehen und wandte sich dann Halloway zu. »Ist das vielleicht eine Art, Besucher zu empfangen?«

»Wer sind Sie?«

»Ich glaube, das wissen Sie bereits«, schaltete sich Ephraim Avidan ein, der neben Joseph stand. Er streckte seine Hand nach der Plane aus, die über der Ladefläche des Lastwagens befestigt war. »Sagen Sie Ihren Männern, sie sollen ihre Gewehre fallenlassen.« Avidan riß die Plane zur Seite. Gleichzeitig klappte die hintere Bordwand laut scheppernd nach unten.

Auf der Ladefläche des Lkws war ein Maschinengewehr aufgebaut, hinter dem ein bärtiger alter Mann kauerte. »Als Waffenexperte ist ihnen sicher nicht entgangen«, erklärte dieser Mann, an Holloway gewandt, »daß die Waffe schußbereit ist. Außerdem dürfte ihnen sehr wohl bewußt sein, welch verheerende Wirkung sie hat. Selbst wenn mich einer Ihrer Leute erschießen würde, könnte ich noch in einer letzten Reflexhandlung den Abzug drücken. Und vergessen Sie dabei bitte nicht: Ich ziele direkt auf Ihre Brust. Kommen Sie also bitte der Aufforderung meines Begleiters nach und fordern Sie Ihre Leute auf, die Waffen fallenzulassen.«

»Und falls Ihnen das noch nicht genügen sollte«, erklärte Joseph, »werfen Sie bitte einen Blick in das Innere des Laderaums.«

Mit zusammengekniffenen Augen spähte Holloway in das Dunkel unter der Plane.

»Treten Sie ruhig näher«, forderte ihn Ephraim Avidan auf. »Wir wollen, daß Ihnen nicht das geringste Detail entgeht.«

Holloway trat zwei Schritte vor, um plötzlich deutlich sichtbar zu erbleichen.

Mit eingefallenen, totenbleichen Gesichtern und glasigen Augen lagen Holloways Vater und die Väter zehn weiterer Männer regungslos auf der Ladefläche des Lkws. Sie waren aneinandergekettet und wurden von einem weiteren alten Mann bewacht, der den Lauf seiner Uzi gegen die Schläfe von Holloways Vater preßte.

»Gütiger Gott«, hauchte Holloway und hielt sich den Bauch, als müßte er sich gleich übergeben.

»Fordern Sie Ihre Leute auf, ihre Gewehre fallenzulassen«, sagte Joseph. »Oder wir erschießen unsere Gefangenen.« Zur Unterstreichung seiner Drohung zog Erikas Vater eine Beretta aus der Innentasche seines Anoraks.

»Tut, was er sagt«, stieß Holloway heiser hervor.

Die Wachen legten ihre Gewehre zu Boden, worauf Joseph

sie nach versteckten Waffen durchsuchte. Nachdem er ihnen mehrere Revolver abgenommen hatte, forderte er die Wachen auf, sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden zu legen.

»Was soll das?« stieß Holloway aufgebracht hervor. »Was wollen Sie eigentlich?«

»Haben Sie das denn noch immer nicht begriffen?« entgegnete Ephraim. »Wir sind hier, um mit Ihnen über die nationalsozialistischen Rassentheorien zu diskutieren.«

In diesem Moment ging die Eingangstür der Villa auf. Einer nach dem anderen traten die Mitglieder von Holloways Gruppe mit hochgehobenen Händen, die Gesichter von Angst verzerrt, ins Freie. Sie wurden von zwei alten Männern gefolgt, die mit Uzis bewaffnet waren.

»Da sind sie ja«, bemerkte Ephraim darauf. »Die Diskussionsrunde ist also vollständig.«

»Ich weiß zwar nicht, was Sie sich dabei eigentlich gedacht haben«, legte ein Mitglied von Holloways Gruppe los, »aber...!«

»Mr. Miller«, fiel ihm Joseph ins Wort, »seien Sie bitte still!«

»So etwas können Sie doch nicht geheimhalten! Sie können doch nicht einfach...«

Joseph schlug ihm mit seiner Beretta auf den Kopf.

Miller sank zu Boden und hielt sich stöhnend seinen blutenden Schädel.

»Möchte sonst noch jemand etwas sagen?« fragte Joseph herausfordernd.

Entsetzt starrten die anderen Gruppenmitglieder auf Miller, der sich blutend auf dem Boden wälzte.

Joseph nickte. »Sehr gut.«

Darauf erschienen zu beiden Seiten des Hauses weitere alte Männer, die ebenfalls mit Uzis bewaffnet waren.

»Habt ihr die restlichen Wachposten außer Gefecht gesetzt?« fragte Ephraim.

Einer der Männer nickte.

»Dann können wir also zur Tat schreiten.« Ephraim ging auf den Lastwagen zu.

»Was auch immer Sie vorhaben mögen«, protestierte ein mexikanisch aussehender Mann, »sie begehen ein großes Unrecht.«

»Daß ausgerechnet Sie mir erklären wollen, was Recht und Unrecht ist, Rosenberg!« fuhr ihm Joseph über den Mund. »Gerade Sie und Halloway sind doch der perfekte Beweis, daß sich die Fehler der Väter auf ihre Söhne vererbt haben.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich meine damit die Waffen, die Sie an die Libyer verkauft haben, damit diese sie gegen Israel zum Einsatz bringen.«

»Davon wußten Sie...?«

»Die Waffen befinden sich inzwischen allerdings in israelischer Hand.«

Rosenberg starrte Joseph fassungslos an.

»Ich finde es durchaus angemessen, daß gerade Sie, wenn auch gegen Ihren Willen, zum Schutz meines Volkes beigetragen haben, das Ihr Vater mit allen Mitteln zu vernichten versuchte.« Ephraim warf ein paar Schaufeln von der Ladefläche des Lastwagens. »Los! Aufheben!« Er warf weitere Schaufeln zu Boden. »Jeder nimmt eine Schaufel. Und dann an die Arbeit.«

Halloway erbleichte. »Was sollen wir mit diesen Schaufeln?«

»Eine Grube ausheben. Eine große, tiefe Grube.«

»Sind Sie wahnsinnig geworden?«

»Waren etwa Ihre Väter verrückt, als sie Juden zwangen, Gruben für die Leichen anderer Juden auszuheben? Oder finden Sie es nach wie vor vollkommen gerechtfertigt, Juden zu vernichten? Sprechen Sie nur von Wahnsinn, wenn die Henkersknechte hingerichtet werden? Los! Nehmen Sie schon Ihre Schaufeln!«

Zögernd traten die Männer vor.

»Wir werden die Grube hinter dem Haus ausheben, wo man sie von der Straße nicht sehen kann«, erklärte Ephraim. »Sicher fragen Sie sich alle, was wir mit Ihnen vorhaben, wenn die Grube fertig ist. Werden wir Sie zwingen mitanzusehen, wie Ihre Väter getötet werden, um Sie dann ebenso zu erschießen, wie Ihre Väter die Männer exekutieren ließen, die die Gruben ausgehoben hatten? Wir werden Ihnen dasselbe Angebot machen, das Ihre Väter ihren Opfern gemacht haben. Wenn ihr uns helft, lassen wir euch laufen. Hebt erst mal die Grube aus. Dann wird euch nichts geschehen. Wie sehr liebt ihr eure Väter? Das ist eine Frage, mit der sich während des Dritten Reiches viele Juden konfrontiert sahen. Wenn mein Vater sowieso dem Tod geweiht ist, wäre es dann kein sinnloses Opfer, mich zu widersetzen und ihm in den Tod zu folgen? Wäre es nicht wesentlich vernünftiger, mit den Henkern gemeinsame Sache zu machen und sich dadurch vielleicht das Leben zu erkaufen? Ein äußerst interessantes Dilemma. Wenn Sie sich weigern, die Grube auszuheben, werden wir Sie erschießen. Wenn Sie uns helfen...?« Ephraim hob in einer vagen Geste die Hände. »Sie sollen am eigenen Leib verspüren, was wir damals mitgemacht haben. Es wird Ihnen sicher eine Lehre sein.«

21

Erika ging hinter einem kleinen Pavillon in Deckung und beobachtete die Rückseite des Hauses. Die zwei alten Männer, die den Wachposten in den Geräteschuppen gezerrt hatten, waren nicht mehr zu sehen; vermutlich hatten sie über einen Hintereingang die Villa betreten. Statt dessen bemerkte Erika nun weiter hinten zwei weitere alte Männer, die einen anderen Wachposten hinter die Garage schleppten. Kurz darauf

tauchten sie wieder hinter dem langgestreckten Bau auf und rannten, ihre Uzis im Anschlag, auf die Rückseite der Villa zu.

Erika drehte sich zu Saul um, der ihr hinterhergekrochen war. Sie hob warnend die Hand und deutete auf die Rückseite des Hauses. Da sie Drew und Arlene nirgendwo sehen konnte, nahm sie an, daß sie in einem weiten Bogen um die Villa herum schlichen, um sich dem Haus von der anderen Seite zu nähern. Erika hoffte, daß ihnen nicht entgangen war, daß sich noch andere Fremde in unmittelbarer Nähe des Hauses herumtrieben.

Zu den zwei alten Männern hinter dem Haus hatten sich inzwischen zwei weitere alte Männer gesellt. Sie eilten ins Haus. Geduldig wartete Erika auf eine Gelegenheit, sich der Villa erneut zu nähern.

Ihre Geduld entpuppte sich als weise Voraussicht. Wenig später kamen nämlich die vier mit Uzis bewaffneten Männer wieder aus dem Haus und rannten um das Gebäude, um sich ihren Kameraden am Vordereingang anzuschließen.

Jetzt! Erika rannte auf die Rückseite der Villa zu, drückte sich gegen die Wand und spähte durch eine Fliegengittertür ins Innere. Sobald Saul sie eingeholt hatte, öffnete sie die Tür und betrat das Haus.

Ihr Blick fiel auf eine Treppe, die rechts von ihr in den Keller hinabführte. Direkt vor ihr gelangte man über drei Stufen zu einem kurzen Flur. Während Saul in den Keller hinabstieg, betrat Erika den Flur, in dem es nach Braten und frisch gebackenem Brot roch. Der Flur führte in eine geräumige Küche, auf deren Boden zwei Männer in Bedienstetenkleidung lagen. Aus dem Hals eines jeden ragte ein kleiner Betäubungspfeil.

Erika lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Als Saul wieder aus dem Keller kam, betrat sie durch eine Schwingtür einen weiteren Flur, der länger und breiter war; an seinen Wänden hingen mehrere Landschaftsgemälde. Obwohl die

Bilder von erlesener Schönheit waren, erfüllten sie Erika mit Grauen; vermutlich hatte sie Hallowsays Vater, der stellvertretende Lagerleiter von Maidanek, gemalt.

Zu ihrer Rechten öffnete sich ein Speisezimmer, zu ihrer Linken ein großes Arbeitszimmer. Mehrere volle Aschenbecher und leere Cognacschwenker deuteten darauf hin, daß sich hier erst vor kurzem eine größere Gruppe versammelt gehabt hatte. Doch Erikas Aufmerksamkeit wurde unwiderstehlich von der breiten Eingangstür am Ende des Flurs angezogen. Sie stand offen. Verschiedene Männerstimmen – einige aufgebracht, einige flehend und einige beängstigend ruhig – drangen von draußen herein. *Eine der Stimmen war die ihres Vaters.* Erikas Puls beschleunigte sich merklich, als sie lautlos weiter auf die Tür zuschlich und sich schließlich daneben gegen die Wand drückte. Durch den schmalen Spalt zwischen Tür und Angel spähte Erika vorsichtig nach draußen, wo mehrere alte Männer eine Gruppe von Männern mittleren Alters mit vorgehaltenen Gewehren in Schach hielten.

Erneut vernahm Erika die Stimme ihres Vaters. Doch ihre plötzliche Freude, ihm nahe zu sein, machte abrupt tiefer Verzweiflung Platz. Was sie hörte, jagte ihr einen eisigen Schauer den Rücken hinunter. Die Gruppe der jüngeren Männer, die sich auf der breiten Eingangstreppe ängstlich aneinander drängten, wurde aufgefordert, eine Grube auszuheben. Wenig später ertönte auch schon das laute Scheppern von Schaufeln, die zu Boden geworfen wurden. Um sich nicht auf der Stelle übergeben zu müssen, lehnte Erika sich gegen Sauls Schulter.

Als Ephraim den Söhnen der Nazis Anweisungen erteilte, wie sie die Grube für ihre Väter ausheben sollten, stiegen in Joseph

lebhaftes Erinnerungen an Treblinka auf. Plötzlich sah er die Gruben wieder vor sich, die er damals zusammen mit seiner Frau hatte ausheben müssen. In diesen Gruben hatte die SS die Leichen der vergasteten Juden verbrannt. Joseph war damals vor einem entsetzlichen Dilemma gestanden. Ihm war nur eine Wahl geblieben – entweder mit den Wölfen zu heulen und zu überleben, oder das grauenhafte Schicksal seiner Leidensgenossen zu teilen und selbst in einer solchen Grube eingäschert zu werden.

Diese grauenvolle Entscheidung hatte ihn an den Rand des Wahnsinns getrieben. Der Preis für sein Überleben war gewesen, daß er bei der Vernichtung der sterblichen Überreste seiner Mitmenschen geholfen hatte. Seine Schuldgefühle deswegen waren immer schlimmer geworden, so daß er schließlich bereit gewesen wäre, *alles* zu tun, um sich endlich von ihnen befreien zu können. Und jetzt, da es so weit war, erinnerte er sich nicht mehr nur an Treblinka, er fühlte sich regelrecht dorthin zurückversetzt. Er glaubte, ringsum den Rauch der verbrannten Leichen aufsteigen zu sehen. Von dem entsetzlichen Gestank befiel ihn heftige Übelkeit. Er war nahe daran, sich zu übergeben. Aber er riß sich zusammen und kam den Befehlen der SS-Männer weiter nach. Er schichtete mehr Brennholz auf den Leichen in den Gruben auf, öffnete zusätzliche Säcke mit Kalk und transportierte weitere Tote aus den Gaskammern. Ihm traten Tränen in die Augen.

»Raus mit euch!« hörte er einen SS-Mann brüllen. »Und zwar alle! Los, schneller! Wirst du nicht gleich springen! Los, runter vom Lastwagen!«

Lastwagen? Aber in Treblinka hatten sie doch gar keine Lastwagen gehabt. Die Nazis hatten ihre Opfer doch in Viehwaggons ins Lager geschafft. Weshalb benutzten sie dafür plötzlich Lastwagen?

Im selben Moment fand Joseph sich aus seinem Alptraum wieder in die Realität zurückversetzt. Er war nicht mehr in

Treblinka, sondern auf Holloways Besitz. Und er sah, wie Ephraims Augen vor Haß aus ihren Höhlen zu treten drohten.

»Raus!« schrie Ephraim auf die alten SS-Offiziere ein. Er hieb mit einem Stück Seil auf sie ein, um sie zu größerer Eile anzutreiben. Durch ihre Ketten behindert, verloren die Gefangenen das Gleichgewicht und purzelten, sich gegenseitig zu Fall bringend, unter lautem Kettengerassel auf den Kies der Auffahrt, wo sie, zu einem jämmerlichen Menschenknäuel verschlungen, laut wimmernd und stöhnend liegenblieben.

»Nein«, protestierte Joseph.

Doch ein Einspruch ging in Ephraims Gebrüll unter. Haßerfüllt schlug Ephraim weiter auf die alten Männer ein. »Aufstehen, ihr Gesindel! Los, Beeilung! An die Arbeit! Sie sind doch Experte für das, was wir anschließend machen werden, Müller. Sobald wir die Grube fertig ausgehoben haben, werden wir eine Planke darüber legen. Und auf die dürfen Sie sich dann stellen, damit wir auch Gewißheit haben, daß Sie in die Grube fallen, wenn wir Sie erschießen. Wir werden doch nicht unsere kostbare Zeit damit vergeuden, Sie noch extra in die Grube zu stoßen, falls Sie versehentlich auf den Rand fallen sollten. Wie lautete doch damals Ihr Motto? Keine überflüssige Zeit- und Energieverschwendung!«

»Nein«, protestierte Joseph erneut.

Doch auch diesmal ging sein Protest in Ephraims Gebrüll unter. Niemand schenkte ihm Beachtung.

Die Söhne standen mit totenbleichen Gesichtern wie erstarrt herum.

»Warum versuchen Sie denn nicht, uns an unserem Vorhaben zu hindern?« wandte sich Ephraim nun an sie. »Versuchen Sie uns doch aufzuhalten. Holloway, Rosenberg? Was ist denn plötzlich los mit Ihnen? Begreifen Sie nun endlich, wie einen die Angst völlig lähmen kann? In SS-Kreisen war man der Auffassung, die Juden hätten den Tod verdient, weil sie sich widerstandslos in die Gaskammern hatten bringen lassen.

Jetzt können Sie selbst sehen, wie einem in dieser Situation zumute ist. Leisten Sie doch Widerstand! Wehren Sie sich! Zeigen Sie uns, wie überlegen Sie sind!« Er hieb wieder auf die alten Männer ein. »Los! Aufstehen! An die Arbeit!«

Beim Anblick von Ephraims haßverzerrtem Gesicht stieg heftiger Abscheu in Joseph auf. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er hatte gehofft, Befriedigung zu verspüren, nicht Ekel. Erleichterung, nicht Beklemmung.

Ephraim schlug immer wilder auf die alten Männer ein.

»Gleich werdet ihr am eigenen Leib verspüren, was es bedeutet, mitansehen zu müssen, wie eure Söhne euer Grab ausheben und dann eurer Erschießung beiwohnen müssen. Ihr werdet euch aufs äußerste gedemütigt, erniedrigt und herabgesetzt fühlen!« Ephraim wandte sich den Söhnen zu. »Und ihr werdet gleich das Gefühl kennenlernen, mitansehen zu müssen, wie eure Väter vor euren Augen erschossen werden, nachdem ihr vorher euren Beitrag zu ihrer Hinrichtung geleistet habt, indem ihr ihnen das Grab geschaufelt habt! Und danach werdet ihr die bange Ungewißheit kennenlernen, welche die Frage nach eurem weiteren Schicksal in euch hervorrufen wird. Ihr werdet bis zum letzten Augenblick nicht wissen, ob eure Bereitschaft, uns zu helfen, belohnt werden wird, ob wir euch ebenfalls erschießen oder am Leben lassen werden.«

Zusammen mit ihren Söhnen wurden die alten Männer auf die Rückseite der Villa getrieben, wo die Grube ausgehoben werden sollte.

»Versucht doch zu fliehen!« schrie Ephraim. »Auch wir wurden damals zur Flucht aufgefordert. Wir wußten, daß wir erschossen werden würden, und doch gaben wir die Hoffnung nicht auf, doch noch mit dem Leben davonzukommen. Wir hofften bis zur letzten Sekunde, daß...«

Joseph wollte eben ein drittes Mal »Nein!« schreien. Doch der Schrei blieb in seiner Kehle stecken.

Jemand anderer, eine Frau, hatte das Wort vor ihm geschrien.

23

Joseph wirbelte zur offenen Eingangstür der Villa herum. Auch die anderen drehten sich in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Ephraim zog seine Beretta.

In fassungslosem Staunen starrte Joseph auf die junge Frau, die aus dem Haus ins Freie trat.

Nein, zuckte es durch seinen Kopf. Das kann doch nicht wahr sein! Das bilde ich mir nur ein!

Aber er wußte, daß dem nicht so war. Der Boden unter seinen Füßen geriet ins Wanken, als seine letzten Zweifel verfliegen waren.

Die Frau war Erika.

Ihr Gesicht war rot vor Wut. »Nein! Das dürfen Sie nicht! Sie tun ein großes Unrecht! Wenn Sie diesen Männern antun, was sie einst Ihnen und unserem ganzen Volk angetan haben, machen Sie alles nur noch schlimmer. Sie werden dann genauso wie diese Männer. Sie stellen sich damit auf eine Stufe mit diesen Bestien. Sie dürfen Ihr Vorhaben nicht zu Ende führen!«

»Erika...«, stieß Joseph ungläubig hervor.

»Kennst du diese Frau?« fuhr ihn Ephraim daraufhin an.

»Sie ist meine Tochter.«

»Was?«

In diesem Augenblick stürzten hinter der rechten Ecke der Villa ein Mann und eine Frau hervor und entrissen zwei Mitgliedern von Ephraims Team ihre Uzis. Gleichzeitig sprang ein weiterer Mann aus der offenen Eingangstür der Villa ein Mitglied von Ephraims Team von hinten an, um ihm mit dem linken Arm die Luft abzudrücken und mit der Rechten seine

Schußwaffe zu entreißen.

Joseph glaubte seinen eigenen Augen nicht mehr trauen zu können. *Der Mann an der Eingangstür der Villa war Erikas Mann.*

»Saul?« stieß er verwundert hervor. »Wie kommst du denn...?«

»Schluß jetzt mit diesem Unsinn!« schrie Erika. »Diese Männer werden nicht erschossen. Wir lassen sie bei ihren Söhnen zurück. Und verschwinden jetzt schleunigst von hier!«

Doch Ephraim hielt seine Pistole weiter auf sie gerichtet. »Keineswegs! Sie werden schön brav hierbleiben. Glauben Sie etwa, ich hätte all die Jahre umsonst auf diesen Augenblick gewartet? Ich habe zuviel gelitten. Diese Männer müssen bestraft werden!«

»Das werden sie auch!« Erika lief die Treppe hinunter. »Aber das ist Aufgabe der Gerichte und nicht die Ihre.«

»Die Gerichte?« stieß Ephraim verächtlich hervor. »Haben uns die Gerichte damals im Dritten Reich vor all dem Unrecht beschützt? Im Gegenteil, sie haben das Vorgehen dieser Bestien sogar noch gerechtfertigt. Ich weiß nur zu gut, wie die Gerichte mit diesen Unmenschen verfahren werden. Sie werden endlos über das Ausmaß ihrer Schuld verhandeln, und am Schluß werden diese Männer vollkommen unbehelligt zu ihren Familien zurückkehren und in Ruhe ihren Lebensabend beschließen.«

»Wenn Sie sich schon nicht von moralischen Erwägungen leiten lassen wollen...«

»*Hat das denn die SS getan?*« fiel ihr Ephraim ins Wort.

»Dann führen Sie sich doch wenigstens dies vor Augen: wenn Sie diese Männer töten, werden Sie Ihr Leben lang gejagt werden. Und irgendwann wird man Sie fassen und Sie müssen den Rest Ihres Lebens im Gefängnis zubringen.«

»Damit haben Sie eben selbst meinen vorherigen Einwand bestätigt. Die Gerichte werden uns strenger bestrafen als diese

Bestien. Und was mein Leben betrifft, so ist es bereits vor mehr als vierzig Jahren zu Ende gegangen.«

»Dann sind Sie ein Narr!«

Ephraim zuckte so heftig zusammen, daß Joseph befürchtete, er würde den Abzug seiner Pistole drücken.

»Jawohl, ein Narr!« setzte Erika nach. »Sie haben durch ein Wunder überlebt! Doch anstatt Gott dafür zu danken, anstatt das Leben zu genießen, haben Sie nur an Ihre Rache gedacht. Gott hat Ihnen ein Geschenk gemacht, aber Sie haben es achtlos weggeworfen!«

Ephraim zielte auf Halloways Vater.

»Nein!« schrie Joseph.

Erika stürzte auf ihren Vater zu. »Versuche ihn von seinem Vorhaben abzubringen! Sprich mit ihm! Du mußt ihn zurückhalten, wenn du mich wirklich liebst!« Erika packte ihren Vater an der Schulter. »Tu es! Für mich! Ich bitte dich darum! Sag ihm, daß es diese Unmenschen nicht wert sind, daß ihr ihretwegen euer Leben zerstört. Du hast einen Enkel, den du kaum kennst. Du hättest ihn heranwachsen sehen können. Du hättest an ihm beobachten können, was Unschuld ist, und damit vielleicht auch deine eigene zurückgewonnen. Du könntest wieder jung sein!« Tränen strömten über Erikas Gesicht. »Ich flehe dich an! Halte ihn zurück!«

Josephs Brustkorb schnürte sich so heftig zusammen, daß er mühsam nach Atem ringen mußte. Dieses Gefühl war so beängstigend anders als der Haß, der ihn an diesen Ort getrieben hatte. Das Gefühl, das er jetzt verspürte, war unendliche Liebe und nicht Haß.

»Ephraim...«, das Sprechen bereitete ihm Mühe, »sie hat recht.« Seine Stimme klang heiser und gequält, obwohl das damit verbundene Gefühl ganz anderer Natur war. »Verschwinden wir lieber.«

Ephraim starrte über den Lauf seiner Beretta hinweg weiter unverwandt auf Halloways Vater. »Es wäre ganz einfach, jetzt

abzudrücken. Und vor allem wäre es mit einer ungeheuren Befriedigung verbunden.«

»Du hättest dich sehen sollen, als du auf sie eingeschlagen hast. Du hast mich auf fatale Weise an die Aufseher der Arbeitstrupps in Treblinka erinnert.«

»Vergleiche mich bitte nicht...!«

»Du vertreibst meine Alpträume keineswegs, Ephraim. Du machst sie nur noch schlimmer. Ich schäme mich zutiefst, daß meine Tochter uns eben beobachtet hat. Bitte, Ephraim, ich weiß jetzt, was ich wirklich will. Ich will nur noch vergessen.«

»Willst du diese Bestien etwa laufenlassen?«

»Warum nicht? Auch wenn wir sie töten, können wir damit unsere ermordeten Angehörigen nicht wieder zum Leben erwecken. Und auch der Haß wird damit kein Ende nehmen. Wenn du sie nämlich tötest, wirst du den Haß nur weiter schüren.«

Wie Erika strömten inzwischen auch Ephraim Tränen über das Gesicht. »Was soll aber dann aus mir werden?«

Joseph nahm ihm die Pistole aus der Hand und schlang tröstend seinen Arm um Ephraims Schulter. »Mit etwas Glück... werden vielleicht wir beide noch lernen... zu leben.«

24

Sie saßen zu fünft in ihrem Leihwagen. Drew und Arlene vorne. Saul, Erika und Joseph hinten. Gefolgt von dem Lastwagen mit dem Rest von Ephraims Gruppe fuhren sie von Holloways Landsitz weg. Saul sagte: »Halloway wird nicht wagen, die Polizei zu verständigen. Er und seine Freunde haben zuviel zu verbergen.«

Joseph nickte ernst und wandte sich dann Erika zu. »Wie habt ihr mich gefunden?«

»Das kann ich dir während des Flugs zurück nach Europa in

Ruhe erklären.«

»Ich glaube nicht, daß ich mit euch kommen werde.«

Erika erbleichte. »Aber ich dachte...«

»Ich täte nichts lieber, als euch zu begleiten«, entgegnete Joseph, »aber ich muß noch einiges erledigen. Die Vorkehrungen, die wir für unser Untertauchen getroffen haben, müssen rückgängig gemacht werden.« Joseph warf einen niedergeschlagenen Blick auf den Lastwagen zurück, der ihnen mit Ephraim am Steuer folgte. »Außerdem haben meine Freunde und ich noch vieles zu bereden. Wir müssen uns erst auf die neue Situation einstellen. Das wird nicht einfach werden. Weder für Ephraim noch für den Rest von uns.«

»Dann versprich mir wenigstens, daß du uns so bald wie möglich besuchen kommst«, bat Erika. »Du hast deinen Enkel eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

»Das werde ich bestimmt tun.«

»Wann?«

»In zwei Wochen.«

»Gott sei Dank, daß wir Sie noch rechtzeitig an der Durchführung Ihres Vorhabens hindern konnten«, schaltete sich nun Drew in die Unterhaltung ein.

»In einem Punkt hatte Ephraim sicherlich recht«, bemerkte Joseph darauf nachdenklich. »Diese Männer werden vollkommen unbehelligt weiterleben können.«

»Keineswegs.« Erika schüttelte energisch den Kopf. »Wir werden uns unverzüglich mit Misha in Verbindung setzen und ihm mitteilen, was ihr herausgefunden habt.

Er wird die Auslieferung dieser Männer erzwingen. Und dann werden sie ihrer gerechten Strafe nicht mehr entgehen.«

»Wenn ich das nur glauben könnte. Aber andererseits ...«, Joseph sah mit einem seltsamen Lächeln aus dem Wagen.

»Was meinst du mit andererseits? Warum lächelst du?«

»Ach, nur so.«

Joseph hatte eben einen Wagen vorbeifahren sehen. Einen

großen Wagen, der zu Hallowsays Landsitz unterwegs war. Seine Insassen waren Araber gewesen. Libyer, nahm Joseph an. Sehr aufgebrachte Libyer, die in Kürze von Hallowsay und Rosenberg eine Erklärung für die gekaperte Waffenlieferung fordern würden.

Ja, dachte Joseph, während er gleichzeitig Erika umarmte, es ist tatsächlich ein äußerst befriedigendes Gefühl, wenn der Gerechtigkeit zum Sieg verholten wird.

25

Sie hatten noch Plätze in der Nachtmaschine nach Rom bekommen. Saul hatte fast den ganzen Flug über geschlafen, doch eine Stunde vor der Landung spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Er war sofort hellwach und sah, daß Drew, der eben an ihm vorbeigegangen war, ihm zuwinkte, er solle ihm folgen. Vorsichtig löste Saul seinen Sicherheitsgurt und stand auf. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß Erika und Arlene noch schliefen, folgte er Drew, der in dem schmalen Gang zwischen den Toiletten auf ihn wartete.

»Ich wollte vor der Landung noch mit Ihnen sprechen«, flüsterte Drew.

»Ich dachte, das könnten wir auch noch in Rom tun.« »Dazu wird uns die Zeit fehlen. Arlene und ich müssen der Bruderschaft Bericht erstatten. Wir sind unseren Verpflichtungen der Bruderschaft gegenüber nachgekommen. Wir haben herausgefunden, weshalb der Kardinal verschwunden ist und wer den Orden zu sabotieren versucht hat. Wir können es gar nicht erwarten, endlich unbehelligt unseres Weges zu ziehen.«

»Sind Sie auch sicher, daß die Bruderschaft sich an die Abmachungen halten wird?«

»Das würde ich ihr zumindest raten. Ich wollte Ihnen nur

noch sagen, wie sehr es mich freut, daß sich für Sie und Ihre Frau nun doch noch alles zum besten gewendet hat. Erika ist wirklich eine außergewöhnliche Frau. Wie Sie gestern nachmittag aus dem Haus gekommen ist, ohne sich um all diese Gewehre zu kümmern – meine Hochachtung.«

»Ohne Ihre Hilfe hätten Erika und ich unsere Mission sicher nicht zu einem erfolgreichen Abschluß bringen können.«

»Ebensowenig hätten Arlene und ich es ohne Ihre Hilfe geschafft. Wir sind Ihnen zu größtem Dank verpflichtet.«

»Was ich Ihnen jetzt noch sagen will, fällt mir zugegebenermaßen nicht gerade leicht.«

Drew wartete.

»Ich fühlte mich anfänglich«, begann Saul zögernd, »sehr stark von Ihnen angezogen. Und zwar wegen meines toten Blutsbruders. Sie haben nicht nur eine sehr ähnliche Vergangenheit - Sie sehen ihm auch noch auffallend ähnlich.«

»Sie sagten eben ›anfällig‹. Hat sich das denn in der Zwischenzeit geändert?«

»Die Ähnlichkeit mit einer geliebten Person ist eine schlechte Basis für eine Freundschaft. Mittlerweile möchte ich jedoch Ihr Freund sein, weil ich Sie, ungeachtet der Ähnlichkeit mit Chris, für einen prima Kerl halte.«

Drew lächelte. »Dem kann ich mich in bezug auf Sie nur anschließen.«

Die beiden Männer faßten sich gegenseitig an den Schultern.

»Dürfte ich dich vielleicht noch um einen Gefallen bitten, Saul?« fragte Drew schließlich.

»Aber selbstverständlich.«

»Versuche bitte Gallagher davon abzubringen, Nachforschungen über uns anzustellen. Sag ihm, daß wir ein für allemal genug von Geheimdiensten haben. Wir wollen nicht wieder angeworben werden. Wir wollen nichts, als uns unbehelligt aus dem Weltgeschehen zurückziehen und in Frieden zusammenleben zu dürfen.«

»Davon werde ich ihn bestimmt überzeugen können.«

»Und noch etwas«, fügte Drew hinzu. »Solange Pater Dusseault sich in den Händen des CIA befindet, können wir uns nicht bei der Bruderschaft melden.«

Saul verstand. Wenn die Bruderschaft erfuhr, daß sich der Pater in der Gewalt des CIA befand, würde sie Drew und Arlene zum Vorwurf machen, ihr Geheimnis verraten zu haben. Statt Drew und Arlene endlich aller Verpflichtungen ihr gegenüber zu entbinden, würde sie die Bruderschaft vielmehr weiter bedrohen.

»Als ich den Pater zum letztenmal gesehen habe, stand er unter dem Einfluß eines Betäubungsmittels«, erklärte Drew. »Er weiß also nichts über die Ereignisse seit unserem Treffen in den vatikanischen Gärten. Er weiß nichts über euch, und er weiß auch nicht, daß er vom CIA verhört worden ist. Gallagher wird aus ihm herausbekommen, was er wissen will. Aber dann soll er den Pater einfach irgendwo in der Nähe des Vatikans wieder auf freien Fuß setzen. Daraufhin wird Dusseault sich sicher mit der Bitte um Hilfe an die Bruderschaft wenden. Diese wiederum wird ihn jedoch aufgrund meiner Meldung dafür bestrafen, daß er den Kardinal ermordet und Avidans Gruppe auf die Nazis gehetzt hat.«

»Und zum gegebenen Zeitpunkt wird sich der CIA dann auch die Bruderschaft vorknöpfen«, erklärte Saul. »Mache dir jedenfalls Dusseaults wegen keine Sorgen. Gallagher will den Pater sowieso schon längst wieder loswerden. Er ist in Sorge, weil er seine Machtbefugnisse bereits erheblich überschritten hat. Natürlich ist er brennend an den Informationen über die Bruderschaft interessiert, zugleich möchte er jedoch nicht, daß man ihm lange Fragen stellt, wie er an diese Informationen herangekommen ist.« Saul dachte kurz nach. »Ich fände es schön, wenn ihr euch mal bei uns melden würdet.«

»Das werden wir sicher tun, sobald Arlene und ich endgültig aller Verpflichtungen gegenüber der Bruderschaft entbunden

sind.«

»Wo wollt ihr euch niederlassen?«

»Das wissen wir noch nicht. Vielleicht in den Pyrenäen.«

»Warum nicht in der Wüste? Kommt doch mit uns nach Israel.«

»Ich habe bereits ein Jahr in der Wüste verbracht. Das war allerdings nicht das Richtige für mich.«

Saul grinste. »Schade, aber ich kann es durchaus verstehen.« Sein Lächeln verflog. »Da wäre nur noch eines...«

»Sag schon.«

»Ich wollte dich ebenfalls um einen Gefallen bitten.«

»Tu dir keinen Zwang an.«

»Vor zwei Wochen, als alles begann, wurde unser Dorf überfallen. Die Angreifer hatten es auf uns abgesehen. Wir dachten damals, der Überfall hätte etwas mit Josephs Verschwinden zu tun. Wir nahmen an, daß uns jemand daran hindern wollte herauszufinden, weshalb mein Schwiegervater verschwunden war. Das Problem ist nun, daß nichts von dem, was wir in der Zwischenzeit in Erfahrung gebracht haben, in irgendeinem Zusammenhang mit diesem Überfall steht. Deshalb mache ich mir Sorgen, daß es noch jemanden gibt, der Erika und mich aus Gründen, die uns unbekannt sind, aus dem Weg schaffen will. Und ich muß natürlich davon ausgehen, daß diese Leute wieder einen Anschlag auf uns verüben werden.«

Drew legte seinem neuen Freund die Hand auf den Arm. Seine Augen blitzten voller grimmiger Entschlossenheit und zugleich voller Zuneigung. »Wir werden euch zu Hilfe kommen, sobald es uns die Umstände erlauben. Und dann...«, jetzt redete er genau wie Chris. »Ich kann es gar nicht erwarten, daß diese Schweine noch einmal einen Überfall versuchen. Gegen uns vier? Sollen sie nur kommen!«